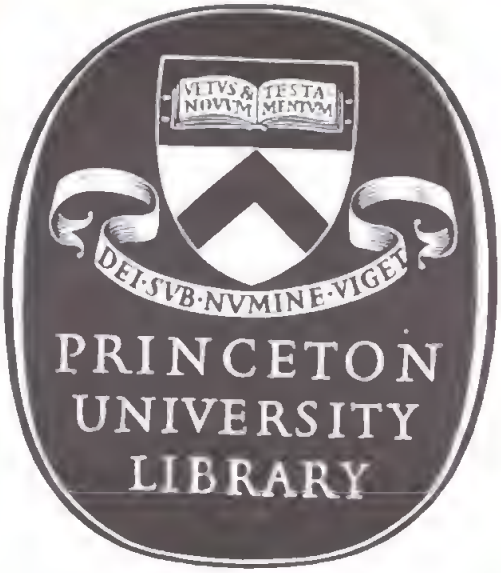
Was sich Berlin erzählt

Adolf Stein



Presented by

Mr. & Mrs. Carl P. Conrad Sr.

Cleveland
July 22 1924
from
Bergen

A. Stein.

Was sich Berlin erzählt

von

Rumpelstilzchen

1.—10. Tausend

Dom-Verlag / Berlin

Digitized by Google

DD879
.x573

Einbandzeichnung von Karl Arnold
Copyright 1922 by Dom-Verlag / Berlin
Alle Rechte vom Verlag gewahrt

Gedruckt von Hempel & Co. G. m. b. H. / Berlin

Vorwort

Als „Berliner Allerlei“ kamen im vorigen Jahre meine Plauderbriefe, nachdem man sie allwöchentlich draußen im Reich in seiner Zeitung hatte lesen können, in Buchform heraus und fanden überraschend große Verbreitung. Heute, wo ein Platz in der Mittelloge des Staatlichen Opernhauses 3200 Mark kostet und die Papiermark bald ihre Druckkosten nicht mehr einbringt, sind wir in so schnelles Rutschen geraten, daß der Berliner Bummel von 1920 und 1921 mir als ferne, idyllische Vergangenheit erscheint. Ja, selbst dieser neue Band, „Was sich Berlin erzählt“, ist schon nicht mehr Gegenwart, ist zwischen Niederschrift und Drucklegung Geschichte geworden. Ein bißchen deutscher Kulturgeschichte der Jahre 1921 und 1922 unter Berliner Brennspiegel; man schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, man zürnt, man lächelt, man lacht, — und dies ist in sotanen Zeiten, wo Generale Handlungsgehilfen werden und Brettlsänger Professoren, wo ein Frackanzug 45 000 Mark wert ist (mein Gott, wie billig, wird man nach wenigen Monaten vielleicht sagen) und die Ehre oft keine fünf Pfennig mehr, wohl noch die bekömmlichste Arzenei.

„Rumpelstilzchen“

Berlin, 18. September 1922

23-39

Digitized by Google

1

Saisonbeginn — Französischer Massenimport auf Berliner Bühnen — „Prinzessin Olala" — Die Massary und die Bernhardt — Was man alles trägt — Freie Bahn dem Unwissenden! — Professor Otto Otto — „Kaiserlich" — Jugendweihe der Arbeiterschaft

Die letzten Sommerurlauber sind wieder da: nun hat Berlin seine Berliner wieder.

So manch einer, den der goldene Herbst draußen festhielt, riß sich los, sobald die ersten Postkartengrüße von der Saison kamen. Bildung ist Mitmachen, sagen diese Leute. Nur keine Première auslassen! Außerdem haben wir eine ganz kurze Vorsaison vor der Neuyorker Saison, die uns unsere größten Großen entzieht, Richard Strauß hat noch einmal im Opernhause den Taktstock geschwungen, Franz Vecsey noch einmal in der Scala seine Geige Abschied schluchzen lassen. Nun sind sie zu Schiff nach Dollarica. Die Fahrkarte kostet 24 000 Mark ohne Weinrechnung und ohne Pokerverluste; aber auch diese werden von den Spesen gedeckt.

Da kann Berlin freilich nicht mit. In jenem Lande der unbeschränkten Möglichkeiten, wo auf jeden 14. Einwohner ein Automobil kommt, liegt anscheinend das Geld auf der Straße. In Wirklichkeit werden natürlich auch dort Wassersuppen gekocht, arbeiten dort mehr Leute an der Statistik der Arbeitslosigkeit als an Fassadenputz oder Neubauten, sehen dem 14. Autofahrer dreizehn andere Leute nach, die mit geflickten Stiefeln umherlaufen. Nur werfen die Vierzehnten das Geld eben mit vollen

Händen weg, und der Abfall ergibt immer noch nach unseren Begriffen ganze Vermögen für gastierende deutsche Künstler. Hier in Berlin, im Lande der unmöglichen Beschränktheit, wird derweil der alte Faden weitergesponnen; wir geben die bei uns aufgewachsenen Großen an das Ausland ab und importieren dafür die Kleinen aus dem Auslande zu uns. Unsere Bühnen sind mit französischen Schwänken überschwemmt. Bis 1914 war nur in einem einzigen, dem Residenztheater, das Pariser Ehebruchsstück heimisch, heute hat es schon fünf Schauhäuser erobert. Der richtige Berliner, der sich doch aus dem ganzen Reiche rekrutiert und nur zu einem wi zigen Prozentsatz zur Amüsierwelt gehört, leidet unter diesem Spielplan. Er ist in den Ferien von Berlin ins Reich gefahren, um nicht nur körperlich, sondern auch seelisch zu gesunden. Und siehe da, im Kurtheater wurde Schnitzlers „Reigen" und Ewers' „Alraune" gespielt. Aus Rücksicht und aus Spekulation — auf den Geschmack der Berliner! Es ist zum Dreinschlagen. Aber unentrinnbar.

Ganz nach leichtem französischem Vorbild ist das neue Kassenstück des Berliner Theaters gezimmert, die „Prinzessin Olala" von Bernauer und Schanzer mit der unverwüstlichen und immer wieder nett aufpolierten Musik von Gilbert. Die Verfasser haben unzweifelhaft die „Dame von Maxim" (Hoppla, Vater sieht's ja nicht!) und ähnliche Pariser Tollheiten in ihrem Unterbewußtsein verarbeitet. Genial verarbeitet. Denn Genie ist Gedächtnis, sagt Weininger. Und es galt, für das im Grunde ehrpusselige Berliner Theater in der stillen Charlottenstraße, die jetzt durch die Scheinwerfer des Autogewimmels allabendlich in eine Aufregung versetzt wird, wie sie sie früher in den Zeiten Trasch-Grevenbergs und Ferdinand Bonns nie kannte, eine Operette zu schreiben, in der erneut alle Vorzüge unserer Fritzi Massary aufleuchten können. Man hat leicht spotten, daß sie aus der oberbayerischen Fettlebe dieses Sommers magerer denn je zurückgekommen ist. Das macht nichts. Wenn auch die Sehnen und Adern ihren schlanken Hals allmählich immer härter stricheln, so verdeckt sie das nicht, denn sie weiß: noch heute würde manch einer ein Vermögen hergeben, um diesen schlanken Hals küssen zu dürfen.

Es mag etwa zwölf Jahre oder noch länger her sein, wahrscheinlich länger, als ich einmal den Kronprinzen ausrufen hörte: „Was, die Massary heiratet noch? Die hat ja schon eine vierzehnjährige Tochter!“ Das macht nichts. Die Sarah Bernhardt in Paris war noch älter, als ich sie das erstemal in meinem Leben sah, und schon damals sagte man von ihr, auf den Brettern, die die Welt bedeuteten, sei sie — das Brett, das die Welt bedeute. Und doch war ihre Kameliendame hinreißend schön, und doch war der Glockenton ihrer Stimme so, daß ich entzückt die Augen schloß. Die Massary ist eine wahrhaft große Künstlerin. Man vergißt den ganzen gräßlichen Unsinn dieses Vaudevilles „Prinzessin Olala“, man vergißt die Schlüpfrigkeit der Situationen und die Unzulänglichkeit der Mitglieder (unter denen der Darsteller des Prinzenerziehers Tiburtius allein sich emporsteilt), wenn jedes geträllerte oder jedes gehauchte Wort von ihr glockenrein bis zum letzten Stehplatz im dritten Range dringt, man vergißt die ganze Umwelt, wenn ihre strahlenden Augen und ihr roter Kirschenmund leise und immer leiser locken: „So komm' doch, so komm' doch, so komm' doch endlich schon!“ Die abgegriffene Fabel des Stückes erzählt von einem Prinzen von Odolien, der an eine ihm völlig unbekannte Prinzessin der Umbraine verheiratet werden soll, aber vorher, da er noch „ganz unschuldig“ ist, nach Paris geschickt wird, um dort in einem Schnellkursus bei einer Lebedame — die Liebe zu lernen, und die Prinzessin der Umbraine (Olala!) reist vorher hin, tritt als Zofe bei der Huldin ein und übernimmt selber die Erzieherrolle an dem Prinzen. Wenn dieser mit seinem langsträhnigen Professor Tiburtius in dem Salon erscheint und das erste Tanzduett klinglingt:

Es liegt hier so ein Duft in der Luft,
Duft in der Luft,
Der steigt uns in die Nase . . . .

dann ist das Publikum schon elektrisiert, und wenn nun gar die Massary auftritt — „ihre Toiletten sind aus dem Atelier Klara Schultz“ verkündet der Theaterzettel —, ist es ein Augen- und Ohrenschmaus, der die drei Akte hindurch alle im Bann hält.

Diese kleine Frau Massary-Pallenberg ist berückend. Selbst die ernsthaftesten Hakenkreuzler werfen ihr, sofern sie von großer Kunst etwas verstehen, das Ghetto ihrer Altvordern nicht vor. Und die Mädels im Parkett, die fast noch lerneifriger sind als der Prinz auf der Bühne, hören mit glühenden Backen zu, daß bei den Männern der Grips „schon am Schlips" zu Ende sei und daß man sie am ehesten fange, wenn man nicht brav sei, sondern schon ein „kleines Kleckschen" habe. Das ist ja der Niederschlag aller dieser Operetten. Und fast tut es einem leid, daß ein solch solides Publikum in das so solide alte Berliner Theater geht: nur noch verschwindend die Schiebergesellschaft des vorigen Winters, statt dessen viel vierter Stand bis in den ersten Rang hinein; Meister aus irgendeiner Fabrik mit Frau und Tochter, Lackierer mit Braut und deren Freundin, überhaupt Leute mit großer Handschuhnummer, denen man etwas innerlich Erhebenderes gegönnt hätte. Aber sie alle, um deretwillen die Handschuhfabriken jetzt allesamt — das ist Tatsache — auf Nummer 8 bis 8½ im Durchschnitt sich haben einstellen müssen, wollen eben einen Blick in die „große Welt" erhaschen, und wenn es die Talmiwelt der Tanzprinzen aus Odolien ist, und sie alle wollen am lebenden Modell der Massary studieren, wie man Morgenroben, Abendkleider, Pelze, Brokatschleier und — Nachthemden mit verführerischer Grazie trägt.

Es gibt eigentlich nichts, was man nicht tragen könnte; nur auf die Grazie kommt es an. Auf dem ersten öffentlichen Ball der Saison im Marmorsaal des Zoo sah man Anklänge an das Directoire, an das Empire, an das Biedermeier bis zu dem allermodernsten langen Kleide, ohne daß irgend etwas gestört hätte. Nur um das Zeitalter der Krinoline geht alles in begreiflicher Scheu in weitem Bogen herum, weil man doch nicht gleich die Autodroschken daraufhin umbauen kann und weil in der Untergrundbahn der große Drahtkäfig dieser Krinolinen sofort zerdrückt werden würde. Bisher waren extravagante Toiletten nur auf den Ballsaal oder andere Schaustellungen in geschlossenem Raume beschränkt, aber neuerdings wagen sie sich auch, mitten zwischen Dirndlkleidern und Mullhängerchen, auf

die Straße. Taucht da am Nollendorfplatz plötzlich neben mir, erschreckend wie ein maskierter Hoteldieb, eine in stumpfes Schwarz vom Kopf bis zu den Füßen, vom Hut bis zu den Tuchschuhen gekleidete Persönlichkeit auf. Aber die linke Brust ist aus blutroten Fäden ein Spinnennetz gestickt, und über der Herzgrube sitzt eine zwei Zoll große massive goldene Spinne, und das war wirklich eine Dame der Gesellschaft. Die Grenzen verwischen sich eben immer mehr.

Derweil sitzt der Sohn des Generaloberſten v. Kluck, des Führers unserer Ersten Armee im Kriege, jenseits des großen Wassers in Valparaiso als Küchenjunge in einem Hotel, während es ein Kamerad von ihm schon zum Portier im dortigen deutschen Krankenhaus gebracht hat. Man braucht das gar nicht tragisch zu nehmen, wenn irgendwelche junge Leute das veränderte Leben energisch anpacken und buchstäblich von ihrer Hände Arbeit leben, weil die emporgekommenen Banausen die Kopfarbeit heute nicht mehr schätzen und die Parole „Freie Bahn dem Unwissenden!“ heute in Deutschland gilt. Der Tüchtige, der wirklich Tüchtige, hatte schon früher freie Bahn. Der Vorgänger des alten Feldmarschalls Grafen von Moltke als Chef des Großen Generalstabes, Reyher, war von Herkunft ein Hütejunge vom Lande in Mecklenburg, hatte sich durch Tapferkeit in den Befreiungskriegen hervorgetan und holte die fehlende Bildung dann mit Hilfe wohlhabender Gönner nach. Der Urgroßvater des Herrn Krupp von Bohlen und Halbach war Schneidergeselle, der seiner Gattin Bertha Krupp war Schmied, so daß hier doppelt die handwerkliche Tüchtigkeit der Vorfahren zu Reichtum und Ehre gekommen ist. Der heutige Industriemagnat Hugo Stinnes stammt von einem schlichten, aber unermüdlich fleißigen Ruhrschiffer ab, der im Jahre 1810 für seine Ersparnisse von insgesamt 1240 Talern sich den ersten eigenen Kohlenkahn kaufte, ohne zu ahnen, daß sein Nachwuchs es zu Milliarden bringen werde. Der andere Weg, der jetzt unter der Republik so oft beliebt wird, ist mir viel unsympathischer, daß nämlich Maulaufreißen mit Tüchtigkeit verwechselt und gänzlich unvorgebildete Leute in den wichtigsten Ämtern auf die Menschheit losgelassen werden. Und

zwar sofort mit hochtrabenden Titeln, obwohl sie laut Verfassung verboten sind.

Da kommen jetzt einzelne Berliner ganz verpfuscht aus Schierke am Harz zurück, die dort in dem tropisch emporgewucherten Riesenbetriebe des „Professors" Otto Otto mit Hypnose und anderen Dingen behandelt worden sind. Sie wußten nicht, daß Herr Otto Otto den Professortitel von Herrn Sepp Oerter, dem Schneidermeister und Ministerpräsidenten von Braunschweig, erhalten hat, und daß er überhaupt nie Mediziner gewesen ist, sondern Kabarettsänger, und daß er gar nicht Otto Otto heißt, sondern Schlesinger.

Doch was ein Ministerpräsident tut, das ist immer wohlgetan, so befiehlt es die allerhöchste Verordnung dem zweifelnden Untertan, der beileibe nicht in Wort oder Schrift, die nur früher einmal frei waren, das Gegenteil äußern darf. In tiefer Ehrfurcht begrüßen wir daher auch die erzieherische Arbeit der hohen Obrigkeit, die jetzt das verpönte Wort „kaiserlich" überall entfernt, damit lüsterne Augen sich nicht daran versehen. In Berlin-Tempelhof ist gerade ein hohes Gerüst aufgebaut, um dem Schilde des ehedem Kaiserlichen Postamts das Kaiserliche zu nehmen. Der Gerüstaufbau allein kostet 3000 Mark. Wo das verruchte Wort nicht überpinselt werden kann, sondern aus Sandstein weggemeißelt werden muß, könnte von den Kosten dafür das Jahreseinkommen eines Privatdozenten an der Universität um das Doppelte erhöht werden. Doch es gibt noch schlimmere Dinge. Man gehe in das erste beste Dorf vor Berlin. Da ist am Eingang eine Tafel mit dem Namen der Gemeinde, des Kreises, der Provinz und — des Landwehrbezirkes überall säuberlich angebracht. Man denke: Landwehrbezirk! Wir haben doch gar keine mehr. Der Militarismus ist tot, ist gemeuchelt, die Entente hat einen Grabstein auf ihn gewälzt. Und nun röchelt er noch in mindestens 30 000 preußischen Gemeinden! Wenn das bekannt wird, gibt es eine Hausse in Aktien der Pinsel- und Ölfarbenfabriken, gibt es bald keinen arbeitslosen Anstreicher mehr.

Schon haben ja auch die verflossenen Berliner Stadtverordneten beschlossen, daß die Straßennamen umgepinselt

werden müſſen, weil das Wort Wilhelmſtraße agitatoriſch-monarchiſtiſch wirke, die Leipziger Straße an den verruchten Sieg über Napoleon erinnere, der Kurfürſtendamm geradezu in Abſolutismus und Mittelalter hineinführe. Ebenſo müſſen die Namen — und es ſind Hunderte — aus allen amtlichen Liſten verſchwinden, aus den Einwohnermeldeämtern, aus dem Verbrecheralbum, aus den Telephonbüchern: Koſtenpunkt insgeſamt 40 Millionen Mark; aber wir haben es ja. Was der Menſch nicht ſieht, das iſt nicht. Wenn die alten Offiziere an Feſttagen ihre Uniform nicht mehr anlegen dürfen, dann gibt es keine alten königstreuen Offiziere mehr. Wenn man ſeinen Kopf in den Sand ſteckt, exiſtiert die Welt nicht mehr.

Nach der gleichen Methode iſt ja der liebe Gott glatt abgeſchafft worden. Bei der „Jugendweihe", die die Groß-Berliner Arbeiterſchaft wirklich ſchön und ſtimmungsvoll und gut deutſch ſentimental ſtatt der früheren Konfirmation für ihre vierzehnjährigen Göhren veranſtaltet, wird das ganz nett auseinandergeſetzt. Am letzten Sonntag habe ich mir das in den Kammerſälen am Halleſchen Tor angeſehen. Es war rührend. Die Mädels alle in weißen Kleidern, mit getolltem Haar, weiße Nelken oder Roſen in den Händen, die Väter — die Männer der ſchwieligen Fauſt — meiſt mit Zylinder oder Klapphut, die Mütter bei der Weihe ſchluchzend und nachher beim Abküſſen der Geweihten ſehr innig, kurz, ich war ſelber tief ergriffen. Nur das Politiſche bei der Weihe gefiel mir nicht, ſo ſchön der Saal auch mit Lorbeerbäumen geſchmückt war, in denen rote Schleifen hingen. Die jungen Kinder wurden ſozuſagen zum Klaſſenkampf geweiht. Auch wurde ihnen erzählt, da ſie den ſogenannten lieben Gott nicht ſähen, habe auch nicht er die Welt erſchaffen; ſie ſei von ſelbſt entſtanden. Kopfſchüttelnd ziehe ich meine Uhr. Ich ſehe den Uhrmacher nicht. Vielleicht iſt die Uhr auch von ſelbſt entſtanden.

22. September 1921

2

Brüllende Autos — Das Gewimmel der Valutastarken — Ein Sieg deutscher Technik — Sportsmann und Schauspielerin — Moderne Geheimratstöchter — Woher haben die jungen Mädchen ihre Toiletten?

Man geht spät nachts gemächlich nach Hause. Es ist still, und bei der heutzutage spärlichen Beleuchtung glaubt man durch Kleinstadtgassen zu trappen.

Plötzlich zerreißt ein tierisch wilder Schrei die Lüfte.

Noch einer.

Als wenn ein Mammuth, dem von dem Stoßzahn des Nebenbuhlers der Leib aufgerissen wird, in Todesnot brüllt.

Im nächsten Augenblick sticht grelles Scheinwerferlicht mir ins Auge, und ein überweltliches Autoungetüm donnert vorbei. Gerade habe ich noch zur Seite springen können. Ich liebe Getümmel, Gelärm, Gefahr. Ich halte es mit Bismarcks Köchin, die, als ihr Herr aus der Stadt auf das Land übersiedelte, ihm gestand: „An allem kann ich mir gewöhnen, nur an dem Einsamen nich!" Also ich fühle mich sehr wohl, wenn ich um so weltverlorner und nachdenklicher und ruhiger, ganz instinktiv, durch die Verkehrsbrandung des Potsdamer Platzes steuere, je toller das mittägliche Getriebe ist, und nie war mir innerlich so jauchzend friedlich und gesammelt zumut als an jenem sonnigen Tage im Kriege, wo mich alten Knaben in mehr als viertausend Meter Höhe plötzlich fünf Nieuports auf einmal attackierten. Aber die vielen fremden Autos jetzt auf den Straßen von Berlin, das geht wirklich wider die Gemütlichkeit. Die Ausstellung und das Rennen hatten sie hergelockt. In sieben Meilen Umkreis war am vorletzten Sonnabend, Sonntag, Montag kein Schuppen und kein Hotelzimmer frei. Und die Ausländer in ihren Riesenwagen, die über die Alpen, über die Pyrenäen, ja über den Atlantischen Ozean gekommen sind, brauchen sich um die Polizeivorschriften der „Eingeborenen" dieses Landes und dieser Stadt Berlin nicht zu kümmern, sie rasen mit 80 Kilo-

meter Geschwindigkeit den Kaiserdamm entlang, sie benutzen die hierzulande nur auf Landstraßen erlaubten, den Wanderer völlig blendenden, vielhundertkerzigen Scheinwerfer, und statt des ruhig-tiefen Hupentons, der bei uns vorgeschrieben ist, haben sie dieses nervenzerreißende, tierische Krächzen oder Heulen oder Brüllen. Der großstädtische Gleichmut kommt ins Wanken. Alles springt entsetzt auf den Bürgersteig zurück.

Aber in der Tauentzien- und in der Leipziger und in anderen Kaufstraßen strahlten in diesen Tagen die Geschäftsleute. Wie ein Wall standen die Fremden an den Ladentischen. Ganze Lager wurden geräumt. Höchst nonchalant zogen die Herren Valutastarken ganze Packen von Tausendmarkscheinen lose aus der Brusttasche, wurden dann aber fast ungeduldig bei dem langen Hinzählen dieser „viel zu kleinen" Banknoten — denn 1000 Mark sind heute in amerikanischer Währung ja bloß noch 8 Dollar. Wenn die Dienerschaft der Fremden auf der Straßenbahn 15 Kilometer weit durch ganz Berlin fährt, so kostet das in ihrem Gelde 3 Pfennig. Ein fertiges Damenkostüm aus trefflichem Gabardine 52 Mark. „Aoh, uas kostet Deutschland?" Es ist um ein Lumpengeld zu haben, solange wir die berühmte Politik der Erfüllung treiben und dauernd fremde vollwertige Zahlungsmittel aufkaufen müssen, ganze Bevölkerungsschichten darob ins Elend versinken lassen. Nur wer etwas zu verkaufen hat, entweder Ware für Fremde oder Arbeit, letzten Endes auch für Fremde, der erlebt noch eine Spanne fieberhaften Aufschwungs.

Aber die anmaßenden Fremden sind schließlich doch still, ganz still. Draußen auf der Rennstrecke ist ihnen die große Offenbarung gekommen. Alles hat man uns genommen, Wehr und Waffen, Geld und Gut, und auch die eigene Ehre warf dieses phrasenbetrunkene, umeinandergedrehte deutsche Volk hinterdrein — nur eines blieb unverlierbar, der deutsche Kopf, die deutsche Intelligenz, die deutsche streng wissenschaftliche Arbeit in der Technik. In Rußland hat man die Intelligenz geköpft, und der Leib, die Masse Mensch (in Deutschland sagt man: das klassenbewußte Proletariat) stirbt ab und verhungert zu Millionen. Bei uns ist der Irrsinn noch nicht allgemein geworden.

Zwar ist es heute schon schwer, in Berlin einen Sohn aus gutem Hause der oberen Stände an Schraubstock oder Hobelbank unterzubringen, weil die Masse Mensch sich wider das Eindringen der Gebildeten empört und es darob womöglich auf Arbeitseinstellung ankommen läßt. Aber wo Großes erreicht wird, beugt sich doch auch heute noch der vernünftige Arbeiter willig unter die überragende Intelligenz und modelliert kühne Kopfgedanken mit fleißiger Hand. Das Ergebnis auf der neu eröffneten Autostraße zwischen Berlin und Wannsee hat dafür den Erfolg gebracht. Das letzte große Straßenrennen dieses Jahres auf dem Kontinent, bei Le Mans in Frankreich, sah einen hundertpferdigen Amerikaner als Sieger, der eine Geschwindigkeit von 125 Kilometern erreichte. In Berlin sind unsere kleinen Achtpferdigen auf 130 Kilometer gekommen und die großen Rennwagen auf 180 Kilometer in der Stunde! Fast andächtig erleben die Fremden das Wunder, daß dieses zertretene deutsche Volk wieder wie ein Pfeil dahinschnellt, und schon am zweiten Tage der Automobilausstellung am Kaiserdamm konnte eines unserer größten Werke feststellen: „Die Erzeugung eines ganzen Jahres im voraus ausverkauft!“ Für die Hunderttausende deutscher Zuschauer draußen bei den Rennen war dies alles freilich mehr Nervenreiz, Sport, Gesellschaft als Technik und Nationalökonomie. So etwas Ungeheures wie das donnernde Einherrasen der Maschinen, die mitunter, wenn eine winzige Unebenheit der Rennstraße in die Fahrt kam, Sprünge bis zu zehn Metern durch die freie Luft machten, konnte doch sensationelle Unfälle bringen. „Man rechnet mit 24 Toten!“, sagte mir altklug und kaltschnäuzig am Tage davor das neunzehnjährige Geheimratstöchterchen. Auch der Verkehr der Hunderttausende, auch das Daherbrausen, auf dem Wagenplatz Münden, nach Schluß wieder Auseinanderspritzen der annähernd 12 000 Autos mit Besuchern hat sich glatt und geräuschlos abgewickelt, dank den deutschen Köpfen in der militärischen Organisation der Auffahrt. An der Spitze der ganzen Schöpfung, an der Spitze der Aktiengesellschaft, die die Straße und das Rennen gemacht hat, steht ein ehemaliger Major unserer Luftwaffe. Und dem haben sie im November 1918 auch

die Achselstücke abreißen wollen! Ein einziger Unfall ist in den beiden Tagen bekanntgeworden. Das glühende lange Auspuffrohr eines Rennwagens an der einen Seite war lose geworden und schleuderte. Da packte es der Mitfahrer mit der Linken und hielt es fest. Vier rasende Stunden hindurch. Bis zum Zielband. Und dann erst ließ sich dieser deutsche Mucius Scaevola den schwarzgebrannten Handteller verbinden.

Das große Publikum hat so etwas gar nicht bemerkt. Es hat mit sich selbst genug zu tun. Es mustert kritisch die Toiletten, die diesmal, dem Charakter der Veranstaltung entsprechend, viel Leder und viel Pelz aufweisen. Hochmütige oder neidische Blicke fliegen zwischen Rivalinnen hin und her, während die Männer höchst uninteressiert zwischen den Kostbarkeiten sitzen: in der Tat, nicht für die Männer, sondern — gegen die Frauen ziehen die Frauen sich an. Man sieht manche Extravaganz unter den weiblichen und auch unter den männlichen Besuchern der kilometerlangen Tribünen. Aber auch Typen von bekanntem Zuschnitt. Der wohlkonservierte Herr, der die emaillierten Klubabzeichen sämtlicher Rennvereine, denen er angehört, wie Orden auf den breiten Tragriemen seines Feldstechers gereiht hat. Die überelegante Dame, die einen sehr alleinstehenden Eindruck macht und im Telephonbuch als Schauspielerin verzeichnet, aber in keinem Theateralmanach zu finden ist. Dazu das sonstige Gewühl und Geschiebe. Kurz, auch gesellschaftlich eine „große Sache".

Am Abend des zweiten Renntages sind alle Amüsierstätten Berlins von Fremden und Einheimischen überfüllt. Auch das Tanzpalais im Lunapark. Sieh mal einer an, da ist ja auch das Geheimratstöchterchen aus Berlin W.! In wirklich feenhafter Aufmachung; dazu ein paar Freundinnen und ein paar junge, anscheinend gutsituierte Herren. Auch so gegen ein Uhr nacht ist noch keine Ballmutter oder Ehrendame oder Abholmamsell zu entdecken. Der Papa Geheimrat ist das Urbild eines korrekten alten Beamten. Erhebliches Vermögen hat er, schätze ich, auch nicht. Er selber kann seine Tochter unmöglich so als Paradiesvogel ausstatten. Sollte wirklich irgendein „Freund" dieses junge, blütenfrische Mädchen . . . nein, nein, nur das

nicht; das Mädel bezahlt von selbstverdientem Gelde die Toiletten. Und wie man verdient, das erfahre ich jetzt. Da wiegt sich die Kleine, rhythmisch wackelnd und schiebend, mit ihrem Partner im Tanze, ist in angeregter Unterhaltung begriffen, die aber anscheinend kaum Koseworte enthält. Vielleicht eine volle Minute wackeln die Beiden fast auf demselben Fleck, dicht vor meinem Standpunkt. Ich traue meinen Ohren nicht: sie sprechen über Becker-Stahl-Aktien, Petroleumhausse, gestriges Kabel Neuyork, Memeler Sprit. Er ist trotz seiner noch nicht dreißig Jahre in hervorragender Stellung an einer Bank. Er gibt ihr Tips. Sie gibt sie ihrem Onkel. Der zahlt ihr Provision. Und das ist, so erfahre ich nachher von dem Geheimratstöchterchen, das demnächst heiraten will, aber nicht den jungen Bankmann, eine ganz alltägliche Sache. Das ganze Betriebskapital besteht aus dem Gutangezogensein, dem Frohsinn und der Herkunft aus guter Familie.

„Sehen Sie, wir nehmen doch die Autofahrt hin und zurück und den Tanzabend nicht ohne richtige, aber ganz harmlose Gegenleistung. Die jungen Männer sind des schlechten Weibsvolks müde, sie möchten sich mit ebenso eleganten jungen Damen der wirklichen Gesellschaft amüsieren, und da ziehen wir uns eben an und lachen und scherzen und tollen. Mutti kann vollkommen unbesorgt sein, sie erzählt mir auch gar nicht mehr, daß ein anständiges Mädchen sich früher höchstens von einem alten verheirateten Herrn traktieren lassen durfte, und nebenbei erwerbe ich mir, da ich intelligent genug bin, meine Toiletten selbst. Selbstverständlich haben alle die jungen Herren unseres Kreises hier Besuch bei meinen Eltern gemacht, kommen auch gelegentlich zu einer Kaffeevisite oder nach dem Abendbrot zu uns. Auf die Tanzdiele des Lunaparks gehen wir nur, weil sie das beste und glatteste Parkett von ganz Berlin hat, und was sich hier an gemischter Gesellschaft herumtreibt, das sehen wir überhaupt nicht, wir sind mitten im Trubel ganz unter uns."

Und schon stürzt sie ihr Glas Champagner herunter und eilt leichtfüßig zum Tanze mit einem anderen der jungen Herren. Heiter ist das Leben, ernst ist die Kunst. Die Groß-

mütter daheim staunen Bauklötze. Tatsächlich sind diese jungen Mädchen in medizinischem Sinne allesamt noch „unschuldig", haben auch nichts etwa von dem Typ Nixchen der Hans v. Kahlenberg, sondern genießen auf sozusagen völlig unanfechtbare Art ihr bißchen Jugend. Nur kalt sind diese Großstadtpflanzen des neuen Berlin. Kalt und wissend. Nie wird solche eine zarte hingebende Kinderwärme von ihnen ausströmen wie von unseren Müttern in deren Jugendzeit, die klopfenden Herzens dreimal im Jahre in demselben Mullkleidchen den Ball in der „Museumsgesellschaft", den „Bürgerball" und das „Hauskränzchen" mitmachten.

29. September 1921

3

Gottfried Benn — Die neue Wild-West-Pantomime bei Reinhardt — Gasthausstreik — Aus Diegelmanns und Burgstallers Jugend — Der Weinfund im Reichspostministerium — Zentrumspoesie — Der Anthroposoph Steiner und Moltkes Memoiren

Wer als zartes Jungchen, noch mit Veilchenduft aus dem Taschentuch seiner Angebeteten in der Nase, zum Studium der Heilkunde in die Anatomie kommt, der muß sich abgebrühte Nerven zulegen. Sonst hält er es nicht aus. Er muß krampfhaft alles das Gräßliche, das mit dem Handwerklichen des Berufes zusammenhängt, um sich und in sich durch erst recht wüste Redensarten übertäuben. Daher das bekannte und viel mißdeutete Scherzwort: „Er war ein Mediziner, und sie — war auch ein Schwein."

Solch ein Jungchen von holdem Gemüt und herzlicher Hilfsbereitschaft, das sich von dem Druck des Grausigen durch gespielte Kaltschnäuzigkeit befreien mußte, war der Gottfried Benn, der etliche Jahre vor dem Kriege die sogenannte Pepinière in Berlin, das militärärztliche Bildungsinstitut, be-

ſuchte. Ein begabter Jüngling, dem eine große Zukunft vorausgeſagt wurde. Er wollte aus der Uniform heraus, wollte ſeiner Kapitulation mit dem Staate ledig ſein, und da veröffentlichte er ein Bändchen Lieder — „Aus dem Leichenſchauhauſe“. Alſo man bekreuzigte ſich prompt und ließ den Zyniker laufen. Inzwiſchen hat Dr. Benn ſich längſt als Spezialarzt in der Belle-Alliance-Straße in Berlin niedergelaſſen und denkt kaum mehr an ſeine vor zehn Jahren begangenen Keckheiten. Demnächſt kommt aus ſeiner Feder im Verlag von Erich Reiß ein ſtattlicher Band Geſammeltes heraus, Geſammeltes in urſprünglichem und in übertragenem Sinn, auch ganz reife Sachen, Eſſais, Novellen, Dramatik; nur wenige Gedichte darunter. Aber es gibt noch Leute, die ihn aus ſeiner Sturm- und Drangperiode kennen. Das muß jetzt, gerade jetzt ausgeſchlachtet werden. Hält da dieſer Tage Elſe Lasker-Schüler, das vor Jahren ſo bräunlich-heiße Weib vom Berge Sinai, das nun gern zum Blocksberg reitet, eine Vorleſung, und um den Hexenſabbath vollzumachen, deklamiert nachher ein anderer, ohne daß man Gottfried Benn vorher einen Ton davon geſagt hat, Gedichte aus Gottfried Benns Morgue. Selbſt die verkalkteſten Holzböcke unter den Rezenſenten ſchütteln ſich und wagen es nicht, in ihrer Beſprechung auch nur eine Zeile zu zitieren; nicht einmal die Harmloſigkeit von der kleinen lila Aſter, die nach der Sektion des ertrunkenen Bierfahrers mit vernäht wird, um von den wirklichen Zynismen ganz zu ſchweigen. Auch ich werde mich hüten. Ich kann nur feſtſtellen, daß ſelbſt Ariſtide Bruant in Paris ſein Lebtag ein Waiſenknabe im Vergleiche zu Gottfried Benns ausgekochter Frechheit war, und ein ganz ungebildeter Waiſenknabe dazu.

Ja, es iſt ein Kreuz mit dieſen Medizinern, wenn ſie dichten. Am tollſten im Film. Da iſt ein junger langaufgeſchoſſener Unterarzt von den Stuttgarter Grenadieren, ein erſtaunlicher Kerl, noch keine 21 Jahre alt, dem es zu Schinken und Kartoffelſalat, zu Tabak und halber Maß Wein nicht langt, wenn er ſich nicht etwas dazu verdient. Alſo auf zum Film! Schon als Pennäler hat er ſeinen neuen Rieſenmonumentalfilm begonnen: „Der Räuberkönig in der Tſchecho-Slowakei.“

Freilich, Bewegung ist darin, Schmiß ist darin. Besonders die Räuberquadrille im 3. Akt, wo nicht weniger als ihrer 240, daß die Erde dröhnt, aus der Waldkluft links und rechts hervortrippeln, in zwei breiten Strömen in den Vordergrund eilen, sich da vereinigen, dann zurückfluten, auf neue Scharen stoßen, aneinander vorbeigleiten und doch die ganze Quadrille nicht in Unordnung bringen, das ist einfach großartig. Den Sturm auf das Grafenschloß im letzten Akt hätte der junge Filmdichter allerdings noch etwas besser herausarbeiten sollen, vielleicht hat auch die Materialteuerung die Filmgesellschaft davon abgehalten, den ganzen Kulissenzauber wirklich abbrennen zu lassen, wodurch eine phänomenale Wirkung sich hätte erzielen lassen; so rutscht nur im Vordergrunde der Überfallene ängstlich auf den Knien herum und bewegt blasse Lippen in einem verzerrten Gesicht — was er eigentlich sagt, das versteht man nicht, denn dafür ist es ja ein Film, aber der gänzlich routinelose Unterarzt von erst 21 Jahren hat gerade von dieser Szene merkwürdigerweise sich den erschütterndsten Eindruck versprochen, obwohl sie völlig verpufft.

Der junge Mann heißt Friedrich Schiller. Die Aufnahmen finden im Atelier (Großes Schauspielhaus oder Theater der Dreitausend genannt) des Reinhardt-Konzerns statt. Dieser Schiller sollte lieber weiter seine Pferdekuren an typhuskranken Soldaten in Stuttgart machen. Zum Filmdramaturgen taugt er nicht. Nun behaupten zwar einige Besucher der großen Stalaktitenscheune Reinhardt-Holländers, es handle sich nur um ein verfilmtes Bühnendrama. Es hieße einfach „Die Räuber" und habe mit seinem heißen Atem schon unzählige Herzen entflammt, sei schon vor weit über hundert Jahren auf allen deutschen Theatern hinreißend gespielt worden, und die prasselnde Wortpracht und die aufwühlende Moralforderung seien an ihm das schönste. Das kann jeder sagen. Oben im 4. Ring der Dreitausend bestreitet man es jedenfalls. Ich selber kann mich an die Aufführungen im Königlichen Schauspielhause und anderswo sehr wohl erinnern, aber ich finde keine Ähnlichkeit zwischen jenem Drama und dem Wild-West-Spiel bei Reinhardt.

Manchmal scheint es, als werde überall in Berlin dazu geprobt. Hier und da gibt es einen Sturmangriff; zwar nicht auf ein Grafenschloß, aber auf irgendein Hotel, auf ein Weinrestaurant, auf Mampes „Gute Stube" oder sonst eine Stätte, an der Trank und Atzung gereicht wird. Die Angestellten des Gasthausgewerbes streiken. Daneben verhauen sie Streikbrecher und gelegentlich auch Gäste. Mir sind Köche und Kellner, Liftboys und Zimmermädchen — diese letzteren brauchen das kanonische Alter dabei nicht erst erreicht zu haben — eine außerordentlich sympathische Menschenklasse, denn erstens sind das im Durchschnitt die liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Deutschen, die ich kenne, zweitens habe ich mit ihnen meist nur dann zu tun, wenn ich mich bei gefüllter Brieftasche in angenehmster Stimmung befinde, und drittens habe ich Verständnis für die besondere Tragik im Leben gerade unserer Ganymeds. Also da servieren sie ein Dutzendmal getrüffelte Gänseleber und kriegen selber nachher nur ein Stück Landleberwurst, in dem sich eigentlich nur gehackte Lunge befindet, oder sie beugen sich in Anmut und Selbstbeherrschung mit gut ausbalanciertem Tablett über den Ausschnitt einer mondänen Schönheit, die Herzlose beachtet sie aber überhaupt nicht, sondern lächelt nachher höchstens dem Chauffeur zu. Also ich gebe gern und freudigen Herzens Trinkgeld, selbst wenn es „abgeschafft" ist und meine Freunde mich charakterlos nennen; ich gebe es auch nicht protzig, sondern mit einer gewinnenden Höflichkeit, etwa so wie einem lieben Besucher eine gute Zigarre. Ich muß immer an die müden Füße der armen Frackträger denken. Meist sind die Gasthausangestellten solide Leute, die auf die Selbständigkeit hin sparen und auf die treulich irgendein Mädchen wartet; bis sie die eigene Wirtschaft haben, laufen sie sicher eine Strecke ab, die dem Aquatorumfang der Erde entspricht. Ich fühle mich wie geborgen, wenn ich mit der imposanten Würde eines Hotelportiers in Berührung komme, der ein vielsprachiges und nie versagendes Auskunftsbuch ist. Vor Hausknechten lüfte ich immer zuerst den Hut.

Denn man kann nie wissen. Diegelmann, der Berliner komische Heldenvater, und Burgstaller, der Bayreuther große

Tenor, trugen als junge Dachſe auch die grüne Schürze und putzten Stiefel. Vor dem Kriege gab es in aller Herren Ländern deutſche Gaſtwirtſchaften und auch in den fremden deutſche Kellner. Selbſt wenn man den langen Weg bis zum weltverlorenen Tipperary in Irland zurückgelegt hatte, ſtieß man auf deutſche Bedienung, auch wenn ſie ſich durch kein deutſches Wort und kein Lippenzucken verriet, ſondern die Schüſſel nur beim Reichen ſo drehte, daß der Deutſche das beſte Fleiſchſtück bekam. Dann, bei der Mobilmachung, gaben alle dieſe jungen Leute Stellung und Erſpartes gern her, um nur irgendwie zu den deutſchen Fahnen eilen zu können.

Alſo, wenn mein Verſtand mir auch ſagt, daß die Prinzipale vielleicht recht haben: mein Herz iſt im Gaſthausſtreik bei den Angeſtellten, und da will ich weiter nicht Partei ergreifen. Mögen die beiden es unter ſich ausmachen. Bezahlen muß doch, wie es auch komme, das Publikum, und ich glaube weder der einen noch der anderen Partei, daß ſie nur für das Publikum kämpfe. Die Meldung, daß eine Maſſenflucht aus Berlin eingeſetzt habe, iſt jedenfalls ebenſo falſch wie die, daß nun die Feinkoſtgeſchäfte überlaufen würden, weil jeder Junggeſelle ſelber ſich ein kaltes Mahl bereite. Die erſte Behauptung habe ich in dem größten Hotel Berlins nachgeprüft, im Exzelſior am Anhalter Bahnhof. An den Fenſtern des Erdgeſchoſſes und des geſchloſſenen Cafés kleben zwar die roten Zettel der Streikleitung, und vor dem Portal ſtehen in finſterer Entſchloſſenheit vier Streikpoſten. Aber das Haus iſt voll, und geſtern haben ſich 130 neue Gäſte angemeldet, während von den alten nur die abgefahren ſind, die es ſowieſo mußten. Man behilft ſich. Man ſucht ſich im Veſtibül ſelber ſeine Poſt heraus, man macht ſich ſelber das Bett, man gießt ſelber das Geſchirr aus. Die großen Reſtaurants ſind geſchloſſen, aber man wandert eben in die kleinen ab, in denen die Familie bedient. Der junge Architekt, der am vorigen Sonntag bei uns zum Abendeſſen war und um die Erlaubnis bat, geſtern abend unſerer aus dem Auslande zu Beſuch gekommenen Nichte das Haus Kempinskis zeigen zu dürfen, iſt mit ihr ſtatt deſſen in eine Berliner Weißbierſtube

gegangen, in der Mutter Lehmann tüchtige Rumpsteaks brät und Vater Lehmann das nötige Getränk dazu kredenzt. Also jedenfalls wird Berlin den Streik überstehen. Den inzwischen entgangenen Gewinn beider Parteien und die hier und da zerschlagenen Fensterscheiben werden wir nachher schon irgendwie auf die Rechnung bekommen.

Gelegentlich hat man die guten Gaben Gottes auch sozusagen umsonst, besonders wenn man zu den regierenden Parteien gehört. Es ist schon eine Weile her, nämlich vor den Parlamentsferien, daß sich plötzlich, wie es in der eigens angefertigten Ulkzeitung heißt, ein „verstecktes Depot von gutem Weine" im Postministerium fand. Es erquickte die Zentrumsfraktion, die alsbald zu fröhlichem Umtrunk vom Kollegen Postminister Giesberts eingeladen worden war. Erst mach' dein Sach', dann trink' und lach' — nach dieser Parole ist es dann auch hoch hergegangen. In der Festzeitung, die mir von befreundeter Seite zugeschickt worden ist, kommt es herzerfrischend zum Ausdruck, daß Politik den Humor nicht verdirbt. In einem langen Gedicht veralbern sich die Herren gegenseitig; kein einziger der Abgeordneten entgeht der vergnügten Persiflage. Man war unter sich. Es war Herrenabend. Man schonte weder Kanzel noch Erzpriester, weder Professor noch Bibliothekar, und selbst ein so unauffälliger Mensch wie der Abgeordnete Lange-Hegermann mußte sich wie folgt angeprangert sehen:

Hegermann, der Mittelständler,
Ein gewandter Kuxenhändler,
Einstens Commis voyageur,
Ist er heute Millionär,
Trägt in dem Wappen eine Scher'.
Weltgewandt, galant, gerissen,
Hat er gar manchen schon be—lehrt,
Daß man nur erreichet Großes,
Wenn man kennt die Bücher Moses.

Also es muß ungemein lustig bei diesem Umtrunk zugegangen sein, und daß die ernsten Politiker in der ernsten

Zeit auch noch so viel für die deutsche Poesie übrighaben, verdient besondere Anerkennung. Literarhistorikern stelle ich gern die weiteren Verse zur Verfügung. Auch in dem Reichstagsalmanach würden sie sich als Ergänzung der autobiographischen Notizen aller der Herren nicht übel machen. Jedenfalls können die Wähler und auch die Familienangehörigen der Abgeordneten aus der Ulkzeitung entnehmen, daß es sich in Berlin immerhin ganz gut leben läßt, solange es noch „herrenlose" Weindepots gibt.

Im übrigen ist diese Metropole gerade um ihrer Politik willen so unerfreulich wie nur möglich, und wenn gar berufsmäßige Weisheitslehrer sich in sie mischen, dann überkommt mich ein leichtes Grausen. Es ist zurzeit sehr modisch und sehr ungefährlich, nach dem stillen Mann in Haus Doorn mit Steinen zu werfen. Tut dies ein Zyklop wie Bismarck aus dem Grabe heraus mit Felsblöcken, nun gut; obwohl ich nicht glaube, daß es den Riesen freuen würde, just deshalb heute von allen Rötlichen und Roten auf die Schultern gehoben zu werden. Nun kommt aber ein Männlein wie der „Anthroposoph" Rudolf Steiner, läßt sich von einem Pariser Blatte ausfragen und gibt ihm Enthüllungen über den Kaiser. Der habe alles, was Moltke gut gemacht habe, schlecht gemacht, habe ihn zuletzt „in Unterhose und Schlafrock" empfangen und dem Kriegsunheil zu spät und unsicher seinen Lauf gelassen. An dieser Äußerlichkeit kommt der ganze Mordsschwindel zutage. In der gesamten Königlichen Kleiderkammer hat sich nie ein Schlafrock gefunden. Ein solches Kleidungsstück kannte Wilhelm II. ebensowenig als etwa einen bequemen Schreibsessel: vor seinem Arbeitstisch im Neuen Palais saß er immer — im Sattel, die Füße im Bügel, um sich durch keine Lehne zu verweichlichen. Steiner will alles aus den Memoiren seines „Freundes" Moltke haben, die dieser kurz vor seinem Tode ihm übergeben habe. Das mag eine Warnung für Steiners noch lebende Freunde sein, zu denen meines Wissens auch unser ehemaliger Außenminister Simons gehört. Es ist nicht angenehm sich vorzustellen, daß man noch nach seinem Tode so blamiert werden kann. Moltke war schon Ende September

1914 körperlich und geistig völlig zusammengebrochen. Am 5. Oktober kam ich von der Antwerpenfront auf einige Stunden hinüber nach Brüssel, wo ich den General im Hotel Astoria traf. Er erkannte mich trotz der Uniform, obwohl er mich früher nur in Zivil gesehen hatte, zog mich ins Gespräch, plauderte fahrig und nervös, und ich hatte den erschütternden Eindruck eines zerfallenden Menschen. Er wurde heimgeschickt und starb. Nun ist er als Steiners Schwurzeuge eine Sensation für den Matin geworden. Von der berühmten „Dreigliederung" dieses Berliner Anthroposophen weiß ich soviel, daß alle diejenigen meiner Bekannten, die leicht überfahren sind, sich dafür begeistern, und Steiner selbst hat auf mich, als ich vor Jahren einmal einen Vortrag von ihm hörte, durchaus den Eindruck eines etwas beschränkten und etwas verhungerten Menschen gemacht, der inzwischen freilich sehr „gesund" geworden ist. Von dieser Sorte gibt es viele in Berlin. Und sie lassen sich alle von den Matin-Leuten interviewen. 6. Oktober 1921

4

Wie sich's regiert — Stadtverordnetenwahlen — Die Spucke langt nicht — Die Blechdosen-Lina — Preisreiten im Stadion

Vor langen Jahren, noch unter dem gesegneten Kaiserreich, fragte mich einmal ein Kanzler, ob ich nicht ins Auswärtige Amt eintreten wolle. Ich hätte ein für die damaligen Zeiten hohes Gehalt und einen wunderbaren Titel erhalten. Aber ich konnte mir bei dem Angebot ein Lächeln nicht verbeißen. Ich antwortete, das werde keine drei Wochen gut gehen. Irgendein noch geheimerer Geheimrat als ich, irgendeiner mit ein paar ersessenen Dienstjahren mehr werde eines schönen Tages ein Schriftstück von mir durchsehen und es, äh, ein bißchen kühn finden und, äh, mich bitten, hm, äh, hm, daß ich, äh, doch diesen und jenen Satz etwas veränderte. Und dann würde ich ihm wahrscheinlich das Schriftstück um die Ohren

ſchlagen und ſagen: „Ich harfe gut und gern die deutſche Sprache, aber Sie Eſel werden nie die Laute ſchlagen können!“

Alſo es war nichts mit der Ausſicht auf den Wirklichen Geheimen Legationsrat und die künftige Penſion der Räte erſter Klaſſe. Aber inzwiſchen iſt das Daſein der nachnovemberlichen Miniſteriellen ganz erträglich geworden. Man ſchreibt und ſpricht das ſchlechteſte Deutſch, man gibt leichtfertig ſchillernde Sinnloſigkeiten wie die von der „beginnenden Ära der Völkerverſöhnung“ von ſich, man fährt den Reichskarren in den Dreck, und dann ſagt man hoheitsvoll: „Ich trete zurück!“ Alſo man läßt den Karren ſtehen, zieht ſich den Sonntagsanzug über und geht weg. Für das „Opfer“, das man zweimal (durch Kommen und Gehen) angeblich dem Vaterlande gebracht, bekommt man eine gute Penſion, bei deren reichlicher Bemeſſung die Lehrzeit oder die Parteiſekretärzeit oder die Pennälerzeit angerechnet werden, und dann wartet man, bis man eines Tages erneut zur Regierung berufen wird. Es iſt faſt wie im Märchen. „Timpe, timpe, timpe te, Fiſchlein, Fiſchlein in der See, ich möchte gern Exzellenz werden!“ Und ſchon iſt man es. Da beginnt denn dieſes Leben der vielgeſchäftigen Untätigkeit und der eifrigen Ernte von Mißerfolgen. Und dabei iſt man Halbgott. Alſo es regiert ſich im allgemeinen nicht übel in der parlamentariſchen Republik. Mag Deutſchland verarmen, mag Deutſchland immer wieder amputiert werden: die Regierenden haben immer den Beifall ihrer Sippe. Die alte Redensart: „Wie man's auch macht, es iſt immer falſch“ iſt abgeſchafft. Alles iſt richtig. Die Völkerverſöhnung wird ſchon kommen. Die Gerechtigkeit wird ſchon ſiegen. Früher hieß es, daß Männer die Geſchichte machen. Heute zieht niemand die Männer zur Verantwortung; heute macht alles „die Entwicklung“.

Dieſer dumpfe Glaube an das „Irgendwie“ ertötet auch in den ſogenannten gutgeſinnten Kreiſen die Selbſttätigkeit. Es wird ſchon irgendwie werden. „Alſo laſſen wir die dumme Wählerei!“ Da ſoll an dieſem Sonntag für das Berliner Vier-Millionen-Volk der neue Gemeinderat gekürt werden. Im vorigen Jahre blieben über 900 000 Wähler der Urne fern,

und diesmal fürchten die Parteien ein ähnliches Ergebnis. Einstweilen rackern sie sich ab mit Volksversammlungen und bepappen ganz Berlin mit großen Aufrufen und kleinen Handzetteln. Wieder sind alle Laternenpfähle mit bunten Papierchen bestickt. Da steht ein Junge vor einem der eisernen Masten, die Faust voll mit den gummierten Handzetteln und seufzt. Was denn mit ihm sei frage ich. „Och — ich kriege die nötige Spucke nicht mehr zusammen!" Dem Manne kann geholfen werden, sagt Karl Moor. Also ich gebe ihm den guten Rat, mal in Mutters Medizinschrank nach einem gewissen Etwas sich umzusehen. Am selben Abend pappen die Parteimarken in der ganzen Stadtgegend nicht nur an den Laternenpfählen, sondern auch an den Schaufenstern, an den Torbögen, in den Korridoren. Der Junge hat richtig die Klystierspritze mitgenommen. Aber auch diese reichliche und hitzige Reklame läßt viele Enttäuschte kalt. Mir scheint, daß die erschreckende Wahlmüdigkeit (ein Zeugnis für das Verzweifeln am Parlamentarismus) durch alle Stände geht, bei sogenannten Kapitalisten sich ebenso findet wie bei sogenannten Proletariern.

Ich habe die Blechbüchsen-Lina darüber interviewt. Ich habe nun einmal das Glück, daß mir bei meinen Streifzügen kein Berliner Original entgeht. Solange der Wurscht-Maxe lebte, stand ich mit ihm auf Du und Du, der nächtliche Rosen-Kavalier an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche nickte mir vertraut zu, der alten Harfen-Jule, die nach einem mißglückten Versuch, sie mitsamt ihrer zittrigen Stimme und ihrem klapprigen Instrument in eine Berliner Revue auf die Bühne zu verpflanzen, zufrieden auf ihrem bißchen Gelump im Keller gestorben ist, habe ich fast noch die Augen zudrücken können, und nun hat mir auch die Blechbüchsen-Lina ihr Herz erschlossen. Nur Sonntagskinder begegnen ihr. Man kann sie nicht aufsuchen, denn sie steht in keinem Adreßbuch. Im Sommer pennt sie meist auf irgendeinem Lastkahn im Nordhafen oder im Humboldthafen, im Winter meist in einem städtischen Asyl für Obdachlose, tagsüber aber ist sie rastlos unterwegs, obwohl sie nicht mehr ganz gut zu Fuße ist. Immerhin, ihre 30 Kilometer macht sie wohl alltäglich. Von Knöpfen hält sie nicht viel. Sie

hat keine. Aber auch nicht etwa Sicherheitsnadeln an deren Stelle. Die Bluse, die Strickweste, die Jacke (oder auch je zwei Exemplare davon oder wenigstens deren Reste) mit der ehrwürdig grün schimmernden Patina vieler Sonnen- und Regentage darauf sind schon so mürbe, daß man es ganz einfach haben kann: man sticht Haarnadeln durch, und es hält auch so. Unter dem rechten Arm trägt die Blechbüchsen-Lina, mit einem Bindfaden verschnürt, stets ihre ganze Habe, darunter ein altes Schirmgestell ohne Stock, einen linken Männer-Holzsohlenstiefel und sonstige Müllgrubenschätze. „Vielleicht gibt mir mal einer 10 Mark dafür!" sagt sie und ist glücklich in Hoffnung. In der linken Hand aber (und daher stammt der Spitzname) hält sie immer und ewig eine halb mit Wasser gefüllte alte Konservenbüchse, und immer baumeln da heraus ein paar Blumen mit ihren Köpfen. Ein zärtlicher Blick streift gelegentlich die Blüten. Die Blechbüchsen-Lina ist glücklich. Vor dreißig und etlichen Jahren war sie Dienstmädchen. Später Aufwärterin. „Jetzt nicht mehr; man hat doch nicht mehr die richtige Toilette für feine Häuser!" sagt sie schlicht und ergeben.

Also ich interviewe sie.

Ob sie auch wählen werde?

Nein.

Sie stehe in keiner Liste. Nun, und eigentlich müßte sie ja rot wählen, wenn sie wählte, aber das täte sie nicht, denn die Roten klauten so; der rechte Männer-Holzsohlenstiefel (sie habe wirklich ein richtiges Paar gehabt) sei ihr von einem Kommunisten in der Herberge stibitzt worden. Aber auch feine Leute seien da. Gute Leute. Die meisten Menschen seien überhaupt gut. Nur die Suppe, die man von der Stadt kriege, sei so dünn, da gebe es keine Kraft, da könne man nicht arbeiten, selbst wenn man wollte. Aber eben sei es schön. Eben habe ihr ein Bäcker acht Schrippen geschenkt, und die habe sie gleich hintereinander aufgegessen. Gleichmütig, fast herablassend nimmt die Blechbüchsen-Lina auch einen Zweimarkschein von mir an, wird dann aber einsilbig, ich möchte sagen, mißtrauisch; gibt mir keine Antwort mehr und schlurft zur nächsten Pumpe, um die alte Konservenbüchse mit frischem Wasser aufzufüllen.

Nun ist sie wieder glücklich. Solange ihre Blumen zu trinken haben, hungert sie gern. Vielleicht regt sich in dem oder jenem nun die Sentimentalität, vielleicht will einer der Lina helfen. Nein, nur das nicht; sie trägt kein Begehren nach den Schätzen dieser Welt, sie würde ein eigenes helles Stübchen und regelmäßiges gutes Essen ebensowenig vertragen wie einst die Harfen-Jule. Sie will gar nicht „höher hinaus", will nur immer weiter so tippeln mit der Konservenbüchse und den Blumen in der Linken.

Man ruht sich bei diesem Gedanken förmlich aus. Man versteht einen Augenblick später kaum mehr das Hasten und Drängen der Großstadt. Da will jedermann höher, immer höher. Unter den Anzeigen eines Mittagsblattes finde ich eine, da sucht jemand — einen roten Jagdrock und eine weiße Reithose billig alt zu kaufen. Er träumt wohl von Springpferden, die er über die höchsten Hindernisse zum Siege steuern will, und beginnt in Ermangelung von Pferden mit dem Dreß statt mit der Dressur.

Aber recht hat er schon, wenn er sich auf diesen neuen Beruf vorbereitet, denn ganz Berlin spricht ja augenblicklich nur von Hürden und Mauern und Koppelricks, von Fehlern durch Anstoßen mit den Hinterbeinen, von Refüsieren und Ausbrechen, und sechs Tage lang hat sich eine kleine Völkerwanderung zum Stadion im Grunewald ergossen, wo das große Reit- und Fahrturnier stattfand. Auf einmal sah man wieder „alte Gesellschaft" beisammen. Jene Gesellschaft, die der sonst Unkundige daran erkennt, daß sie im Gespräch nicht „Herr Graf" sagt, sondern „Graf", wo der Zuhörer sich noch überlegt, ob man „Fräulein Comtesse" sagen müsse. Diese Gesellschaft saß nicht in den teuren Logen an der Südseite, sondern auf den einfachen Bänken gegenüber, neben der in die Arena führenden Rampe. Da gab es von Publikum zu Reiter und wieder zurück ein Grüßen, ein Winken, ein Rufen. Da war man endlich einmal wieder bei ritterlichem Sport unter sich, soweit man nicht inzwischen durch die Verringerung aller Einkünfte überhaupt zum Verzicht gezwungen ist. Auf den Stehplätzen aber drängte sich jene Menge, die früher bei Radrennen „Schieba! Schieba!" zu brüllen pflegte

und nun bei Pferderennen ſämtliche Ränge übervölkert. Zum erſten Male nämlich gab es mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung bei ſolch einem Preisreiten Totaliſatorbetrieb. Das zog. Wer bei Köhn und Klante ſein Geld verloren hat, der verſucht jetzt perſönlich an Ort und Stelle ſein Glück. Ich will mich ſelber auch nicht beſſer machen, als ich bin. Ich habe auch am Toto gewettet. Oder vielmehr meine Frau. Während ich mit brennenden Augen daſaß und von alten Zeiten träumte, wackere Freunde wieder erkannte und mich an dem ſchönen Pferdematerial erfreute, war ſie nicht ganz ſo mit dem Herzen dabei. Da verleitete ich ſie, zum erſtenmal in ihrem Leben, am Toto zu wetten. Sofort war die Lage verändert. Alſo Oberleutnant v. Sydow, der als Nr. 2 in die Bahn reitet, iſt unſer Mann. Wir drücken den Daumen für ihn. Der Gaul macht einen Rumpler? Das iſt, als ob meine Frau einen Hufſchlag vor die Bruſt erhält. Iſt der Balkenſprung neben dem Waſſergraben geſtreift worden? Hilfe, uns wird dunkel vor den Augen! Nun hat Sydow in guter Form mit wenigen Fehlern alle Hinderniſſe abſolviert. Man atmet auf und krallt die Finger um das Ticket. Aber da kommen, einer nach dem anderen, die Mitbewerber geritten. Die Peſt über ſie! Frauen ſind unglaublich ſtark in Liebe und Haß, ihre Telepathie wirkt Wunder, ich ſehe lächelnd zu, wie ſich unſichtbare Balken vor den Pferden aufbäumen. Das eine bricht zweimal aus und wird abgeklingelt, das zweite verliert einen Huf und ſtolpert beim nächſten Hindernis. Zum erſtenmal in ihrem Leben verſteht meine Frau, was die Leidenſchaft des Spielers bedeutet, und zum letztenmal in meinem Leben habe ich hier ein Totaliſatorticket gekauft. Nun iſt uns freilich warm geworden.

Aber nicht nur wegen der materiellen Beteiligung, ſondern auch aus reiner Freude an dem Erſchauten. Es gab Zeiten, wo Kaiſer Wilhelm II. von Wettrennen und Preisſpringen nichts wiſſen wollte, weil er es für unwürdig hielt, wenn ein Offizier in Uniform vor einer tauſendköpfigen Menge vom Gaul fiel oder ihn nicht über den Irenwall brachte. Mit unſeren beſcheidenen Mitteln konnten wir nicht zu dem hervorragenden Pferdematerial kommen, mit dem das Ausland ein leichtes Spiel

hatte. Ich habe einmal in der Michaelmanege in Petersburg die Vorführungen des kaiserlich russischen Kavallerieinstituts gesehen, ganz verblüffende Leistungen, die noch die gute Schule von James Fillis aufwiesen —, aber es waren auch durchweg fast eigens dafür gezüchtete 6000-Mark-Pferde. Ein andermal in Turin brillierten in internationaler Konkurrenz vor allem die Italiener, gegen die sich nur mit Mühe, aber in Ehren unser badischer Dragoner Freiherr v. Holzing behauptete, von dem dann das ganze Preisspringen in Deutschland neue Impulse erhalten hat. Nun sind wir erheblich vorangekommen. Im Stadion bestanden wir gut gegenüber der gefürchteten Konkurrenz. Die alte Gesellschaft wird über kurz oder lang nur noch Pferde reiten, keine mehr besitzen; aber der neue Reichtum wirft immerhin einiges hinein, und so ist die weitere Aufzucht des Halbblutjagdpferdes gesichert, auch wenn das Jagdreiten selbst, hinter der Meute her, die mit hellem Geläut auf der Fährte abgeht, allmählich zur Sage aus verklungenen ritterlichen Zeiten bei uns wird. Wir sind ein armes Volk geworden.

13. Oktober 1921

5

Skandalblätter — Eine Verhaftung — Die Piräusmauer wiedererstanden — Zeitungsstreik — Trinkgeld: 23½ Prozent — Im Hauptquartier der Gastwirtsangestellten

An der langen Mauer vom Piräus nach Athen an der vom Hafen zur Stadt die Schiffskapitäne und Matrosen des klassischen Altertums mit Goldstücken in der Tasche entlangklimperten, standen allerhand verfängliche Anzeigen. Da gaben die leichtfertigen Schönen von Athen ihre Adresse an. Das ist sehr unterhaltsam in einem französischen Roman — von Pierre Louys — zu lesen, den der alte Fürst Hohenlohe, scheinbar in Akten vertieft, im Reichstage zu schmökern pflegte, wenn irgendein langweiliger Peter von Abgeordnetem über Schutzzoll oder Reaktion oder Staffeltarif oder Branntweinkontingent sprach.

Die Anzeigen der Piräusmauer erlebten in den letzten Jahrzehnten in Paris und in Brüssel, nur diesmal auf Zeitungspapier, ihr zweites Dasein; da konnte man in gewissen Blättern spaltenlang die kleinen Angebote für ein dauerndes Beisammensein lesen, die etwa „une situation de 400 frs. par mois, excursions, théâtres" verlangten oder verhießen. Nach der Revolution wurde die gleiche Schamlosigkeit in Berlin heimisch. Mehrere Skandalblätter lebten von solchen Anzeigen und machten im Text andere Skandale auf. Solange Sitte und Anstand unter der neuen „Freiheit" noch wie gelähmt waren, geschah nichts gegen sie, aber schließlich legte sich die Staatsanwaltschaft doch ins Mittel und verdarb ihnen gründlich das Geschäft. Nur noch ganz versteckt, so daß harmlose Leser nichts davon merken, wird jetzt die Gelegenheitsmacherei betrieben. Ein gewissenhafter Kulturhistoriker, der ein Bild unserer Zeit aus lauter echten Mosaiksteinchen zusammensetzen will, darf dabei nicht unerwähnt lassen, daß alle diese Wochenblätter, soweit sie im Text politisch werden, politisch rot sind. Die rein politische Arbeiterpresse regt sich seit jeher — so wie Adolf Hoffmann, der Besitzer und Schwerenöter, über „Die zehn Gebote und die besitzenden Klassen" — über den moralischen Sumpf bei uns auf. Hier hat man ihn. Und es sind waschechte Genossen aller drei roten Fakultäten bei der Anschlammung in leitender Stellung tätig. Einen hat man jetzt verhaftet. Seine Spezialität war die nachträgliche Zusammenstellung von Skandalgeschichten aus der Etappe Gent. Wenn auch die schmutzigen Anzeigen auf der letzten Seite mit der angeblichen sittlichen Entrüstung auf der zweiten Seite nicht gut stimmen, wenn auch diese angebliche sittliche Entrüstung im Grunde nur den Zweck einer Besudelung des ganzen deutschen „Militarismus" hatte, so sei doch von vornherein zugegeben, daß sehr viel von dem Erzählten auf Wahrheit beruhen mag. Wackere wirkliche Frontkämpfer haben zuerst auf das Luderleben dort hinten hingewiesen; die Bezeichnung „Etappenschweine" ist aus deutschem Zorn geboren. Manchmal kam man aber an den Unrechten. Ein Prinz Reuß, der sich rein erhalten hat, zitierte den Verleumder vor Gericht. Der war in der letzten Zeit unauffindbar, wie es hieß, ins

Ausland verreist. Aber ein Beauftragter von ihm wurde im Potsdamer Reichsarchiv dabei ertappt, wie er verschiedene Akten offenbar für die Entente zu kopieren versuchte, und gleich darauf kriegte man den Skandalmacher selbst beim Kragen.

So wird allmählich wohl die Unratquelle verstopft werden. Aber die großstädtischen Skandalblätter heulen auf: dies sei nur eine Geschäftsschädigung zugunsten anderer Unternehmer. Auch denen muß es an den Kragen gehen. Gemeint ist der „öffentliche Briefaushang", die Bauzaun- und Schaukastenanzeige. Wir kommen wieder zu den primitiven Zuständen der Piräusmauer zurück. Einmal wegen der Billigkeit. Es kostet keine Inseratengebühr, wenn Frau Schulze einen Zettel an den Zaun heftet, auf dem sie den Sonntagsanzug ihres Seligen anzeigt, oder wenn Fräulein Müller, eingetretener Umstände halber, einen billigen Kinderwagen alt zu kaufen sucht. Jeden Morgen sieht man lange Reihen zur Arbeit wandernder Leute diese Anzeigen studieren. Dagegen wäre nichts zu sagen. Das gleiche wird aber schon geschäftsmäßig, gegen Gebühr, betrieben. Vielfach hängen Unternehmer Schaukasten mit „öffentlichem Briefaushang" auf, in dem selbstgeschriebene Heiratsgesuche und ähnliches Platz finden; bis zu dem kräftigen jungen Mann herunter, der Anschluß an wohlhabende ältere Damen sucht. In der neuen deutschen Republik hat sich die Zahl der Augiasställe unglaublich vermehrt. Ein Herkules zu ihrer Reinigung wäre dringend nötig. Hier könnte einmal die Sozialdemokratie sich als starker Mann erweisen, wenn es ihr wirklich um die Gesundung des Volkes zu tun wäre, nicht nur um die parteipolitische Ernte aus der Skandalchronik einer morschen Welt.

Erntezeit ist wieder einmal für die rote Presse angebrochen. In den Zeitungsdruckereien, aber nur in den nichtroten, wird gestreikt. Da rasen die Rotationsmaschinen des „Vorwärts" und speien die dreifache Auflage aus, denn da jedermann wenigstens wissen will, wie der Dollar steht, nimmt man, wenn sonst nichts da ist, vom Straßenhändler eben den „Vorwärts". Die Schriftleitung gibt sich in solchen Tagen die blutigste Mühe, einigermaßen den bürgerlichen Ton zu treffen; vielleicht, so denkt man, bleibt der und jener Zufallsleser doch Abonnent. Eitles

Hoffen! Die rote Preſſe iſt doch ſozuſagen Streikbrecher, und ein klaſſenbewußter Zeitgenoſſe, auch wenn er Bourgeois iſt, darf ſo etwas doch nicht unterſtützen. Im Ernſt: Der Zeitungsſtreik erbittert die Leſer der nichtſozialdemokratiſchen Blätter nicht gegen dieſe, nicht gegen ihre Verleger und Schriftleiter, ſondern gegen ganz andere Leute. Und im übrigen ſind die Streiks überhaupt zu häufig, als daß man noch über ſeine eigenen Sympathien oder Antipathien ſich Rechenſchaft zu geben Luſt hat.

An den Streik iſt man allmählich ſo gewöhnt, daß man morgens nur noch fragt: „Was für einer?“ Straßenbahn? Gas? Waſſer? Elektrizität? Nun, das iſt alles im Betrieb, Gott ſei Dank. Nur der Streik der Gaſtwirtsangeſtellten floriert noch. Aber die guten Leutchen, die uns nähren und tränken, ſind auf dem beſten Wege, ſich alles Wohlwollen zu verſcherzen. Sie machen zu viel Krach. Mit Steinwürfen auf die Fenſterſcheiben, was nur dem Wirt oder der Glasverſicherung wehtut, und mit Fauſtſchlägen auf die Köpfe von Reſtaurantbeſuchern, was dieſe ſehr übel vermerken. Alſo man vergrämt ſich ſo ſeine guten Freunde. Früher gaben beiſpielsweiſe in Berlin die meiſten Leute auf der Straßenbahn dem Schaffner ein kleines Trinkgeld; jetzt findet man nach dem Ärger mit den vielen Streiks einen ſolchen Menſchen ungefähr ebenſo ſelten wie einen Margarinefabrikanten, der ſelber ſeine Margarine und nicht Butter ißt. Die Stubenmädchen, die Kellner, die Pförtner, die Fahrſtuhljungen werden das gleiche erleben. In Hotels und an einigen anderen Gaſtſtätten haben ſie — endlich wieder einmal — ihre Forderung durchgeſetzt, daß ſie keine Trinkgelder, ſondern ein feſtes Gehalt und eine prozentuale Tantième vom Umſatz erhalten. Und trotzdem nehmen ſie Trinkgelder! Sogar trotz aller Beſchwörung durch ihren Betriebsrat. Sie nehmen. Aber bald wird ſich niemand mehr finden, der gibt.

Mein alter ſpießbürgerlicher Freund Juſtus Gieſecke, irgendwo hinten aus der Mark Brandenburg her, kommt alle Jahre mit Frau und Schwägerin auf acht Tage nach Berlin. Diesmal läutet er mich ſchon ſehr bald nach Eintreffen an. „Hilf Himmel, man will doch mal gut eſſen, wenn man hier iſt, ich

kenne ja auch alle unsere guten Weinrestaurants, aber alle sind zu, wir telephonieren eben aus einem Zigarrenladen, wollen bei euch nicht ins Haus fallen, also los, du oller Berliner Alleswisser, nenne uns sofort das nächste feine Lokal, in dem wir was Ordentliches bekommen!"

Bitte sehr. Dutzende zur Auswahl. Also gleich um die Ecke ein paar Häuser weiter die „Astoria".

Schön. Gieseckes walzen hin. Vater Giesecke fragt vorsichtshalber den Ober, ob er ihm einen Tausendmarkschein wechseln könne; der Ober meckert vor Vergnügen und verneigt sich zustimmend. „Speisekarte? Ja, die gilt nicht. Befehlen die Herrschaften einen Vorschlag? Also etwas Vorspeise, Gänseleber, Schwedenplatte und so. Dann vielleicht Kraftbrühe mit Rindermark, ein garniertes Filet, etwas Nachspeise, für die Damen vielleicht Windbeutel mit Schlagsahne. Einen Curacao vielleicht zur Vorspeise? Oder erst zum Mokka? Gut, und hier bitte die Weinkarte." Also Gieseckes essen und trinken, der Tausendmarkschein wird hingelegt, und schon ist er fast hin, denn es gibt nur ein paar Mark heraus. Nun wird mit großen Augen die Rechnung studiert. Am Schlusse ist eine runde, sehr runde Summe für Bedienung liquidiert. Donnerwetter. Für dieses Bedienungsgeld allein könnten Gieseckes zu Hause ein Essen für zehn Personen geben. Sie rechnen nach: es sind 23½ Prozent. Ha, welche Lust, Garçon zu sein!

Im Streiklokal der Gastwirtsangestellten, also an ganz verdächtiger Stelle, lese ich einen Anschlag, der sich nicht gegen die Prinzipale, sondern gegen einen Kollegen richtet. Was wird da nicht alles aus der Schule geplaudert! Also der da genannte Ober verdiene monatlich 6000 Mark und verlange trotzdem noch wöchentlich ein „Benefiz", nämlich Ablieferung aller Trinkgelder durch die Kollegen an diesem Tage an ihn. Schade, daß ich nicht ein paar Gymnasialdirektoren, ein paar alte Oberstudienräte, auf diesem Bummel in den Garten des „Alten Askanier" in der Anhaltstraße bei mir habe. Sie könnten hier trotz ihres früheren langjährigen Studiums noch allerlei lernen. Zunächst, daß es sich heute empfiehlt, die Söhne nicht studieren, sondern Pikkolo werden zu lassen. Da bringt man es jedenfalls weiter.

Ein Zahlkellner ist heute etwas geradezu Majestätisches im Vergleich zu einem Gymnasialdirektor. Und dessen Töchter werden, wenn sie „auf Oberlehrerin studieren", niemals die Einnahmen eines Hotelstubenmädchens erreichen. Doch auch der Beruf der Gastwirtsangestellten ist sozial zerklüftet. Auch unter diesen „Proletariern" gibt es ungezählte Klassen. Mitten unter den Elegants im Streikgarten steht mit rotgeränderten, aber harten und tränenlosen Augen eine alte Tellerwäscherin. Das ist die unterste Kaste. Hochmütig sehen die Frack-Brahmanen über solche Parias hinweg. 20. Oktober 1921

6

Die zerbrochene Scheibe — Dienstautos — Der Reichskanzler und der Möbelspediteur — Hermes bei Salomonsohn — Buchstabensprache — Ti-tschi oder Gentleman? — Unruhs „Prinz Louis Ferdinand"

In entschwundenen Zeiten wurden die Füchse einer studentischen Verbindung einmal dahin belehrt, sie sollten es sich nicht etwa einfallen lassen, gewissen zweifelhaften Kommilitonen eine Backpfeife herunterzuhauen. Erstens sei das unstudentisch und gemein. Und zweitens erscheine besagter Kommilitone dann nach einer Weile vielleicht wieder in der Tür und rufe: „Sie haben meinen Kneifer kaputt gemacht, ich werde Sie wegen Schadenersatzes verklagen." Ganz ähnlich hat sich jetzt die Regierung benommen. Sie hat einen kleinen Beamten in einem Berliner Vorort, einen Herrn v. Hirschfeld, auf Zahlung von 80 Mark für eine zerbrochene Fensterscheibe verklagt. Die Fensterscheibe befand sich in einem Auto. In dem Auto befand sich Erzberger. Auf Erzberger schoß der anscheinend schwachsinnige Hirschfeld junior aus einem vorsintflutlichen Revolver. Aber das Gericht hat entschieden, daß Hirschfeld senior für die Taten seines erwachsenen Sohnes nicht haftpflichtig sei, und so hat denn die Regierung die Kosten für die Fensterscheibe, die

Kosten für die Gerichtsverhandlung und die Kosten für die allgemeine Heiterkeit zu tragen.

Man ist so herzlos, ihr zuzurufen: „Fahrt nicht so viel im Auto!“ Früher gingen die Minister zu Fuß oder bezahlten, wenn sie es eilig hatten, aus eigener Tasche eine Droschke. Heute haben sie alle ihr Dienstauto, und im Etat werden die Gelder für den Lenker, für die Unterbringung, für den Betriebsstoff bewilligt: das geht bis zu buchstäblich 100 000 Mark für ein Auto jährlich. Da kann man wahrhaftig auch die Reparaturen noch bezahlen. In ganz alten Zeiten pflegten in Berlin — wie die Fürsten — auch die Staatsmänner zu reiten. Das war nicht ganz ungefährlich, denn die Straßen hatten Löcher und Misthaufen. Der Große Kurfürst stürzte einmal in der Dämmerstunde beinahe über eine fette Sau, die nach der damaligen Gewohnheit sich vor dem Hause ihres Besitzers sielte, und er verbot deshalb den Berlinern die Schweinehaltung an der Vorderfront ihrer Häuser. Mit der allmählichen Verbesserung der Straßen kam dann auch die Kutsche auf. Schon seit etwa 1500 waren die Wagenbauer in Kocsi bei Raab in Ungarn als die besten bekannt; daher stammt das Wort Kutsche. Man kannte damals aber noch keine Federung. Selbst in der Zeit Goethes hingen die Kutschkasten noch in Riemen, kamen bei dem kleinsten Stoß ins Schaukeln, und so wurde man denn damals auch bei Landreisen seekrank. Es führt wirklich ein sehr langer Weg der Entwicklung bis zu den Dienstautos unserer heutigen Minister mit ihren Stahlfedern und ihrer Klubsesselpolsterung.

Item: Minister sein, das ist fein. Es mag Deutsche gegeben haben, denen in diesen Tagen das Herz schier brechen wollte, weil wieder — mit dem Stück Oberschlesien — einige hunderttausend Deutsche von dem Vaterlande losgerissen werden. In der Öffentlichkeit kam dies aber nicht so sehr zum Ausdruck. Da sprach man weniger von den armen Landsleuten als von Kohle und Eisen und Zink, und weniger von Kohle und Eisen und Zink als — von dem Schicksal Wirths und seiner Minister. Lieb Vaterland, magst ruhig sein, wir haben sie ja wieder. Sie behalten ihre Dienstautos. Die ganze Aufregung war also unnütz. Von Wirths Kollegen aber hat manch einer wirklich an

die Krise geglaubt. Für alle Fälle hatte der Ernährungsminister Hermes erklärt, wenn er mit ausscheiden müsse, dann würde er gern deutscher Botschafter in Amerika werden. Und alsbald bereitete er sich auf die neue Laufbahn vor. Er ging zu Herrn Salomonsohn, dem Direktor der Diskontogesellschaft, und bat, er möge ihn ein bißchen über Amerika informieren. Der aber zog die Achseln hoch und sagte: „Weiß ich etwas von Amerika?"

Lachend hat es Herr Salomonsohn selber einem M. d. R. wiedererzählt. Einem Mitgliede des Reichstages. Oder Abgeordneten, wie wir kurz zu sagen pflegen. Hier sagen wir es noch. Aber auf den Visitenkarten steht immer: M. d. R. Das ist die greuliche englische Sitte, die bei uns immer mehr überhandnimmt. Das Englische teilt mit dem Chinesischen die Eigenschaft, daß es — in der Aussprache — fast durchweg einsilbig ist. Aber das genügt noch nicht. Die wahre Einheit ist nicht die Silbe, sondern der Buchstabe. Das englische Unterhausmitglied, Member of Parliament, nennt sich also M. P., Em Pi. Es fährt mit der Pi and O, wie wir mit der Hapag. Ich habe meine Jungens bei den Ohren gekriegt, wenn sie erzählten, daß sie mit dem D. N. J. einen Ausflug machten. Ich habe auch nie O. H. L. oder A. O. K. gesagt oder auch nur geschrieben. Die Stenographie in allen Ehren; das hat Sinn und Zweck. Aber nur seelenlose Menschen zerhacken die lebendige Sprache zu Buchstaben. Mir steigt Übelkeit auf, wenn Gymnasiasten sich darüber unterhalten, ob sie auf der Universität Eß-Zäher oder Abe-Zäher werden wollen. Sie meinen: Korpsstudenten oder Burschenschafter; Mitglieder des Senioren-Convents (S. C.) oder des Allgemeinen Deputierten-Convents (A. D. C.). In allem Elend unserer Tage bleibt uns die Schönheit und Reinheit der Muttersprache. Sie ist das stärkste, das wir zu vererben haben. Dafür sind wir aber auch verantwortlich. Neben der Buchstabenafferei macht sich in den Großstädten auch schon hebräisches Rotwelsch breit, seit der Revolution mehr denn je. Man will sich das Geschäft nicht vermasseln lassen, man spricht von Tinnef und Gannef, und als sich mir mal ein Handlanger der neuen Republik in Weimar vor-

ſtellen laſſen wollte und ich den Überbringer der Botſchaft fragte, was der Mann eigentlich ſei, erhielt ich die Antwort: „Ach, das iſt der Meſchores von Erzberger!" Man muß wieder einmal ein paar Seiten Treitſchke oder Bismarck leſen, um zu wiſſen, wie wundervoll ein gutes Deutſch klingt. Unſer erſter Kanzler war ein wirklicher Künſtler der Sprache. Ich denke da an eine Stelle aus ſeinen Briefen. Es iſt ſpät am Abend, und er ſchreibt: „Das alte Uhrchen auf dem Kamin räuſpert ſich und hebt an, 11 zu ſchlagen." Räuſpert ſich und hebt an: das iſt Bild und Tonmalerei zugleich zum Entzücken. Dafür haben die auf der Tauentzienſtraße Dahinhaſtenden kein Verſtändnis. „War't ihr im Kadewe? Ich komme aus der Ufa. Es waren noch zwei Baude-Eſteher da. Ihr wollt jetzt zum Zehweh? Emweh, emweh!" Ein Menſch von Geſchmack kann nicht ſo ſprechen. Das iſt nur die Art der gedankenloſen neuen Talmigeſellſchaft von heute, der Ti-dſchi, wie der Engländer ſie nennt, der Temporary gentlemen, der „zurzeit" feinen Leute. Mit ſolchen t. g. iſt Berlin übervölkert. Aber auch in anderen deutſchen Städten mehren ſie ſich. Es iſt eine Zeitſeuche. Wir müſſen ihrer Herr werden, wenn wir kulturell geſunden wollen.

Schade, daß wir aus der Fremde, auch aus England, nur das Unſinnige nehmen, nicht das Gute in Sitte und Gebrauch. Deutſchland wäre nie zuſammengebrochen, wenn es ſich ſelbſt geehrt hätte, wie es England tut. Wir haben immer gemäkelt, immer geſchimpft. Für den Engländer aber iſt das Heimiſche immer das Höchſte. Auch den erſten Gentleman der Nation, ſelbſt wenn es ein übler Eduard VII. war, hat kein Engländer geſchmäht. Im Gegenteil. Es gilt dort als einfache Forderung des Anſtandes, bei jeder paſſenden Gelegenheit die Nationalhymne anzuhören. Wenn die Theatervorſtellung ſchließt, ſtürzt man nicht zu den Garderoben, ſondern die Muſik ſpielt „God ſave the king", und das hört man ſich ſtehend und bewegungslos an. Jedes Theater hat ja ſeine Kapelle, weil in England überall Zwiſchenaktsmuſik Mode iſt. Den gleichen feierlichen Schluß haben Konzerte, Variétéabende, Kinovorführungen. Auch der letzte Proletarier im Vorſtadtkino ſteht entblößten Hauptes ſtill. Er ehrt England. Es gibt noch heute zahlreiche Analphabeten

in Großbritannien, ja, sogar Leute, die die Uhrziffern nicht zu lesen vermögen, aber einmütig stehen sie mit den Gebildeten für alles Englische ein. Ein beliebiger Dockarbeiter weiß mehr von der Geschichte seines Vaterlandes als der deutsche Genosse von der des seinigen.

Das kommt unsereinem niederschmetternd zu Bewußtsein, wenn einmal in Berlin eine Theaterpremière national Emporreißendes bringt. Das war schon immer so. Irre ich nicht, ist es schon Kleist so gegangen; ich meine nicht den bekannten Durchfall mit seinem „Zerbrochenen Krug" in Goethes Weimar, sondern gerade die verständnislose erste Aufnahme seines „Prinzen von Homburg". Nach hundert Jahren ist ihm jetzt ein Nachfolger erstanden. Fritz v. Unruh heißt er. Offizier, Feuerkopf, Dichter. Im Kriege hat er sozusagen seinen leichten Klaps bekommen, ist eine Art demokratischer Pazifist geworden, weil das Grauen über den Zusammenbruch trotz übermenschlicher Leistung ihn offenbar an seiner ganzen Weltanschauung hat irrewerden lassen; es ist manchem innerlich leicht verletzlichen Hochfliegenden so gegangen, nur sehr harte Tatsachenmenschen haben sich durchgerungen. Jedenfalls 1913 hat Unruh noch anders gedacht. Er hatte damals schon seine „Offiziere" geschrieben, dieses abgerissen und glühend stammelnde, von lauter überschießender Kraft eruptive Werk, und nun gab er uns seinen „Prinz Louis Ferdinand", ein immer noch vulkanisch-kraftgenialisch brodelndes Drama, das aber doch schon mehr Zügelung zeigt. Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der Künstler, der Weiberjäger, der Held, dieser glänzende Komet an dem trüben Preußenhimmel von 1806, hat schon seit jeher unsere besten Federn gelockt. Er hat ja auch selber sein Blut vererbt. Der Dichter Ernst v. Wildenbruch ist sein Enkel aus einer wilden Ehe gewesen. Nun hat Unruh den verwöhnten Liebling des Volkes von 1806 zum Helden eines Dramas gemacht, das unverkennbar Parallelen zu 1913 zieht. Es gärt in Unruh. Der junge Leutnant erstickt im Dienst. Er sieht furchtbar prächtig den großen Krieg der Zukunft heraufziehen, er ahnt ihn als Soldat und als Dichter, aber er reißt sich den Waffenrock auf, um in dieser Luft überhaupt atmen zu können: in der Luft

eines Friedenskaisers und eines Durchschnittskanzlers. Da haut er seinen „Prinz Louis Ferdinand" hin. Bilder von einer hinreißenden Theatralik. Das Hoffest bei Friedrich Wilhelm III., die Szene zwischen diesem und dem Prinzen Louis Ferdinand, die Künstlerkneipe im Weinkeller, der Kriegsrat mit den beiden friderizianischen Generalen in Erfurt, dazwischen die heiße Tändelei mit dem Luderchen, der Wiesel, und dann das Hingerissensein von der sittlichen Hoheit der Königin Luise. Und zuletzt, anders als in der Weltgeschichte, die nur einen Angriff voll genialen Leichtsinns kennt, der Plichttod des Prinzen bei Saalfeld, weil er sich nicht in offene Auflehnung gegen den König verstricken lassen wollte.

Das Deutsche Theater bringt das in einer wundervollen Aufführung heraus. Freilich mit ein bißchen zuviel Kinodramatik. Vor allem ist dieser Friedrich Wilhelm III. nicht pedantisch trocken genug. Aber Haugwitz, aber Wiesel, aber die Königin, aber die Generale, aber der Prinz selbst, seine versoffenen Kunstgenossen, das Luderchen, die Pagen! Man sieht, man starrt, man ist hingerissen. Diese Luise, wie aus Richters bekanntem Bilde niedergestiegen, brauchte kein Wort zu sprechen, nur wie eine Erscheinung dazustehen, und schon möchte man wie der Prinz zusammenstürzen und ihr die Hände küssen.

Und im nächsten Augenblick — das Publikum abwürgen. Einen nach dem anderen aus dieser schwarzbunten Herde von Hornvieh, die schillernden Frauen und die Männer im Smoking vom Berliner Boulevard. Sie gaffen. Sie verstehen nichts, denn sie wissen nichts. Keine Ahnung von deutscher Geschichte. Geht der Vorhang nieder, so rauscht kein Beifall empor. Denn alle diese Leute denken dann erst angestrengt darüber nach, was das kuriose Zeug da vorn auf der Bühne überhaupt bedeuten solle. Ich habe die Berliner Theaterdirektoren schon vor Monaten gescholten, weil sie in dieser Zeit keine Tell-Aufführung, nach der das deutsche Volk doch lechzen müßte, veranstalten. Ich bitte alles ab. Für diese geistigen Analphabeten, die sich heute in Berlin einen Parkettplatz im Theater noch leisten können, ist das alles Verschwendung. Geh in den Kintopp, Ophelia! 27. Oktober 1921

7

17 200 Schutzleute — Kellnerausstand, Liefersperre, Generalstreik — Aushilfsweise in der „Libelle" — Im Händlerviertel in der Grenadierstraße — Wie man zu Brillanten und Tausendmarkschein kommt — Gerhart Hauptmanns „Peter Brauer"

Die Reichshauptstadt hat nach der großen sittlichen Läuterung durch die Revolution ihre Schutzmannschaft vervielfältigen müssen. Es gibt jetzt 17 200 „Grüne" in Berlin. Das ist aber immer noch zu wenig. Es vergeht keine Nacht, wo nicht an mehreren Stellen das Wort „Überfall!" im Telephon eine Wache alarmiert; dazu kommen die vielen Razzien und das Eingreifen gegen Landfriedensbruch, so daß unsere eifrige Schutzpolizei wirklich alle Hände voll zu tun hat. Am meisten damit, die Republik vor den Republikanern zu schützen. Die verschiedenen Einbrechergilden, darunter die berüchtigte Weddingkolonne, rekrutieren sich nämlich nicht, wie naive Leser von Ministerreden annehmen könnten, aus Mitgliedern der Deutschnationalen oder der Deutschen Volkspartei, sondern durchweg aus roten Wählern. Jedenfalls haben die Grünen schon unter ganz gewöhnlichen Umständen genug Arbeit. Bei großen Streiks kann man mit den 17 200 Mann nicht einmal überall die Ruhe verbürgen; so ist es jetzt, wo der Ausstand der Gastwirtsangestellten vielfach tätlich wird, doch nicht möglich, vor jede Wirtschaft ein paar Schutzleute zu postieren.

Da zerklirren denn nächtlicherweile die großen Spiegelglasscheiben der Fenster. Das Weinhaus Traube und zahlreiche andere Lokale haben daher ihre ganze Straßenfront mit Bretterwänden vernagelt und brennen tagsüber auch in den vorderen Räumen elektrisches Licht. Es sieht nach Krieg aus. Es fehlen bloß noch die Sandsäcke hinter den Brettern. Die ganze Streitfrage zwischen Unternehmern und Angestellten im Gastwirtsgewerbe dreht sich gar nicht mehr um die Bezahlung selbst, sondern lediglich um die Art der Ausschreibung der Rechnungen. Die Wirte wünschen, daß dem Gaste die 10 Prozent „für Be-

dienung" deutlich notiert werden. Die Kellner verlangen, daß diese 10 Prozent zwar erhoben, aber in die Rechnung „einkalkuliert", also die Preise für Essen und Trinken durchweg erhöht werden, ohne daß irgendein Hundertsatz für Bedienung kenntlich wird. Daraufhin würde, sagen die Wirte, das Trinkgeld doch wieder einreißen. Und das Trinkgeld sei doch, wie die Kellner erklärten, menschenunwürdig. Kurz und gut, der Kampf währt schon vier Wochen, und die Einigung ist immer noch nicht da. Der Kampf wird sogar durch eine Liefersperre verschärft. Die Gastwirtsangestellten, deren Notgroschen allmählich zu Ende gehen, wollen den Sieg über die Gastwirte erzwingen, indem sie nicht nur die reichlich vorhandenen Arbeitswilligen — die Streikbrecher — verprügeln und gelegentlich auch die Gäste dazu, sondern auch jede Zufuhr der betriebsnotwendigen Dinge zu verhindern suchen. Vor den mit Brettern vernagelten Restaurants, die greulich in die Straßen starren, gibt es Aufläufe und Keilereien, wenn Kartoffeln oder Bier oder Kohlen abgeladen werden oder die Waschanstalt die frischen Mundtücher bringt. Manchmal schiebt ein herkulischer Kutscher mit einer leichten Armbewegung zwei oder drei Kellner, die Streikposten stehen, über den Haufen; manchmal genügt auch ein bloßes „Wat wollt a?" nebst Armelaufstreifen zur Freigabe des Verkehrs. Aber vielfach hilft das Publikum den Streikposten. Das ehrenwerte, klassenbewußte, republikanische Publikum. Es sieht die fetten Schweineviertel auf den Lieferwagen des Schlächters. Und wenn der mit den Streikposten debattiert, wird er bedrängt, umdrängt, abgedrängt — und im Handumdrehen finden die Karbonaden unerwarteten „Absatz".

Mit einigem Galgenhumor erklärt man mir im Hotel Fürstenhof am Potsdamer Platz: „Wegen der Wäsche haben wir keine Schwierigkeiten gehabt, weil unsere Gäste ihre Wäsche selbst halten." In vielen Hotels, Weinhäusern, Gastwirtschaften heißt es, bisher habe man noch alles bekommen, auch Lebensmittel und Getränke wie immer. Nur der Direktor des Hotels Alemannia, das unmittelbar neben dem Hauptquartier der Streikenden in der Anhaltstraße liegt, sieht natürlich sehr schwarz.

Die Wäsche holt er sich handkofferweise im Privatauto, Lebensmittel schmuggelt er in Paketchen herein; er bezweifelt, daß sich der Betrieb so auf längere Zeit hinaus aufrechterhalten läßt. Andererseits wissen die Streikenden schon jetzt, daß auch die Liefersperre sie nicht zum Ziele bringt. Immer stärkere Artillerie wird ins Gefecht geführt. Nun droht die Berliner Arbeiterschaft bereits mit dem Generalstreik, falls nicht bis zum 7. November die Forderungen der Streikenden erfüllt seien. Also bis zum Jahrestage der russischen Revolution. Zwei Tage später haben wir die Gedenkfeier der deutschen Revolution. Es ist also ein Wink mit dem Zaunpfahl.

Nachdem ein „Streik der Arbeitslosen", die sich ihre Karten nicht mehr in den städtischen Arbeitsvermittlungen abstempeln lassen wollten, gescheitert ist, weil wir eben zu wenig Arbeitslose in Berlin haben, sucht der Umsturz andere Anlässe und benutzt jetzt den Streik der Gastwirtsangestellten als Sprungbrett. Daß es sich hier um eine der am besten gestellten „proletarischen" Klassen handelt, um eine schon ganz „bourgeoise" Klasse, schiert die Leute wenig. Ich habe noch vor drei Wochen, als die Bewegung in geordneten Bahnen war, sehr herzliche Worte an dieser Stelle für die Gastwirtsangestellten gefunden, die vielfach ein sehr strebsamer und sehr aufstrebender Stand sind, in ihrem wahrhaftig schweren Beruf sich in zehn, in zwanzig Jahren schmerzhafte Plattfüße anlaufen und anstehen, aber bei Solidität und Sparsamkeit dafür auch zur Selbständigkeit gelangen und ein eigenes Hotel oder Restaurant später eröffnen können. Nun geht einem aber die Herzlichkeit aus, und die Bitterkeit kommt. In der „Libelle" und in „Wien-Berlin" wird auch gestreikt. Das sind zwei sogenannte Unterhaltungsrestaurants, in denen die Amüsierwelt beider Geschlechter verkehrt, des aktiven weiblichen und des passiven männlichen. Einer meiner Bekannten, ein junger Mann, der tagsüber ein ernsthafter Berufsarbeiter ist, bot sich für die Abende dort als Aushilfskellner an, eigentlich nur, um sich einen Jux zu machen. Er hat drei Wochen durchgehalten, bis ein großer Furunkel ihn zum Abschied zwang. Er hat in dieser Zeit zu seinem fassungslosen Erstaunen sich „gesund gemacht" — denn

die Trinkgeldeinnahme jedes einzelnen Abends schwankte zwischen 210 und 512 Mark!

Leider kann ich es ihm nicht nachmachen. Ein Tablett balancieren, ja, das ginge schon, aber im flinken Addieren bin ich schwach, da würde ich mich immer zu meinen Ungunsten verrechnen und an jedem Abend ein Manko zu begleichen haben. Dafür will ich — in die Grenadierstraße gehen. Grenadierstraße, Münzstraße, Artilleriestraße, Gipsstraße und Umgegend bildeten einst das sogenannte lateinische Viertel Berlins, wo die Studenten wohnten. Heute sind diese Straßen zum hebräischen Viertel geworden, zur sogenannten ostjüdischen Kolonie der Reichshauptstadt. So sagt man. In Wirklichkeit habe ich dort auch sehr viele, wirklich sehr viele kräftige Germanengestalten in ehemaligem Soldatenmantel gesehen, die auch nicht säen und nicht ernten und doch recht wohlgenährt aussehen. Alle diese Leute stehen da den ganzen Tag in dichten Gruppen auf der Straße mit den Händen in den Taschen. Geht man da hindurch, so wird einem allerlei zugeflüstert. „Schicke Damenstiefel?" „Brillanten?" „Spitzenwäsche gefällig?" „Echte Samoware?" „Perserteppiche?" Nickt man, so gleitet der Anbieter voraus, und man landet in irgendeinem Hausflur, wo das Geschäft abgeschlossen wird, wobei es nicht sehr empfehlenswert ist, allein mit gefüllter Brieftasche hinzugehen. Ich habe noch nie genickt. Bin auch erst dreimal im Leben dort gewesen. Aber nun bin ich kaum mehr zu halten. Nämlich, es geschehen da Wunder. Kommt in der vorigen Woche ein Rittergutsbesitzer, ein Herr von Soundso, nach Berlin mit seiner Frau zu Einkäufen. Sagt ihr: „Ich will mal in die Grenadierstraße; das muß man gesehen haben, da muß man reingetreten sein, hat uns Rumpelstilzchen ja geschrieben." Geht also hin, steht im Gewühl, staunt Bauklötze. Plötzlich Pfiffe, Bewegung, Gerenne. Wie aus der Erde gewachsen stehen überall Grüne, alles ist eingekreist, große Lasttautos rattern heran, und alles muß einsteigen. Mein Rittergutsbesitzer tobt. Er sei ein anständiger Mensch, er sei nur auf einem Bummel hier, er könne sich legitimieren! Schwupp, schon hat man ihn am Kragen, und er fliegt nach oben auf das Lastauto; da schimpft er, zwischen

verſchiedene ſehr öſtliche Gentlemen eingeteilt, weiter. Erſt auf dem Polizeipräſidium werden die Papiere geprüft. Man entläßt ihn ſofort. Er kommt ins Hotel zurück, zieht den Mantel aus und ſagt: „Da, Frau, gib den Mantel gleich dem Hausburſchen zum Ausklopfen, da ſind ſicher Läuſe drin!“ Sie lächelt nachſichtig, geht ſelber mit dem Mantel auf den Balkon und ſchüttelt ihn dort aus. Plötzlich ſtürzt ſie herein. Ganz verſtört. In der Manteltaſche ſteckt ein dickes Päckchen von 150 Tauſend-Mark-Scheinen, liegen loſe vier ungefaßte Brillanten von noch größerem Wert. Auf der Polizei, wohin unſer Rittergutsbeſitzer ſich ſofort begibt, wird ihm erklärt, er habe Anſpruch auf Finderlohn, wenn der Eigentümer ſich melde. Aber das ſei kaum anzunehmen. Offenbar habe ein in der Grenadierſtraße mitgefaßter ſchwerer Junge ihm die Schätze eingeſteckt, um der ſicheren Strafe zu entgehen, wenn ſie bei ihm ſelber gefunden würden. Es werde ſich wohl kaum je der Eigentümer melden; der Herr könne alſo, wenn die vorgeſchriebene Friſt von einem Jahre verſtrichen ſei, die Schätze als herrenloſen Fund behalten, ſo ſei es Rechtens.

Ich hoffe natürlich, daß ich nach Ablauf des Jahres zu einem ſolennen Feſt eingeladen werde. Aber noch lieber möchte ich — na ja, alſo ich ziehe einen Mantel mit recht großen Taſchen über und ſage, ich wolle mal zur Grenadierſtraße. Da kann man ja im Handumdrehen zu einem reichen Manne werden. Aber meine Frau hält mich zurück. Sie kennt mich. Sie ſagt: „Wenn du, du Hans-guck-in-die-Luft, dahin gehſt und zurückkommſt, haſt du, ja du, ſicher nicht 150 000 Mark und vier Brillanten mehr, ſondern höchſtens 150 Mark weniger, die dir einer ſtibitzt, und wir brauchen ſo notwendig einen neuen Aluminiumkochtopf.“ Alſo nicht. Ich bin eben ein ganz Talentloſer.

Es muß auch ſolche Käuze geben. Mit beſonderer Liebe ſucht ſie ſich Gerhart Hauptmann aus und bringt ſie unſerem Herzen näher als Maxim Gorki ſeine ruſſiſchen Barfüßer von der Landſtraße. Hauptmann ſelbſt ſitzt in ſeiner ſtolzen Burgvilla in Agnetendorf mit ihren hohen Hallen und ihren Sammlerſchätzen, unter denen allein die altgriechiſchen vorchriſt-

Digitized by Google

lichen Gold- und Silbermünzen heute einen fabelhaften Wert besitzen. Aber für alle Enterbten des Glückes und sogar Enterbten des Geistes hat er eine kleine wehmütig-schalkhafte Schwäche. Die Mutter Wolffen im „Biberpelz" wird so zu einer Prachtfigur, die uns das Herz unter dem Brustlatz ganz warm macht, und dabei ist sie doch weiter nichts als eine diebische Waschfrau, und wenn unsere Waschfrau — nicht auf der Bühne, sondern daheim bei uns — so was täte, so würden wir uns nicht den Bauch vor Lachen halten, sondern spornstreichs zur Polizei laufen. Nun hat Hauptmann 1911 ein Stück geschrieben, das bisher noch nicht aufgeführt war: „Peter Brauer". Das ist kein verlottertes Genie wie Kollege Crampton, sondern ein zum erlogen Genialen aufgeplusterter Nichtskönner, ein spießbürgerlicher Lump, ein Fünf-Mark-Kopist, der seine Familie und seine Umgebung nur mit Phrasen von seiner großen Malkunst füttert. Frau und Tochter, zerforgt, zergrämt, glauben ihm kein Wort mehr. Auch der „Möbelhändler auf Abzahlung" nicht mehr. Sein Sohn freilich hofft noch. Und eine ganz hochgeborene Gesellschaft in dem Provinzstädtchen, in Ratibor, fällt auf ihn herein. Nun bekommt er, der angebliche Akademieprofessor, den Auftrag zu Freskogemälden in einem Pavillon auf dem Herrensitz. Statt dessen lebt er bene bei viel Waldmeisterbowle auf Vorschuß. Schließlich kommt — das ist eigentlich ganz unhauptmännisch — doch der Zusammenbruch. Aber man ist diesem Peter Brauer, diesem aufgesoffenen Schwadroneur, nicht böse, wenn man als Publikum im Parkett sitzt. Man ist richtig sentimental verliebt in den an seinen eigenen Worten sich berauschenden armen Lumpen. Besonders wenn er, wie jetzt im Berliner Lustspielhaus, von einem so großen Könner wie Jakob Tiedtke dargestellt wird. Eine unendliche Güte gegenüber allem Kleinen dieser Welt spricht auch aus dieser Tragikomödie Hauptmanns.

Daneben, wie auch bei Sudermann und anderen Tiergarten-Demokraten der Dichterei, eine ganz ungerecht bittere Beurteilung aller Hochstehenden. In dem Stück kommt auch ein aktiver Rittmeister vor. Selbstverständlich ein Trottel. Und er stottert. Alle aktiven Rittmeister sind Trottel und stottern.

Das bringt so der Militarismus und das Kommandieren mit sich. Das Publikum lacht. Nur hier und da jammert es einen — um Hauptmann. 3. November 1921

8

Eine Erinnerung an Professor v. Bergmann — Dr. med. Schnitzlers „Reigen" — Rund um die Anschlagsäule — Josef, kehre zurück! — Rudolph Herzog fast ausverkauft — Der 9. November — Die Zehn-Minuten-Feier der Untergrundbahn

Mediziner sind Zyniker. So sagt man. Freilich sind es nicht alle. Der berühmte Berliner Chirurg Professor v. Bergmann, dessen Töchter mir aufgeblasen und unerträglich vorkamen, wenn sie einen fragten, ob sie zum Wohltätigkeitskonzert die von der Kaiserin Friedrich geschenkte Diamantbrosche oder lieber die Smaragden des Maharadschah anlegen sollten, war für seine Person ein kindlich schlichter Mensch, von dem man, wie Goethe von Schiller, sagen konnte: „Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Er legte sich in erschütternder Erhabenheit zum Sterben. Tausende hatte sein Messer das Leben gerettet, Hunderte hatte er heimgehen sehen, Hohe und Niedere. Und nun lag er selber auf dem Operationstisch, wußte, was ihm bevorstand, und betete laut: „So nimm denn meine Hände — und führe mich . . ."

Unter den wahrhaft großen Ärzten, unter den wahrhaft großen Naturforschern findet man manchen Mann dieser Art. Die Kleinen sind häufig Zyniker. Besonders die, denen deutsches Gemüt etwas Fremdes ist. Auch die feinsten unter ihnen führen alles auf die einfachen Formeln des Trieblebens zurück. Der Wiener Arzt Dr. Schnitzler ist so einer. Seinen „Reigen" von zehn sehr eindeutigen Bildern hat er seinerzeit wohl selber als unanständiges Buch empfunden und nur als Privatdruck unter Ausschluß öffentlichen Verkaufes erscheinen lassen. Jetzt, unter der glorreichen Republik, werden diese Dialoge viele hundert Male hintereinander auf der Bühne ge-

geben, und es ist noch nicht möglich gewesen, eine Einstellung der Vorführungen behördlich zu erzwingen. Der Stabsarzt Schnitzler ist um seiner Sudeleien willen schon vor dem Kriege aus dem österreichischen Offizierkorps ausgeschlossen worden, und dieses Offizierkorps war doch wahrhaftig weitherzig und „pschütt" genug, um derartige Leute, wenn sie nicht ganz auffallend ausfallend wurden, zu ertragen.

Vor einem Berliner Gericht wird jetzt um die moralische Möglichkeit der Schnitzlerschen Aufführungen gestritten. Um solch einen Prozeß überhaupt in Gang zu bringen, muß es Leute geben, die an dem Stück Anstoß genommen haben. Die stehen jetzt an dem Marterpfahl. Von den „Sachverständigen", die im Namen der — Kultur für Schnitzler zeugen, werden sie mit ätzender Lauge übergossen. Banausen! Frömmler! Rückschrittler! Analphabeten! Den Richtern wird ganz dumm im Kopf; sie fragen wohl ängstlich sich selber, ob sie am Ende auch nur ungebildet seien und deshalb nicht verstünden, daß der Zeitgeist es nun einmal verlange, daß solche Stücke über die Bretter gingen. Und die Zeugen stehen da mit hochrotem Kopf und lassen sich beschimpfen. Darunter eine Offizierswitwe, deren Mann im Felde gefallen ist und die in ehrlichem Freimut ihre beiden jungen, aber schon erwachsenen Söhne in den „Reigen" mitgenommen hat, um auch sie für den Kampf gegen die Gemeinheit zu entflammen, für den Kampf um die sittliche Gesundung unseres Volkes. Das Theater wird zur Kupplerin. Da sitzen zahlungsfähige alte Wüstlinge mit jungen Mädchen, um ihnen beizubringen, was nun einmal der Welt Lauf und in allen Ständen gang und gäbe sei. Und die jungen Mädchen bekommen heiße, wirre Köpfe. Es mag etwa zwanzig Jahre her sein, daß Schnitzlers Buch gedruckt wurde. Es wurde mir eingeschrieben von dem Verfasser zugeschickt. Das hat mir alles übrige von ihm, auch das Unverfängliche, verekelt, und ich selber habe es nicht mehr nötig gehabt, jetzt auch noch in die Aufführung als Kritiker alles Neuesten-Allerneuesten hinzugehen.

Man hat manchmal Theater genug auf der Straße. Eine einzige Anschlagsäule, langsam rundum genossen, hat den Wert

einer Vorlesung über zeitgenössische Kulturgeschichte. Da melden sich die vielen Theater mit französischen Schwänken. Da wird der Eisenkönig Breitbart oder irgendein Boxerpaar in greller Reklame ausgeschrien, weil der Sport aus einer Leibesübung immer mehr zu einem Schaustück bei uns wird. Da locken Anthroposophen, Hypnotiseure, Monistenprediger, Handliniendeuter. Da werden Renntips und Börsentips empfohlen, da läßt Heinrich Sklarz seine Leitartikel über Wettkonzerne ankleben, da lädt der Reichsbund der Vorbestraften zum Beitritt ein. Alles aber wird übertönt durch die Auslobung hoher Belohnungen für gestohlenes Gut: 10 000, 20 000, 40 000 Mark in einer Reihe. Junge, Junge, was kann man da heute verdienen! Und selbstverständlich wird überall Diskretion zugesichert. Namentlich gewisse Ausländer fühlen sich in diesem Neu-Berliner Milieu sehr wohl. Da lese ich an der Anschlagsäule, daß ein junger Mann, aus Konstantinopel gebürtig, gesucht wird. Vielleicht sei er nach Einkassieren der 64 000 Mark verunglückt. Aber die besorgte Firma scheint selber nicht recht daran zu glauben, denn sie läßt darunter in Fettdruck setzen:

Josef!

Kehre zurück, liefere das Geld, soweit noch in Deinem Besitz, an mich ab, und ich werde Strafantrag nicht stellen.

Cohen & Lehar,
Charlottenburg.

Josef wird sich hüten. Für die 64 000 Mark hat er sicherlich Dollars oder Hirsch Kupfer oder Otavi gekauft. Und wenn uns nicht alles täuscht, wird er eines Tages wohl seinem Chef (oder Onkel) Cohen & Lehar mit herablassender Miene die ganzen 64 000 Mark zurückerstatten, aber erst, wenn er in einem eigenen Auto vorfahren kann. Alle Welt spekuliert, und jedermann lechzt nach dem ersten Betriebskapital. Es sind nicht nur „Schieber", die ständig Wertpapiere kaufen und verkaufen, nicht nur junge Handlungsbeflissene aus Konstantinopel, sondern auch sogenannte solide Leute. „Per saldo", wie der Kaufmann sagt, fallen sie doch herein. So etwas muß eben im Blute liegen

oder in einem langen kaufmännischen Berufsleben anerzogen sein, wenn man Erfolg haben will.

Da ist es schließlich noch praktischer, seine Ersparnisse in Waren anzulegen. Der Ausverkauf ist ja in ganz Deutschland eine bekannte Erscheinung, aber in Berlin nimmt er besonders groteske Formen an, weil hier aus dem Reiche und dem Auslande besonders viele Käufer zusammenströmen. In keinem einzigen größeren Gasthof ist zurzeit auch nur noch ein Zimmer frei. Vor den Warenverteilungsstellen des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes stehen die Kauflustigen stundenlang geduldig bis über die nächste Straße hinweg vier Glieder tief. Engrosgeschäfte schließen immer wieder auf einige Tage, um immer wieder Inventur zu machen und sämtliche Preise umzuschreiben. Bei Rudolph Hertzog sieht man in den Regalen, in denen sonst 40 oder 80 Tuchballen lagen, heute noch zwei oder drei Reste. Alle Lager veröden vollständig. Es sieht ganz so aus, als kämen wir noch vor Weihnachten zu polnischen Zuständen, — wo man froh sein wird, wenn einem ein Verwandter in England oder Amerika im Brief ein paar Nähnadeln oder Bleistifte schickt, weil sie im Lande selbst nur noch zu Schleichhandelspreisen zu haben sind. Schon jetzt fahren Berliner hinaus in kleinere Städte und kaufen besinnungslos, was sie noch kriegen können, auch wenn sie gar keinen Bedarf dafür haben: Zahnbürsten, Fleischkonserven, Nachtgeschirre, Hutfedern, Kakao, Olivenöl, Schnürsenkel, Briefwagen, Suppenwürfel, Stiefelwichse, Schraubenzieher, Kalzium-Karbid, Wäscheleinen, Aspirintabletten, Kaffee, Nudeln, Fahrradklingeln, Unterhosen — uff, ich weiß nicht, was noch sonst; aber alles könnte doch mal „ausgehen", und alles könnte man doch mal tauschen. Wenn man nur die Papiermark los wird.

Am Bord der Königgrätzer Straße steht ein Mann und verkauft wie rasend allerlei Toilettensachen. Seine Arme fuchteln wie Pleuelstangen einer Maschine. „Kinder, kauft Kämme, es kommt eine lausige Zeit!" Ach Gott, wir sind ja schon mitten darin. Die immer noch rote Verwaltung der Stadt Berlin ist plötzlich vom Sparsamkeitsfimmel an falscher Stelle befallen. Sie hat einen großen Teil der Kosten für Reinigung

der Schulen und sonstigen öffentlichen Anstalten gestrichen. Da ist es denn kein Wunder, wenn wir allmählich Schützengrabenzustände bekommen. Die Kinder kommen mit Kleiderläusen heim.

Aber trotzdem müssen die „Errungenschaften" dieser neuen Zeit natürlich gefeiert werden. Wenn es nicht zum Schieflachen gewesen wäre, dieses Fest des 9. November, so wäre es zum Heulen gewesen. Da zogen, nach Betrieben geordnet, die Leute mit Plakattafeln und roten Fahnen zu den Feiern, alle bitterlich ernst, viel Kleinvolk darunter, vierzehnjährige Auslaufmädchen mit kaltem Tröpfchen an der Nase. Kein Jauchzen und Gröhlen wie ehedem, kein „Hoch!" und kein „Nieder!", nur überall sichtliche Betretenheit. Etwas ganz Feines hatten sich die Angestellten der Hoch- und Untergrundbahn ausgedacht. Sie hatten dekretiert: von 3 Uhr 15 bis 3 Uhr 25 stehen zur Feier der Revolution alle Züge still. Gesagt, getan. Die Räder winseln, die Räder kreischen — krrr . . . ., und alles steht, auf freier Strecke oder halb im Bahnhof.

Es ist am Nürnberger Platz. Zunächst Schweigen. Keine Bemerkung, kein Laut.

Plötzlich durchbricht eine kräftige Männerkehle die von Ungewißheit und Befangenheit schwere Stimmung. „Deutschland, Deutschland über alles" ertönt, die Nachbarn fallen ein, der ganze Wagen singt mit, selbst ein paar Kurfürstendammer werden mitgerissen, ein paar jungen Mädchen laufen Freudentränen über die Backen, schon tost die Begeisterungswelle durch den ganzen Zug: so sah und hörte das verdutzte Personal hier „die Revolution feiern".

Ein junger Mann, ein einziger, versuchte die Marseillaise anzustimmen. Es gab Tumult. Der Versuch ward schnell erstickt.

Und nun ein Lied nach dem anderen in diesen historischen zehn Minuten, zuletzt sogar „Heil Dir im Siegerkranz", und alle sangen mit, Monarchisten und Nichtmonarchisten, einfach aus dem inneren Zwange heraus, gegen diese elende Novemberei zu demonstrieren. Auf einzelnen Bahnhöfen versuchten Zugführer und Schaffner so etwas wie eine Volksrede zu halten. Sie kamen sehr schnell zum Schweigen. Merkten sehr schnell den

Umschwung der Dinge von 1918 bis 1921, vom Rausch bis zum Katzenjammer. Sonst kommt der Kater immer erst nach dem Feiern. Aber in so verkaterter Stimmung hat noch nie ein Fest begonnen wie diese Feier des 9. November in Berlin.

10. November 1921

9

Bei Battistini — Henny Porten und ihr neuer Gemahl — Frack und Gehrock sterben aus — In der Handarbeitsstunde — „Sport und Mode" — Tiergarten-Lachkabinett — Die Duncan im Neuen Palais

Als anständiger Mensch darf ich eigentlich gar nicht erzählen, wo ich am vorigen Sonntag gewesen bin.

Nämlich bei Battistini.

W a s sagen Sie?

Nein, Sie irren sich. Battistini ist weder eine italienische Kneipe noch gar etwas Schlimmeres, sondern ein berühmter Bariton, der am Sonntag in der „Tosca" an der Staatsoper gesungen hat. Aber man mußte seine Berühmtheit mit 531,50 Mark für den Parkettplatz bezahlen. Deshalb schäme ich mich, denn man könnte mich für einen Schieber halten.

Ich habe den Platz aber gar nicht bezahlt. Ein valutastärkerer Verwandter aus dem Auslande hat mich mitgenommen, für ihn bedeutet das genau 10 Schillinge, knapp soviel wie ein einfaches eiliges Frühstück in der City kostet. Aus der Musik machte er sich nicht viel. Die „Tosca" ist ein greuliches Schauer-Opus, und Battistini ist zwar ein Meister des bel canto, hat trotz seiner hohen Jahre immer noch Schmelz, besitzt aber keine Spur etwa von der Darstellerkunst des heimgegangenen Caruso. Man soll sich diesen Battistini im Konzertsaal anhören, dann hat man noch mehr von ihm als auf der Bühne. Um seinetwillen sind wir auch gar nicht hingegangen, sondern ich sollte

meinem Besucher die hiesige heutige Gesellschaft zeigen, das, was der Eckensteher „det janze Tuh-Berläng" nennt.

Man bemerkte unter anderen ...., so pflegen Lokalreporter ihre Berichte über gesellschaftliche Ereignisse bei dem Absatz zu beginnen, der dem Publikum gewidmet ist. Diesmal bei Battistini war fast nichts zu bemerken. Sonst versammelt sich bei dergleichen alles, was was ist, und alles, was was hat. Nun ist leider, wie mir scheint, die erste dieser beiden Gruppen ausgestorben. Wenigstens kann sie 531,50 Mark für einen Parkettplatz nicht bezahlen. Das, was sich zum geistigen Berlin rechnet, hockt zu Hause und denkt darüber nach, ob man sich ein Pfund Margarine zu 37 Mark leisten kann. Ich kenne eine Nichte von Gustav Freytag, die ehedem zur wohlhabenden Gesellschaft gehörte; heute ist sie Mitglied der Gewerkschaft der Heimarbeiterinnen und näht für Geschäfte, flickt für Familien. Also das war mir von vornherein klar: solche Leute würden wir bei Battistini nicht treffen. Aber alles, was was hat, das war natürlich da. Und da in der Hauptsache — neben einigen inländischen Großverdienern — das Ausland schon fast alles hat, schwirrten Dutzende verschiedener Fremdsprachen durch das Parkett und die Logen und im Foyer. Kaum ein bekanntes Gesicht. Hier und da ein alter Finanzier mit Familie. Aber da — halt! — das ist was. An die Brüstung gelehnt stehen Henny Porten und ihr neuer Gemahl Reklame. Richtig, vom Film, der neuen neunten Großmacht, ist doch allerlei erschienen. Aber alle Blicke konzentrieren sich auf diese blonde, madonnengescheitelte Frau v. Kaufmann-Asser-Porten. Ihr erster Mann, der Filmregisseur, fiel als Reserveoffizier im Kriege. Die wundervoll gepflegte junge Witwe, die auf sämtlichen Reisen ihre Privatmasseuse mitnimmt, mimte in diesem Winter die „Geier-Wally" hoch oben in den bayerischen Bergen. Sie wohnte in Wiggerts Sanatorium in Partenkirchen, diesem mächtigen Palastbau, der dem Dr. v. Kaufmann-Asser gehört. Der war damals noch nicht geschieden, hatte eine entzückende kleine Frau und drei nette kleine Kinder, duzte sich in deren Gegenwart aber bereits mit Henny Porten. Dieses Puppenköpfchen mit dem seelenvollen Augenauf- und -niederschlag ist

recht hohl. Wer in den Wintertagen in Wiggerts Sanatorium am selben Tische saß, der war erschüttert über die puppenhafte Nichtigkeit ihrer Unterhaltung. „Sag' mir doch ein süßes Wort! Ich habe den ganzen Tag noch kein süßes Wort gehört!"

Nun kann Dr. v. Kaufmann-Asser ihr alle Tage süße Worte sagen. Er hat sie geheiratet und hat sein vieles Geld zu ihrem vielen Gelde in das Filmgeschäft gelegt. In seiner rundlichen Behaglichkeit sieht er, wie er da so Pose steht, nicht gerade bedeutend aus, eben nur wie, nun, wie eben der glückliche Besitzer einer sehr gepflegten und von aller Welt bewunderten und verhätschelten Frau, aber er macht doch ganz gute Figur. Seine Familie, der unter anderem auch die schöne Privatgemäldegalerie in der Maaßenstraße in Berlin gehört, hat schon viele kluge Köpfe gezählt, und seine Großmutter, Frau Karoline Itzig-Asser, würde, wenn sie noch lebte, ihren Stolz auf diesen ihren Nachkommen kaum verbergen.

Selbstverständlich steht Herr v. Kaufmann-Asser in Frack und weißer Weste da. Zum ersten Male seit 1914 sehe ich wieder einen ganzen Saal voll Fracks. Aber auch der Frack steht für das Gros der Gesellschaft auf dem Aussterbeetat; man wird ihm bald so selten begegnen wie vor 1914 den Eskarpins und langen weißseidenen Strümpfen für Herren. Die Vereinfachung der Herrenkleidung ist nicht etwa nur Kriegsfolge bei uns, sondern setzt sich in allen Ländern durch. Auch in England gilt bereits das, was wir Smoking nennen, schon als vollwertiger „evening dreß", während der Smoking früher jeden unmöglich machte, der darin etwa zu einem festlichen Mahle erschien; man trug ihn nur „unter sich" im Klub, allenfalls im Theater, aber nie in Gesellschaft mit Damen. Überwundene Zeiten! Auch das, was wir Cutaway nennen, der frühere „morning coat" des Engländers von Welt, ist drüben dahin. Der Herr der Gesellschaft — falls er kein Fatzke ist — begnügt sich mit zwei Anzügen, dem Jackett für den Arbeitstag und dem Smoking für den Feierabend, sofern dieser gesellig begangen wird. Bei uns in Deutschland sind wir, obwohl wir den Frieden verloren haben, noch nicht so weit. Viele vorurteilslose Leute gerade aus den besten Kreisen machen freilich schon

heute Besuche in der blauen zweireihigen Jacke. Irgendwo im Kleiderschrank hängt auch wohl noch der schwarze Gehrock, aber man zieht ihn im allgemeinen nur noch zu Beerdigungen an oder zu Antrittsvisiten bei einem Vorgesetzten. Philipp Scheidemann kaufte sich einen (und seiner Frau ein braunseidenes Kleid), als er, schon etliche Zeit vor dem Kriege, Vizepräsident des Reichstages wurde. Die Generation der siebziger Jahre sprach etwas pietätlos vom „Bratenrock", wenn sie Vaters schwarzen Gehrock meinte; den zog er ja immer Sonntags vor Tisch an, erhob sich dann zu majestätischer Größe und zerlegte vor aller hungrigen Kinder Augen den ebenso majestätischen Sonntagsbraten. Schade um den schönen, langen, schwarzen Rock. Er war so recht die deutsche Tracht, und er stand jedem leicht Angedickten so gut, weil er ihn schlanker erscheinen ließ. Nun hat er noch das Gnadenbrot und wird aufgetragen. Neue werden kaum mehr gemacht. Und wer einen wohlerhaltenen alten erbt, der läßt ihn meist vorne gleich rund abschneiden, damit ein Cutaway daraus wird — aber auch dem läutet ja schon das Sterbeglöcklein.

Man atmet auf, wenn wirklich die Vereinfachung kommt. Ein Arbeitsanzug, ein Sonntagsanzug. Das muß für den Mann genügen, und das entspricht auch der heutigen finanziellen Angleichung der „oberen" Stände und der Arbeiterwelt. Jenseits stehen dann nur noch die Großverdiener. Allenfalls beim weiblichen Geschlecht könnte die allgemeine Vereinfachung vorläufig noch scheitern. Aber auch hier gibt es schon Ansätze zu der vernünftigen Auffassung, daß man zur Arbeit nicht wie ein Paradiesvogel zu kommen braucht. Dieser Tage habe ich — ich traute meinen Augen kaum — eine Stenotypistin in einer ganz schlichten grauweißgestreiften Hemdbluse aus Flanell gesehen. Mir wurde ganz warm ums Herz. Noch vor zwei Jahren wäre kein Mädchen „so" ins Bureau gekommen. Über kurz oder lang wird uns nun sowieso der Stoffmangel zur Einschränkung zwingen.

Das Ausverkauftsein merkt der Berliner sogar noch früher als der Mittel- und Kleinstädter. In unseren Volksschulen geht es in der Handarbeitsstunde schon fast so zu, wie in den letzten

Kriegsjahren. Da sollen, lehrplangemäß, in einer Klasse Hemden geschneidert werden. Aber von 23 Kindern haben nur zwei den dazu nötigen Stoff. Es wird wieder das Unmöglichste zusammengeflickt. Und eine Klasse höher kommt ein kleines Mädchen zur Lehrerin und sagt: „Frollein, hier ha' ick Vaterns alte Unterhose, kann ick eene Kimonobluse draus machen?"

Irgend etwas steigt einem in die Kehle, irgendeine wehe Müdigkeit überkommt einen, wenn man die grellen Riesenplakate an den Mauern sieht, die zu einer neuen Modenschau locken. „Sport und Mode". Unter diesem Titel zeigen jetzt in der größten gedeckten Arena Berlins die rotberockten Reiter ihre Künste im Hindernisnehmen und gleichzeitig die Mannequins der großen Modefirmen ihre Künste im Schwänzeln mit kostbaren Toiletten. Nein, ich gehe nicht hin! Das ist doch kein Sport mehr, sondern nur eine Vorstellung für Mister Ausländer und Frau Knallprotz. Da war das Preisreiten im Hippodrom draußen im Grunewald doch etwas ganz anderes. Auch das Reiten kommt jetzt auf den Hund. Und doch hat auch das heutige Reiten seine guten, nämlich seine erheiternden Seiten. Ich kaufe mir keine Witzblätter mehr. Sie sind teuer und schal; man kann ja gar nicht mehr herzlich lachen, sondern höchstens mal die Mundwinkel verziehen, wenn man sie liest. Aber ich weiß einen großartigen Ersatz. Im westlichsten Tiergarten, dort hinten, wo der große Wasserturm steht, abseits vom Verkehr, liegt der große Reitplatz. Sand, Büsche, Balken, Hürden. Hier tummelten sich früher frühmorgens um sechs, zwei Stunden vor Beginn der Vorlesungen in der Kriegsakademie, neben Berliner guter Gesellschaft die aus dem ganzen Reich hierher kommandierten Kavallerieoffiziere. Heute reiten sie nicht mehr. Heute sitzen sie morgens in Zivil auf den Bänken im Tiergarten, ehe sie an ihre Arbeit im Geschäft gehen, und sehen zu, wie Frau Knallprotz und Herr Großverdiener und Fräulein Neureich reiten. Oder auch mal ein sozialdemokratischer Minister. Alle diese Leute wollen ergründen, was es mit dem Worte

„Höchstes Glück der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde"

für eine Bewandtnis habe, aber sie kriegen es nicht heraus. Und die Zuschauer lachen sich schief.

Ganz Berlin und Umgegend ist von der neuen Gesellschaft voll. Nur in Potsdam merkt man von ihr noch nicht viel. Wenn man jetzt, wo der Ausflugsverkehr aufgehört hat, dorthin geht, ist es ruhig und vornehm und still. Draußen in Sanssouci begegnet einem nur gelegentlich ein verabschiedeter Offizier oder ein Geheimer Rechnungsrat. Zum Antiken-Tempel, der letzten Ruhestätte der Kaiserin, pilgern täglich, einzeln und in Gruppen, schlichte Leute aus dem Volke. Einige hundert Meter weiter liegt wie im Dornröschenschlaf das Neue Palais, die ehemalige Residenz des Kaiserpaares. Parallel mit ihm, auch ganz schloßähnlich, die schon vom Alten Fritz erbauten „Communs", die Kavalier- und Beamtenhausung früherer Zeiten. Da ist Leben. Da dringt Musik und Lachen und Scherzen heraus. Da ist nämlich mit Bewilligung der preußischen Regierung — die amerikanische Tanzschule der Elizabeth Duncan eingezogen. Sie ist seit September da, in den hohen und weiten Räumen des Commun I untergebracht. Die schwedische Gymnastik und amerikanische Beinschwenkerei wird hier von vorläufig 22 jungen Mädchen, zumeist im Backfischalter, betrieben, auch deutschen darunter. Miß Elizabeth hat — nicht mit der Regierung, aber mit alten Potsdamern — viel Ärger gehabt. Immer wieder schellte es am Hause. Immer wieder kamen Herren und Damen zu ihr und fragten, ob es wirklich wahr sei, daß hier im alten Königspalast eine amerikanische Tanzschule sich installiert habe. Seitdem hat der Portier, ein Amerikaner natürlich, den Auftrag, keinen unlegitimierten Fremden mehr vorzulassen, sondern sie alle an den deutschen Geschäftsführer, Herrn Nerz, zu verweisen.

Von Elizabeth Duncan weiß man nicht viel mehr, als daß sie vor 2½ Jahren aus Neuyork, wo man sie keineswegs für eine Berühmtheit hält, wieder nach Europa gekommen ist und bis zu diesem Herbst in Wien eine Tanzschule geleitet hat. Desto mehr weiß man aber von ihrer Schwester, der „eigentlichen" Berühmtheit, nämlich von Isadora Duncan. Die hatte lange vor dem Kriege zuerst in Deutschland den Tanz mit kahlen

Beinen (und was für Beinen!) eingeführt, die außer der Trikotloſigkeit keinerlei Verdienſte um die künſtleriſche Entwicklung der Menſchheit beſaßen. Während des Krieges hetzte ſie dann gegen ihr deutſches Brotland. Namentlich verſuchte ſie auch die Griechen gegen uns zu entflammen. Bei dem öffentlichen Einzuge Venizelos' in Athen tanzte ſie vor ihm her wie David vor der Bundeslade. Wie das auf Griechiſch heißt, weiß ich nicht, aber auf Berliniſch hat er ſicher gedacht: „Bringt die alte Schaute doch endlich weg!" Aber da die preußiſche Regierung ſo dafür iſt, wird es wohl ſchon ſtimmen, daß Preußen zurzeit nichts nötiger hat, als Duncanſche Tanzkunſt. Während ich geſtern zwiſchen Neuem Palais und Communs entlang ging, brachte gerade ein junger Schlächtergeſelle eine Mulde voll Fleiſch, wohl an die 30 Pfund, zur Tanzſchule. Er ging an einer Gärtnerfrau vorüber, zeigte mit dem Daumen hinüber zum Neuen Palais und ſagte: „Ja, Mutterken, wenn ich erſt wieder drüben mit meiner Mulde abliefere, das werden wieder andere Zeiten; paſſen Sie auf, keine drei Jahre, dann ſitzt wieder einer drin!" 17. November 1921

10

Plünderungen — Die arbeitende Reichshauptſtadt — Zwiſchen Spandau und Berlin — Theater-Unkultur — Totenſonntag — Nollet auf Reiſen — Am „Amazone"-Denkſtein

Als wir Kinder waren, wollten wir immer wieder die Geſchichte von dem ſpleenigen alten Engländer hören. Er verbrachte ſein Leben damit, jeden Abend ſich die Vorführungen dreſſierter Raubtiere anzuſehen und jeden Morgen die Probe dazu. Er ſaß oft wochenlang in derſelben Menagerie oder in demſelben Zirkus. „Aoh, ich uill einmal ſehen, wie ein Löwe frißt einen Bändiger!" Dreißig Jahre lang hatte er dieſen Sport betrieben, ohne zu dem erſehnten Schauſpiel gekommen zu ſein. Da geſchah es, während er wieder einmal in ſeiner Loge ſaß, in einer Nachbarſtadt, in einer anderen Arena, und

unser Engländer gab sich voll Verzweiflung über sein verfehltes Leben den Tod.

Wir Kinder konnten ihn einigermaßen verstehen, denn auch wir brannten nach einem schauerlichen großen Erlebnis: wir hätten gar zu gern einmal auf einem Kauffahrteischiff es mitangesehen, wie es von Seeräubern geentert und geplündert wurde und wie dann die wilden Gesellen mit dem Krummschwert an der Spitze sich aus den Schätzen bunte Gewänder aussuchten, Edelsteine an die Finger und auf den Turban steckten, ganze Fässer voll Malvasierwein austranken und schließlich einander an die Gurgel gerieten. Ein langes Leben hindurch habe ich nie eine solche Plünderung gesehen, soviel ich auch zur See fuhr, allerdings nie mit Schatzkammern an Bord, sondern nur mit Menschenfracht oder Getreide oder Holz oder Maschinen oder Kaffee oder — einmal — mit etlichen hunderttausend lebendigen Wachteln aus Zentralasien, die in Batum nach Neuyork für die Tafeln der dortigen Reichen verladen wurden. Überhaupt nur ein einziges Mal habe ich so etwas wie eine Plünderung gesehen. Im Jahre 1918 im November. Wir waren — 454 Mann und die zugehörigen Offiziere — einwaggoniert, der Zug auf einer kleinen Station. Auf dem übernächsten Geleise Güterwagen mit Sendungen aus Deutschland für eine Armeeintendantur und für Lazarette. Einige unserer Leute, wir Offiziere noch nicht, hatten von Eisenbahnern irgendwo am Ende des Zuges den erlogenen Funkspruch des Reichskanzlers Max von Baden mitgeteilt bekommen, daß der Kaiser abgedankt habe, abgedankt zugunsten einer deutschen Republik. Die unmittelbare Folge war nun, daß etliche Soldaten sich die schwarzweißrote Kokarde abrissen, über die Geleise liefen und den Güterzug erbrachen. Krachend flog eine Lazarett-Weinkiste heraus. Nun war kein Halten mehr. Alsbald kamen andere nach, schon mochten es hundert Plünderer sein, und jede Disziplin war zerrissen. In diesem Augenblick sprang ich mit einem Kameraden herzu, der erste Plünderer kriegte mit einer vollen Flasche einen Hieb vor den Schädel, daß er zusammenknickte, der nächste sah einen Pistolenlauf vor seiner Nase, vier herzugerufene treue Leute legten auf Befehl den schußfertigen

Karabiner an — und in wenigen Sekunden war der Spuk zerstoben, stand auf „Antreten" die ganze Front, ging jedermann wieder in seinen Waggon und verließ ihn nicht mehr, denn davor patrouillierten Offiziere und Unteroffiziere mit entsicherter Pistole in der Hand. Wir trafen vier Wochen später als anständige Leute, mit schwarzweißroten Kokarden und Fahnen in Deutschland ein.

Um den Anblick einer richtigen Plünderung war ich also wieder gekommen. Und nun bin ich in der großen Menagerie Berlin, habe oft genug das Raubtiergebrüll der Bestie Mensch gehört, Straßenkämpfe erlebt, noch stecken auch Infanteriegeschosse der Spartakisten in der Wand in unserem Balkon, auf den meine Frau die Nase hinausgesteckt hatte; und jetzt lese ich täglich in der Zeitung von Überfällen des Mobs auf Warenhäuser und andere Läden und von den phantastischsten Plünderungen, bummele auch in den „duftesten Gegenden — aber es geht mir wie dem Engländer: während ich am Alexanderplatz einer zusammengerotteten Menge zusehe, wohin sie sich wohl wälzen mag, kommt einer von der Schönhauser Allee gelaufen und erzählt, gerade eben hätten dort Hunderte in einem Konfektionshaus sich „neu eingekluftet". Ich möchte gern wissen, was das für Leute sind, ob sie etwa so aussehen, als seien sie eingeschriebene Mitglieder der deutschen oder der deutschnationalen Volkspartei. Aber ich komme wie die Polizei immer zu spät. Ich sehe nur herabgelassene Rollvorhänge und vergitterte Türen. Man ist in Berlin eben wieder zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß die beste Einbruchsversicherung in einem Stahlgatter besteht, hinter dem ein Pförtner mit dem Browning in der Hand waltet.

Nun ist Berlin aber wirklich nicht ein ausgesprochenes Asyl von Räubern und Plünderern und sonstigen Verbrechern. Auch im Hamburger St. Pauli und in anderen Großstadtwinkeln erlebt man heute Dinge, an die man vor der Revolution nicht gewöhnt war. Berlin ist sogar eine ausgesprochene Arbeitsstadt. Der Berliner Arbeiter jeder Art — vom Geheimrat bis zum Pflasterer — arbeitet mit einer Wucht und einer Hingabe, wie man sie nicht überall findet. Weiche, verschlafene, schlaffe

Gesellen erlebt man hier kaum. Auch was die Berlinerin — von der Ministerialrätin bis zur Gemüsefrau — anpackt, das „schafft" und das „fluscht". Aber wir haben leider Halbwüchsige hier, denen während des Krieges viereinhalb Jahre lang die väterliche Keile fehlte, und die stellen das Gros der Plünderer. Sie erzwingen Streiks. Sie organisieren Aufruhr. Sie kennen keinerlei Autorität. Die Massen der Alten und Gereiften ist nur zu feige gegenüber dieser Bande, sonst hätten wir schon längst Ordnung im Lande, und dazu kommt noch das ekelhafte Getue gewisser politischer Demagogen, die als Volksschranzen in Speichelleckerei jeden ehemaligen Hofschranzen übertreffen. Sie verdrehen unseren Halbwüchsigen vollends den Kopf. Die Folgen erleben wir jetzt. Jeder einzelne von uns kann Erlebnisse dieser Art erzählen.

Da kommt dieser Tage der lange westfälische Pastor nach Berlin, vierter natürlich, in einem Wagen, in dem zufällig nur Frauen und Mädchen sitzen, die zur Arbeit fahren.

Frühmorgens, Spandau.

Ein junger Mann steigt ein, angetrunken und etwas mehr als munter, ein Arbeiter.

Er macht blau und ist schon blau, er macht sich sofort an die Mädchen heran, wird zudringlich, wird handgreiflich, so daß sie in die Ecken flüchten. Schließlich packt er eine in ganz gemeiner Weise, die wehrt sich wütend und schreit, sie verbitte sich diese Unverschämtheit. Darauf die Antwort, die ein Erlebnis ist:

„Ich bin doch Arbeiter, wir Arbeiter sind doch jetzt die Herren, wir können machen, was wir wollen!"

In diesem Augenblick erhebt sich der lange westfälische Pastor, der schon als kaum achtzehnjähriger Fuchs auf der Hochschule mehr Kräfte als ein erwachsener Mann besaß und eine prachtvolle Klinge schlug, zu seiner vollen Größe, packt mit den zehn Eisenklammern seiner beiden Hände den jungen Mann und „stellt ihn in die Ecke", wo er nun vertattert und ganz manierlich stehenbleibt, bis alles in Berlin aussteigen muß. Auch die Mädchen. „Die haben sich," erzählt der Pastor, „sehr ordentlich bei mir bedankt; man fährt auch in der vierten Klasse

oft genug in guter Gesellschaft, dazu gehören diese Mädchen, die doch auch dem Arbeiterstande angehören." Das ist richtig. Nur wird die böse Gesellschaft eben nicht immer wie hier im Zaum gehalten.

Mehr noch: an der Verwilderung der Sitten sind gerade diejenigen schuld, die sich selber zu der allerbesten Gesellschaft rechnen, aber fünfe stets gerade sein lassen. Warum wird von ihrem Zorne die ganze Theaterschweinerei Berlins noch nicht hinweggefegt? Das „Wir können machen, was wir wollen!" ist doch das A und O fast aller Stücke, die heute über die Bühnen der Reichshauptstadt gehen. Ich bin kein Eiferer. Ich will auch auf das freisprechende Urteil im Reigen-Prozeß nicht zurückkommen. Aber das eine sei doch festgestellt, daß nahezu jedes Schauspiel, auch im Kino, den jungen Arbeiter nur lehrt: „Wer Geld hat, kann den Teufel tanzen lassen." Und daß die sogenannte Liebe weiter nichts sei, als das rein körperliche Recht des Stärkeren oder Gerisseneren. Die Banden der jungen Rowdies sind gewiß sehr schlimm. Aber schlimmer noch ist der geistige Terror, den eine Sippe von gewissen Theaterkritikern ausübt, indem sie für „höchste Kunst" erklärt, was nur raffinierte Technik in der Aufmachung eben jener seelenlosen Fleischeslust ist. Man verliert alle Lust am Rezensententum. Auch Lautensacks Komödie — der Mann selbst ist in geistiger Umnachtung gestorben — im Berliner Lustspielhaus, die das Ereignis dieser Woche war, möchte ich deshalb weder nach Titel noch nach Inhalt anführen. Wo aber noch Stücke in altem Sinne aufgeführt werden, die erschüttern oder erheben, nachdenklich machen oder beseligen, da werden sie von den Berliner Bühnen so „primitiv" auf der berühmten schwarzen Treppe mit nur angedeuteten Dekorationen gebracht, daß die Wirkung der lebendigen Handlung verpufft: man hat den Eindruck nur einer dramatischen Vorlesung mit verteilten Rollen.

Ein wenig von dem Ernst, den der Totensonntag sonst überall in Deutschland hervorruft, zeigte sich diesmal auch in dem rastlosen Getriebe der Reichshauptstadt. Es gibt ja besonders viele Gräber zu schmücken. Die Kirchhöfe sahen gewaltige Prozessionen. Überall wurden auch junge Kriegerheim-

stätten bedacht. Auch Elsässer und Lothringer, die ihr Schicksal nach Berlin verschlagen hat, feierten ihre Toten und legten am Kriegerdenkmal einen Kranz mit rotweißer Schleife und der Inschrift nieder: „Unsere läewe Landslit zoer Ehr — vo heimettreie Elsasser un Lothrenger in Berlin." Gerade durch ihre Pietät erweisen sich diese Wackeren aus den ehemaligen Reichslanden als echte Deutsche. Der Franzose kennt keine Pietät. An den Franzosengräbern in Berlin — und die Lazarette und Gefangenenlager haben ja manchen welschen Soldaten und Offizier hiergelassen — zeigte sich kein Mensch, obwohl Berlin voll ist von französischem Militär. Die Gräber werden durch deutsche Arbeit in Ordnung gehalten; keine Spur von landsmannschaftlicher Liebe nimmt sich ihrer an. Die Herren der Überwachungskommission sind zu beschäftigt, sie müssen im Lande herumreisen, um deutsche Industriewerke niederzulegen, müssen dann Sonntags sich amüsieren und Montags — so wörtlich General Nollet — darüber klagen, „daß leider das Gefährlichste nicht niederzulegen sei, das deutsche Gehirn". Man hört es, und man wird elegisch. Wo ist denn noch dieses deutsche Gehirn, abgesehen von dem der Industriemagnaten, der Techniker, der Universitätsprofessoren, der Lehrer, der wenigen sonstigen Leute mit deutschem Rückgrat? Die Gedankenlosigkeit herrscht. Gestern abend kommt General Nollet mit seinem Stabe von Erfurt, wo er ebenfalls ein paar hundert Arbeiter auf die Straße zu setzen gedenkt, nach Berlin zurück. Im Speisewagen sitzt ein Deutscher in Uniform und mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse mit einem Franzosen zusammen bei Tisch und trinkt mit ihm gemeinsam eine Flasche Wein. Wir sehen durchaus ein, daß die den Ententekommissionen als Begleiter zugeteilten deutschen Offiziere den außerdienstlichen Verkehr mit den Zwingherren nicht ganz vermeiden können; aber auch da sollte der Takt doch gewisse Grenzen ziehen.

Der nationale Takt kommt, scheint es, allen unseren Ständen allmählich abhanden. Im November 1861 ging auf fernem Ozean die preußische Kriegskorvette Amazone in einem Wirbelsturm unter. Im November eines jeden Jahres gehe ich einmal mit meinen Kindern in den Invalidenpark in Berlin, wo

„Die trauernden Eltern ihren lieben Kindern" von diesem Schulschiff einen Obelisk als Denkmal errichtet haben. Unter den damals ertrunkenen Seekadetten befand sich ein junger Angehöriger unserer Familie. Also ich bin an diesem Sonntag im Invalidenpark. Auf den vier Seiten des Denkmals sind vier erzene Gedenktafeln mit den Namen angebracht. Die Matrosen, die Handwerker, die Schiffsjungen, die Seekadetten und Offiziere. Und ich traue diesmal kaum meinen Augen: diese vierte Bronzetafel ist abgerissen. Von wem? Auf wessen Befehl? Es handelt sich nicht um einen Metalldiebstahl. Die übrigen Tafeln sind mit ihren je vier Schrauben nach wie vor ungelockert. Nur daß in der jungen preußischen Marine auch Seekadetten und Offiziere im Dienste starben, das will der Haß nicht stehen lassen. Wirklich der Haß? Ach, es ist nur Dummheit, Taktlosigkeit, Würdelosigkeit. Falls Nollet auch an den Berliner roten Magistrat gedacht haben sollte: da sind keine Gehirne mehr niederzulegen. 24. November 1921

11

Man knipst — Wieder einmal Streik — „Wir lassen uns nicht provozieren!" — Ehrlichkeit macht arbeitslos — Bei Wertheim kein Wollstrumpf mehr — Nachmittags im Ablon — French ladies — Am Billard-Totalisator

Man knipst. Einmal, zweimal: an, ab. Merkwürdig, es bleibt dunkel. Man versucht es wieder und wieder: an, ab; an, ab. Kein Erfolg. Sollte die Sicherung durchgebrannt sein, sollte es am Ende Kurzschluß gegeben haben?

„Lotte, knips doch mal im Speisezimmer! Fritz, sieh doch mal im Badezimmer nach dem Licht!"

An, ab; an, ab; an, ab. Nun ist in sämtlichen Räumen vergeblich geknipst worden. Da ist es klar: Streik. So ist es uns in dieser Woche wieder einmal gegangen. Vom dunklen Treppenhaus her hört man einen dumpfen Ton und ein

„Himmelschockschwerenot!", denn ein Besucher ist mit dem Kopf gegen irgend etwas gestoßen oder hat leider seine Schienbeine zu wattieren vergessen. Die Kerze der Altvordern steht auf dem Schreibtisch. Nun kann man die Zeitung lesen: also wirklich Streik. Die Augen tun einem beim Lesen weh. Drüben in der guten Stube, auch „kalte Pracht" genannt, sitzt der Besucher. Sein Gesicht scheint zu flackern. Lieschen hat Stearin auf seine gestreiften Hosen und auf unsere schöne Plüschdecke gekleckst. Irgendwo heult Willi. Er hat das Licht der Küchenfee zwar nicht „unter den Scheffel gestellt", aber der Katze, die er dazu festhielt, unter den Schwanz. Nun hat er eine dicke Backe. Ist der verdammte Streik noch nicht zu Ende? Vor dem Schlafengehen untersucht man noch einmal. Man knipst. Einmal, zweimal: an, ab. Nichts zu machen. „Sicherheitshalber" probiert man es auch anderswo. An, ab; an, ab. Ach, die Gattin ist's, die teure, die plötzlich, wie in einem Schreikrampf, hervorprustet: „Hat auch keiner falsch geknipst, nur an, oder zuerst an und ab, und dann wieder an?" Ein einmütiges „Nein!" des guten Gewissens erschallt in der Runde. Aber die gute Hausfrau kennt ihre Pappenheimer. Sicherheitshalber knipst sie überall noch einmal und sagt jedesmal, um ihre Sorgen zu übertäuben und den Streikteufel zu bannen, laut und energisch: „Ab!" Na ja, ab. Am nächsten Morgen früh um halb sieben Uhr gibt es überall erstaunte Gesichter. Überall brennt Licht. Sogar das neunflammige in der kalten Pracht. Es hat die ganze Nacht gebrannt. Die Rechnung kann gut werden. Der verdammte Streik — oh wäre er doch noch da — hat um Mitternacht aufgehört. Mutter kriegt einen Schwächeanfall.

Und da soll einer gesund werden. Besonders bei den Margarinepreisen. Vielleicht wird der Margarinefabrikant gesund, wir nicht. Wir fallen aus einer Aufregung in die andere. Wir ärgern uns über andere. Andere ärgern sich über uns. Unser Zweiter steckt mitten in einem „praktischen Jahr" und geht morgens in die Möbelfabrik, halb Wandervogel, halb Gott im Herzen, das schwarzweiße Bändchen am Kittel. Darauf tippt ein Arbeitskollege mit dem Finger. „Sie, junger

Mann, wir lassen uns nicht provozieren!" Schon gut. Der Junge ist allmählich ungefähr bis zur Handschuhnummer 9½ gediehen, und so leicht faßt ihn keiner an. Und wer fragt danach, wie wir provoziert werden? Aber das Rot ist natürlich nicht provozierend. Die Flagge der Gesetzlosen soll man sich gefallen lassen.

Allmählich kriegen auch die einfachen Leute aus dem Volke das ganze Treiben satt. Sie machen die unangenehmsten Erfahrungen mit der „neuen" Zeit und ihren Errungenschaften. Drüben in der Hofwohnung haust mit ihrer alten Mutter eine Zuschneiderin, die in einer Fabrik der Bekleidungsbranche in der Großen Frankfurter Straße angestellt ist. „Schneiden Sie möglichst genau zu; kein Millimeter darf verlorengehen!" sagt ihr die Direktrice. Wenige Tage später ertappt die neue Zuschneiderin eine Angestellte beim Stoffdiebstahl. Sie erteilt der Diebin vorerst nur eine Warnung. Diese braust auf: „Haben Sie sich man nich! Wir nehmen alle, was wir brauchen!" Die angebotene Beteiligung an den fortgesetzten Diebstählen lehnt die Zuschneiderin entrüstet ab und geht zum Chef. Der ertappt seinerseits die Diebin und entläßt sie. Alsbald wird eine „Betriebsversammlung" in die eine Ecke des großen Arbeitssaales einberufen, es wird gewispert, debattiert, gehetzt, die Aufregung steigt, und schließlich geht — die Arbeit in dem Riesengeschäft der Großen Frankfurter Straße stockt noch immer — eine Abordnung zum Chef und verlangt die sofortige Wiedereinstellung der Entlassenen. Der Chef weigert sich. Nun die zweite Forderung: Sofortige Entlassung der Zuschneiderin. „Se is iebahaupt reakzionär, se provoziert uns, denn se hat de Revoluzionsfeier am 9. November ooch nich mitjemacht!" Der Chef weigert sich abermals. Da wird der sofortige Streik proklamiert. Nun sind wiederum die Schneiderinnen, die jetzt in der Hochsaison vor Weihnachten ein Heidengeld verdienen, wütend; aber nicht auf den Betriebsrat, sondern auf die Zuschneiderin — „das Karnickel, wo anjefangen hat". Sie stürzen sich mit gezückter Schere auf sie, die so rückständig ist, ehrlich zu sein. Sie muß flüchten. Sie ist noch heute arbeitslos und findet nirgends Stellung — die schwarze Liste wirkt.

Der Streik in dieser Firma ist freilich dadurch beendet. Es wird fieberhaft, mit Überstunden gearbeitet, denn die beste und teuerste Ware wird einem ja aus den Händen gerissen. Im ganzen Riesenkaufhaus Wertheim in der Leipziger Straße, dessen Größe und dessen Lagervorrat einem klar wird, wenn man weiß, daß es über 7000 Angestellte hat, war vorgestern nicht ein einziger wollener Strumpf zu haben. Ganze Stapel werden schlankweg an Ausländer verkauft, nicht nur Gegenstände des täglichen Bedarfs, sondern vor allem kostbare Luxuswaren. Wenn man glaubt, daß die Ausfuhr unmöglich gemacht wird, so irrt man sich. Es gibt nicht nur eine illegitime, sondern auch eine seit Versailles ganz legitime ungeheure Ausfuhr.

Wollen Sie wissen, wie? Hören Sie zu.

In den Tagen, da die „Reparationskommission" uns beehrte, nahm ich hin und wieder meinen Kaffee im Hotel Adlon. Ein paar kleine Kuchen dazu. Macht 66 Mark, bittääh, sagt der Ober. Bittääh, macht nichts, sage ich. Und studiere weiter die verbotenen Visagen der Schieber aus aller Welt, der offiziellen und der nichtoffiziellen. Neben mir sitzen ein Grieche, zwei Engländer, ein Deutscher und verhandeln über eine Riesenlieferung von deutscher Kohle in die Türkei, die in Wirklichkeit Waleskohle ist, aber über Hamburg geschoben wird. „Da ist noch der Bruder des Großveziers, dem müßten wir doch auch von den 2 Prozent . . .," sagt der Grieche. Weiter links wird über die Verfrachtung des freigegebenen Eigentums der aus England ausgewiesenen Deutschen debattiert: „Aber, Herr Direktor, bei ihren sogenannten Selbstkosten cif Hamburg haben Sie doch schon 12½ Prozent draufgeschlagen und . . .," deduziert ein Spaniole. Der Kaffeedunst, das Tellergeklapper, der Wind reißen flatternde Sätze auseinander, man versteht nichts Zusammenhängendes, jede Gruppe ist ganz unter sich, obwohl alle ganz ungeniert sprechen. Dazwischen bewegt sich viel Weibliches, auch aus aller Herren Ländern, Typen von gewagtester Toilette und gewagtester Moral. Mein Gott, was ist aus dem alten gräflichen Palais Redern, das früher auf dem Grundstück des Adlon stand, jetzt geworden!

Aber ich wollte ja von der Reparationskommission erzählen.

Sie bestand aus je zwei Engländern, Franzosen, Italienern; jeder hatte einen Stab von Unterbeamten und dazu noch einen offiziell nicht beschäftigten Anhang. Diese Kommission kostet uns 400 Millionen Mark. Vierhundert Millionen Mark! Alle Hoffnungen auf ihre „Studienreise" waren aber eitel. Zunächst war überhaupt keine gemeinsame Sitzung zusammenzubringen. Als die englischen Vertreter sich im Hotel Adlon, wo die Franzosen auf deutsche Reichskosten einquartiert waren, nach diesen erkundigten, hieß es, die Franzosen seien mit ihren Damen auf einem Spaziergang begriffen. „What is the matter with those ladies?" fragte der lange Engländer erstaunt den Empfangschef im Vestibül und erfuhr zur Überraschung auch seiner Begleiter, daß die Franzosen mit einer ganzen Horde von Frauen, „Nichten", Sekretärinnen ins Hotel eingefallen waren und sich sofort auf Einkäufe begeben hatten.

Die Engländer warteten. Warteten sehr lange.

Da kamen endlich, laut schwatzend und gestikulierend, die Franzosen nebst Anhang an. Alles in neuen Kostümen, in neuen kostbaren Pelzen. Die 400 Millionen Mark langen ja noch eine Weile. Am nächsten Tage das gleiche Bild. Nur kamen diesmal schon ganze Wagenladungen von Teppichen, Wäscheausstattungen, Porzellan ins Hotel. So alle Tage. In Deutschland bleibt nur das Papiergeld zurück, das wir selber den Herren zu geben haben, unsere gute Ware aber zerstiebt ins Ausland.

Selbstverständlich als zollfreies Kuriergepäck. Als Bagage mit großem diplomatischem Paß. Das ist ganz legitime Riesenausfuhr, gegen die sich nichts machen läßt.

Auch der Berliner kommt bei solchen Erfahrungen nachgerade zu der Lebensphilosophie des Wieners: man geht halt ins Kaffeehaus und wartet bessere Zeiten ab. Aber wenn man glaubt, dort Ruhe zu finden, so irrt man sich. Nicht nur an der Börse, nicht nur in den Spielklubs, sondern sogar im alten ehrlichen Billardcafé wird heute gewettet und spekuliert. Da sieht man sich bei Zielka, Ecke Leipziger und Friedrichstraße, zuerst eine schöne Cadrepartie an. Immer wieder laufen die

Bälle gehorsam zu neuer guter Stellung zusammen. Der Unparteiische zählt monoton die gelungenen Stöße, die der Marqueur dann an der großen Tafel in Nummern aufstellt: „32 für Herrn Andlauer, 33 für Herrn Andlauer, 34 für Herrn Andlauer." Da, ein „Kicker"; der andere Spieler kommt heran, hat 37, 38 oder mehr Treffer. Es ist reinste, absoluteste Mathematik, nach deren Gesetzen die Bälle rollen, eine wahre Herzensfreude; unsere Damen wissen gar nicht, wie töricht sie sind, wenn sie erklären, sie hätten „Pech" beim Billardspiel. Das gibt es da gar nicht. Also man sieht mit Wonne den kurzen, leichten Massestößen zu, den eleganten Rückläufern und dem Immer-wieder-Zusammenhalten der beiden anderen Kugeln. Man seufzt, wenn das Spiel bei 300 zu Ende ist.

Da aber kommt Leben in die Bude. Vier Kämpfer auf einmal treten an. Nicht so überlegte, bedachtsame, leichtfingerige Herren wie die Cadrespieler, die linkshändig rechtshändig spielend gleich sicher waren und — wenn auch kein Kerkau mit 7300 Points hintereinander — sehr achtbare Leistungen boten, sondern ganz mittelmäßige Spieler. Auf sie wird gesetzt. Es gibt wie beim Pferderennen Tickets von 10 Mark an. Sieger ist der, der zuerst, aber immer mit Anstoß an den roten Ball, 8 Points gemacht hat. Dann wird ausbezahlt. Wir kennen niemand. Aber wir nehmen ein Ticket auf Herrn Schweinböck, weil wir Schwein haben wollen. Nachher siegt Herr Rothschild, und es wird, knapp 12 Minuten nach Beginn des Kampfes, 63 : 10 ausbezahlt. Es gibt Leute in Berlin, die täglich von 3 Uhr nachmittags an hier sitzen und zusehen und Tickets nehmen und — ihren Lebensunterhalt davon bestreiten. Sie gehen täglich mit 150 bis 300 Mark davon. Weil sie Dusel haben? Weil sie die Spieler kennen? Weil alles Schiebung ist? „Is eh' schon egal," sagt der Wiener.

1. Dezember 1921

Preſſefeſt im Reichstage — Wirth ſchreibt Spruchweisheit — Eine Bismarckerinnerung — „Kein Bedarf für vaterländiſche Schauſpiele“ — Halbwelt vor und auf der Bühne — Franzoſen-Mädis — Aus der Berliner Ruſſenkolonie — Die Germanowa in Tſchechows „Onkel Wanja“ — Landrat und Chauffeur

Er iſt Junggeſelle. Mein Gott, wie intereſſant! Und wie entzückend er das geſagt hat, dieſer Dr. Joſef Wirth: er ſei Junggeſell, brauche alſo bei einem etwaigen Auszug aus der Reichskanzlei keinen Möbelwagen, denn ſeine geſamten Habſeligkeiten könne er in einem Koffer in einer Droſchke mitnehmen. Auch hierbei wirft Wirth, der in jeder Lebenslage der Volksverſammlungsredner bleibt, mit der Wurſt nach der Speckſeite oder vielmehr mit dem Gummikragen nach der Sozialdemokratie. Selbſt der Handarbeiter kann doch heute ſein ganzes Krämchen einſchließlich Sonntagskluft und Extraſtiefeln nicht mehr in einem einzigen Koffer unterbringen. Und hat denn dieſer Dr. Wirth wirklich gar keine geiſtigen Bedürfniſſe? Hat er nicht wenigſtens, ſagen wir einmal, ein halbes Dutzend Bände von Karl May? Es hält ſchwer, ſich einen bücherloſen deutſchen Reichskanzler vorzuſtellen. Immerhin: er iſt Junggeſell. Grund genug für unſere nachnovemberliche Damenwelt, Damen bis einſchließlich zweieinhalb Zentner Lebendgewicht, öffentlich-geſellſchaftliche Veranſtaltungen aufzuſuchen, wo man dieſen Mann für Eintrittsgeld ſehen und ſich womöglich an ihn herankriſtalliſieren kann. So etwas hat alſo die Berliner Preſſe dieſer Tage im Reichstagsgebäude veranſtaltet. „Fahr' mer hin, was es koſt', is egal!“ Da drängt ſich nun die neue Hautevolee beim Steh-Tee in der großen Wandelhalle. Kinder, es iſt zum Piepen! Alles ſcharwenzelt um Ihn. Er verzieht ſein Geſicht ſo liebenswürdig wie vor etlichen Wochen auf dem Bilde im Klabberadatſch, wo der bayeriſche Löwe ihm ſchmunzelnd die Wange leckt. Und ſchreibt unentwegt Autogrammkärtchen. Er, der Junggeſell. Er, der

Erfüller. Er, der bücherlose Reichskanzler, der „alles von sich selbst gelernt" hat und daher auch von Aphorismen trieft. Was schreibt er denn da? Laßt mal sehen! Immer dasselbe: „Nicht auf Reichskanzler und Finanzminister schimpfen! Dr. Wirth." Mein Gott, wie interessant. Wie süß. Wie bedeutend. Wie werden Lehmanns, denken Veilchentals, sich ärgern, daß sie nicht auch ein Billett für diesen Wohltätigkeitstee genommen haben! Unsereins aber hält es nur noch der Pflicht gehorchend ein halbes Stündchen bei solcher Geselligkeit aus. Man mokiert sich; auch das ist gesund für die Verdauung.

Unter etlichen Reichskanzlern habe ich ja schon etliches erlebt. Eine Erinnerung huscht vorüber: Bismarck. Und sofort versinken die Schemen von heute. Von dem Hochragenden pflegte man keine Autogramme zu erbitten. Aber eine Stunde mit ihm — das grub sich ein in Herz und Hirn. Wir waren einmal ein paar Tage in Varzin. Meine Frau machte befangen einen großen Hofknix vor ihm, als er zu uns trat. Sie war damals, wie Bismarck sagte, in dem für Damen „sehr empfehlenswerten" Alter von zwanzig Jahren. Der ritterliche alte Herr — die Fürstin und die Rantzaus und Schweninger und andere waren übrigens zugegen — gab meiner Frau nicht etwa ein Autogramm, sondern einen Kuß, einen veritablen Kuß auf den Mund. Da drehte sie sich, strahlend vor Glück, wie der Blitz zu mir herum und rief:

„In meinem ganzen Leben waſche ich mir nicht mehr den Mund!"

Da lachte alles über die Begeisterte. Und die Fürstin lächelte stolz und gütig zu ihrem „Ottochen" hinüber. Vorbei, vorbei. Es fröstelt einen, wenn man die heutigen Amtsnachfolger sieht.

Die Regierenden von heute sind am sonderbarsten, wenn sie sich als Kulturpäpste haben. Der verdiente Unternehmer der Freilichtaufführungen von Kleists „Hermannsschlacht", Ulrich Haupt, bewarb sich um die Genehmigung zu einem vierzehntägigen Gastspiel in einem bereits konzessionierten ständigen Berliner Theater. Er hat die Genehmigung ja schließlich bekommen, und was er da jetzt aufführt („Das deutsche Leid"), das ist,

offen gestanden, mehr gut gemeint als gut gegeben. Aber welche Schwierigkeiten waren zu überwinden! Das Wort des sozialdemokratischen Wirtschaftsministers Schmidt, „die deutschnationale Bewegung hat sowieso schon einen Umfang angenommen, der uns wenig angenehm ist", ist noch unvergessen; aber noch deutlicher hat sich im Falle Ulrich Haupt die preußisch-republikanische Behörde des sozialdemokratischen Innenministers Severing geäußert:

„Gesuch wird abgelehnt, da für vaterländische Schauspiele ein Bedürfnis nicht vorhanden!"

Dieser Bescheid, der erst nach langem Mühen abgeändert wurde, verdient es, mit einem Erzstift in die Herzen der Zeitgenossen und in die Tafeln der Geschichte eingeritzt zu werden. Die Herren haben ja so recht. Wozu etwas Vaterländisches? Besser etwas „fürs Herz", so, wie ganz Berlin zurzeit es singt:

Hedy,
Du bist halb Lady,
Halb süßes Mädi . . .

Das paßt doch viel besser in unsere Zeit der Halben, wo Halbwelt auf der Bühne triumphiert, Halbwelt die Ränge füllt. Ja, wozu etwas Vaterländisches, wie etwa der für Berlin gänzlich verschollene „Wilhelm Tell", wenn Französisches überall serviert wird? Jetzt sind es schon sieben Berliner Theater, die täglich französische Schwänke und Eindeutigkeiten spielen. Das geschieht zur größeren Bequemlichkeit unserer Überwacher, der französischen Offiziere und Soldaten, die ihre Berliner Mädis doch mal abends ausführen müssen und bei der Theaterwahl dann gleich im Bilde sind, wenn auf den Anschlagsäulen „Die Dame im Bett" irgendeines französischen Autors angezeigt wird. Viel kosten läßt man sich sein Berliner Mädi sowieso nicht. Der Bosch bezahlt alles. Neuerdings fordern unsere Überwacher nur noch Geldsummen, ohne irgendeine spezifizierte Rechnung einzureichen. Wofür man das Geld ausgeben will, geht die Deutschen nichts an. Und unsere Ämter knicken zusammen und schreiben Zahlungsanweisungen bis zum Schreibkrampf.

Die Fremdenkolonien in Berlin lassen sich im Gegensatz zu uns ihr kulturelles Eigenleben nicht verkümmern. Besonders die Russen schwelgen darin. Einst gab es in Petersburg über 90 000 Deutsche, namentlich im Stadtteil Wassilij Ostrow, auf der Basiliuinsel, wohnten sie in den hohen Mietkasernen dicht beieinander. Jeder zehnte Mensch sprach in Petersburg Deutsch, zum Teil überhaupt nur Deutsch, allenfalls mit einzelnen russischen Lehnwörtern, so „Bulke" für Semmel und „Konke" für Pferdebahn. Jetzt gibt es umgekehrt in Berlin ganze russische Viertel. Nicht weniger als vier große russische Buchhandlungen, drei russische Zeitungen, zwölf russische Restaurants und verschiedene russische Bäckereien, russische Kunstwerkstätten, russische Feinkostgeschäfte dienen der Kolonie. Ich meine der rein russischen. Nicht der polnischen oder jüdischen — die hier z. B. ein eigenes jiddisches Theater hat — oder tatarischen. Es gibt künstlerisch hervorragende russische Sängerchöre in Berlin, russische Professoren halten Vorlesungen ab, ein Gymnasium hat nur russische Schüler. Das alles berührt die deutsche Öffentlichkeit nur wenig. Aber nun spielt seit einer Reihe von Tagen das Moskauer Künstlertheater hier in der Königgrätzer Straße, und das ist für uns wieder eine große Offenbarung. Vielleicht sagt man besser: der gerettete Teil des früheren Moskauer Künstlertheaters. Mit dem berühmten Stanislawsky als Regisseur, der unserem Reinhardt zum mindesten ebenbürtig ist. Es lohnt sich schon, irgendeine deutsche Ausgabe eines russischen Stückes, etwa Tschechows „Onkel Wanja", vorher so genau zu studieren, fünf-, sechsmal hintereinander durchzulesen, daß man nachher der Vorstellung in der Fremdsprache gut folgen kann. Es ist eine künstlerische Erhebung. Es ist ein so sorgsam abgetöntes Zusammenspiel, so unaufdringlich echt in jedem Augenblick, daß selbst der alte Kritiker die Umwelt vergißt, nicht mehr als Zuschauer im Parkett zu sitzen vermeint, sondern da oben russische Gesellschaftsgeschichte mit zu erleben. Es ist ein Protest der Tat gegen unser greuliches Berliner Star-System, wo ein Theater sich einen Star, einen „Stern", für ein Stück mietet und die Szene im übrigen mit Bruch besetzt: bei Stanislawskys Russen im

Theater in der Königgrätzer Straße ist das Ensemblespiel so wie man es heute in ganz Deutschland vergeblich suchen würde. Die russische Dramenliteratur, die uns hier geboten wird, stammt natürlich noch aus der kaiserlichen Ära. Aus dem Kreise jener, die die kränkelnde russische Gesellschaft sozusagen hauchzart mit ein paar Pastellstiften auf die Leinwand bannen — von einer leisen Traurigkeit überweht, von einem leisen „Warum das alles?" begleitet. Fragen ohne Antwort. Tolstoi gab eine; der Bolschewismus gab eine. Beide haben zerstört. Aufzubauen wußten auch die Tschechow und die übrigen um die Jahrhundertwende nicht, aber sie kannten auch nicht den Fanatikerhaß gegen das Bestehende. Sie konnten über ihre Figuren wehmütig lächeln, und wir lächeln mit ihnen und verschlucken verstohlen eine Träne. Ich habe mir den „Onkel Wanja" angesehen. Der karge Zauber der russischen Landschaft, der gemütliche Reiz des Teetisches, die fliegengeschützte leinenverdeckte kalte Pracht des Herrenhauses umfängt uns — und gleich nach den ersten Worten fangen wir an, zu leben; zu leben, zu leiden, zu zagen, zu hoffen mit den Menschen da oben. Meisterlich jeder einzelne. Ein Wunder vor allem diese Frau, die Germanowa, deren Kunst, ja deren Antlitz zum ersten Male wieder an Eleonore Duse, die Unvergessene, gemahnt. Es lohnt sich. Ja, es lohnt sich. Erst nach dem letzten Fallen des Vorhanges braust der Beifall los. Vorher, bei den einzelnen Aktschlüssen, verhält das gute russische Publikum, das das Theater füllt, sich mäuschenstill. Davon können wir lernen, wie man Eindrücke vertieft, statt sie zu stören. Hier und da sitzt ein deutscher Regisseur und trinkt mit Auge und Ohr. Den Ausklang vergißt man für Jahre nicht. In der Verwalterstube des Gutshofes. Sonja und Onkel Wanja, die vom Leben Enttäuschten, um Liebe Betrogenen, in Arbeit Alternden, haben sich wieder an die Wirtschaftsbücher gesetzt. „Einmal kommt ein Tag . . . ., ach einmal werden wir ausruhen . . ." Der Rechenschieber klappert. Das Heimchen zirpt. Der alte Telegin greift müde in die Gitarre. Von ferne Schlittengeläute.

Nun ist wieder Licht im Zuschauerraum. „So'n Quatsch!" sagt die tiefdekolletierte, weiß Gott wieso hierher geratene

deutsche Schieberdame vor mir, lächelt mir vertrauenerweckend zu und leckt sich die Finger, an denen die Reste warmgewordener Pralinees kleben. Nun bin ich wieder im Deutschland von 1921. Heißa, juchheißa. Aber die Welt hat sich ja nicht nur in Berlin verändert; überall im Reiche erlebt man heute die wunderlichsten Dinge. Ein nachnovemberlicher Landrat, Sozialdemokrat selbstverständlich, bekam dieser Tage den Besuch seines Regierungspräsidenten — ich will ruhig sagen woher: aus Merseburg — und holte ihn im Dienstauto vom Bahnhof ab. Und wollte gleich imponieren und rief hintenübergelehnt:

„Schaffehr, immer örntlich rechts fahren!"

Der aber stoppte, sah sich um und sagte:

„Halt doch deine Klappe, ich versteh doch vom Fahren mehr als du von deine Landratsgeschäfte!"

8. Dezember 1921

13

Ebert junior im Adlon — Von der verderbten Moral der Bürger und vom Elend der Arbeiter — Städtische „Revolutionsmilch" — Der liebe gute Weihnachtsmann — Oberlehrers Weihnachtsverdienst — Praktisches Schenken und schöne Schaufenster — Hoffmann und Häniſch in Marmor

Das übliche Gewühl im Hotel Adlon: Schieber, Mäuschen, Ausländer, Novembergrößen. „Mang uns mang is keener mang, der nich mang uns mang gehört!" pflegt der Berliner zu singen.

Es ist nicht billig bei Adlon, aber man hat's ja dazu. Man trinkt schon vormittags Whisky, Cocktails, Flips und sonstige Heizmittel. Da sitzt ein Berichterstatter aus Milwaukee in Nordamerika am selben Tisch mit dem Sohn Fritz Eberts und interviewt ihn. Dieses Reichspräsidialküken ist noch sehr jung, hat überhaupt keine abgeschlossene, geschweige denn eine akademische Bildung, ist aber, selbstverständlich, „Redakteur" an einer

roten Zeitung. Schon von Papas wegen. Der hat sich seinen Aufstieg saurer werden lassen: er war nacheinander Sattlergeselle, Brotwagenfahrer, Gastwirt, Gerichtssaalreporter, ehe er Redakteur, Abgeordneter, Parteivorsitzender, Volksbeauftragter, Reichspräsident wurde. Die Nachkommenschaft hat es bequemer. Die ersten vier Stufen hat Jung-Ebert überhupft. Nun sitzt er in dem sündhaft teuren Adlon, schlürft sein bourgeoises Getränk und läßt sich für die Leser von Milwaukee vernehmen, spricht mit einer großartigen Armbewegung über Deutschlands Innen- und Außenpolitik, über — wörtlich so — die „verderbte Moral der Bürger" und das „Elend" der Arbeiter". Das trifft sich gut. Gerade eben erhöht der Reichstag Papa'n sein Präsidenteneinkommen auf 700 000 Mark jährlich. Es wird sehr bald verdoppelt werden müssen. Ja, das Elend ist groß.

Es sind wirklich schlechte Zeiten, und die „verderbte Moral der Bürger" ist so erschreckend, daß sie dies höchst ungerechtfertigter Weise der Republik in die Schuhe schieben. Als ob die was dafür könnte. Daß die roten Stadtväter in Berlin für ganz lächerlich hohe Summen australisches Milchpulver und englische Emulsionsmaschinen kauften und nun den Liter einer weißen Flüssigkeit, an deren Boden sich übler Schleim und Brocken befinden, als „Milch" zu 6,20 Mark an das Publikum abgeben, daran ist doch nur Ludendorff schuld, nicht wahr? Leider schließen sich den verderbten Bürgern, die diese Emulsionsmilch nicht riechen können, auch unzweifelhafte Proletarier an, die sie nicht aussprechen können. „Die Munitionsmilch ist wieder eklig!" sagt eine Arbeiterfrau im Kellerladen nebenan. Dabei ist es noch Gnade, daß die Ladnerin was abgibt. Nur der kriegt Milch, der auch das Brot bei ihr kauft. Und sie wird giftig, wenn ein Kind mit seinem Kännchen herkommt und laut herbetet: „Mutta läßt fragen, ob Se keene Kuhmilch ham; Mutta sagt, die Revolutionsmilch kenn' wa nich vertragen!"

Natürlich, die Sprache des Volkes muß sich irgendwie helfen, wenn ein unbekanntes Fremdwort kommt, das manchmal noch schwerer zu verdauen ist als die Emulsionsmilch selbst. Kaufleute und Regierungsmänner gebrauchen oft Fremdwörter, um

ihre Sachen an den Mann oder an die Frau zu bringen. Für eine Matinee kann man natürlich 100 Mark mehr verlangen, als für einen Morgenrock; Reparationssumme klingt besser als Beutegeld, und die Emulsionsmilch wäre unter dem richtigen Namen „Gewässertes Milchpulver" kaum zu verkaufen. Na, wir verstehen uns schon! Und am hellhörigsten ist in diesen Tagen das Christkind — oder der Weihnachtsmann, wie man in Berlin sagt, weil man im Unterbewußtsein noch den St. Nikolaus sitzen hat, der in alten Zeiten am 6. Dezember mit Pelzmütze und weißem Bart zu den Kindern kam und heute in der Großstadt zwar nicht mehr lebendig, aber als kleiner Knabber-Götze aus Schokolade in den Schaufenstern zu finden ist. Aus hohler Schokolade natürlich; heute ist man mehr für die Aufmachung, als für das Solide. Also Christkind und Weihnachtsmann können sogar die krausesten Wunschzettel der 6½jährigen lesen und verstehen. Ich habe einen solchen Zettel, von einem kleinen Mädchen in einer Volksschule am Görlitzer Bahnhof geschrieben, zu „freundlicher Verwertung" bekommen. Das Original, echt, liegt vor mir. Zunächst bin ich erstaunt, was die treffliche Methodik unserer Volksschullehrer in noch nicht ganz drei Monaten aus solch einem Mädelchen herausbringt. Die Kleine hat noch nicht einmal das „sch" gelernt, erst das „ch", aber sie schreibt schon ohne doppelte Linien und mit einer so festen Gotik der Buchstaben, daß man sich sagt: diese sichere Kinderhand kann gewiß schon Strümpfe stopfen, das Süppchen für die kleineren Geschwister kochen und ganz flink Schoten verlesen. Nicht so, wie der arme Junge aus der Parallelklasse, der irgendwo einen rosa Wollenfaden gefunden und sich damit ganz unbeholfen einen Flicken auf die Hose genäht hat. Also die Kleine schreibt:

Lieber guter weiner man
ich wünche ein chwarzerbetersbil
und ein bawarme chu und ein kleit.

Der liebe gute Weihnachtsmann errät das natürlich sofort und hat das Schwarzer-Peter-Spiel und das Paar warme Schuh schon besorgt, wird auch für das Kleid wohl noch Rat

schaffen können. In den Kreisen, aus denen die Volksschulkinder unserer Arbeiterviertel stammen, wird nach allgemeiner Aussage der Geschäftsinhaber Gott sei Dank auch in diesem Jahre noch gut eingekauft. Und nicht mehr so unsinnig, wie im vorigen Winter, wo Arbeiterfrauen — auf Abzahlung! — Puppen zu 300 bis 500 Mark für ihre Kinder erstanden. Man ist praktischer geworden, weniger üppig. Man denkt doch schon wieder an kommende magere Zeiten und hält ein Bettlaken für wichtiger als einen Sealkaninkragen.

Die Kaufkraft der sogenannten bürgerlichen Kreise in Deutschland ist derweil, wie der Warenhausbesitzer Oskar Tietz aus seinen Erfahrungen bekundet, um rund 70 Prozent gesunken. Hier ist man infolgedessen erst recht fürs Praktische. Mitunter bricht Bitterkeit durch und erstickt die Scham. In einem hiesigen Gymnasium sagt neulich ein Lehrer offen vor der Klasse zu einem Schüler:

„Du, hör mal, du hast im Französischen große Lücken, könntest eigentlich bei mir ein paar Nachhilfestunden nehmen. Ist dein Vater wohlhabend? Ich kriege 50 Mark für die Stunde!"

Und als ein Gemurmel des Erstaunens die Bänke entlangläuft, poltert der Herr Doktor ingrimmig los:

„Ja, glaubt ihr, ich könnte von dem schmalen Gehalt meiner Familie überhaupt einen Weihnachtstisch aufbauen? Ich habe schon vor dem Kriege 5 Mark für die Stunde bekommen, und heute ist alles zwanzigmal so teuer!"

Das ist wahr. Dagegen läßt sich nichts sagen. Aber es ist erschütternd, daß heute so offen vor den Kindern der eigenen Klasse um Nebenverdienst geworben wird. Früher hätte man sich eher die Zunge abgebissen. Man hätte die Angelegenheit allenfalls in einer Pause erledigt und den schwachen Schüler zur Nachhilfe — einem Kollegen zugewiesen. Heute aber schreit die Verzweiflung.

Der Weihnachtstisch wird in sehr vielen Familien kleiner Gehaltsempfänger diesmal noch bescheidener ausfallen als bisher. Sehr bescheiden etwa im Vergleich zu der Zeit vor zehn Jahren. Bei einzelnen Schnellbereicherten natürlich auch

üppiger. Wenn wir aber noch weiter zurückgehen, so kommen wir doch auf Weihnachtsfeste, wo ganz allgemein in Deutschland die Freude an der geringsten Gabe sich begnügen ließ. Am Notwendigsten. Mein alter Leibfuchs von Heidelberg her, jetzt ein großer Arzt, hat aus dem Schwäbischen eine liebe Frau, die ihm im Laufe der Jahre insgesamt 82 Paar Socken gestrickt hat. Jedesmal unter dem Christbaum lagen etliche davon. Und ich habe mir jahrelang zu Weihnachten immer einen Aschenbecher, das für mich und unsere Wohnung notwendigste Instrument, gewünscht, so daß heute kein Tisch und kein Möbelvorsprung im ganzen Hause mehr „ohne" ist; so gefährde ich alter Kettenraucher keine Teppiche, Tischtücher und Polituren mehr. Mehr als 5 Mark, das war abgemacht, durfte die gegenseitige Schenkerei nicht kosten, und dafür gab es neben dem Aschenbecher immer noch allerhand Köstliches sonst. Was nur das Auge reizt, das sieht man sich im Schaufenster an. Ganz wunschlos, nur schaufröhlich, drängt man sich ja auch heute vor Wertheim. Das ist das reine Theater. Da sind ganze Wintermärchen ausgestellt. Auch die Kunst der Dekoration hat bei uns zugenommen. Die Zeiten sind längst verrauscht, wo jahrzehntelang derselbe feiste Neger aus Ton im Fenster des Tabakladens zwischen brandroten Wulstlippen die Zigarre hielt oder derselbe große Stern aus Backpflaumen in die weiße Mehlschüttung des Lebensmittelgeschäftes gedrückt wurde. Ein guter Dekorateur verdient heute mehr als ein vielgeprüfter Philologe oder Amtsrichter.

Eine besondere, würdigernste Dekoration pflegen unsere Behörden. In den Empfangssälen der Ministerien werden beim Wechsel der Portefeuilleinhaber die Bilder oder Büsten der Verabschiedeten angebracht. Es entsteht also eine ministerielle Ahnengalerie, bei deren Betrachtung der Besucher sich ins Gedächtnis zurückrufen kann, was diese ehrenwerten Männer für den Staat geleistet haben. Bei dem schnellen Ministerverbrauch des neuen Deutschlands haben nun diese Ahnengalerien eine bisher nicht gekannte schnelle Vermehrung gefunden, so daß hier und da schon — Wändemangel unliebsam in die Quere kommt. Es ist gewiß erhebend, wenn man sich denkt: hier werden einst

die Enkel barhäuptig vor meinem Bilde ſtehen und ſich von meinen Taten erzählen! Merkwürdigerweiſe haben zwei Herren gar kein Verlangen nach dieſem Urteil der Nachwelt. Die beiden erſten nachrevolutionären Kultusminiſter Preußens, Hoffmann und Häniſch, haben beide Einſpruch gegen die Aufſtellung ihrer Marmorbüſten erhoben, für die das Geld aus den zuſtändigen Fonds bereits angewieſen war. Was Häniſch, der ehemalige Zögling des Rauhen Hauſes in Hamburg, als Grund dafür angeführt hat, iſt mir nicht bekannt. Aber der Brillanten-Adolf, der Zehngebote-Hoffmann, erklärte jedenfalls mit der ihm eigenen erfriſchenden Menſchenkenntnis:

„Denkt ihr, ick laſſe mir veräppeln?"

15. Dezember 1921

14

Wo Stinnes ißt — Berühmte einfache Männer — Aus dem Anzeigenteil des „Vorwärts" — Der verprügelte Bürgermeiſter — Wie ein Kantor dreimal umlernte — Der Scheiterhaufen für Schundbücher

Man will doch was ſehen, wenn man in Berlin iſt. Berühmte Männer wenigſtens. „Können Sie mir eine Eintrittskarte zum Reichstag beſorgen?" ſagt gewöhnlich der Beſucher aus dem Reich. Man beſorgt ſie ihm — und kein berühmter Mann iſt da. Die Sorte iſt ja überhaupt im Ausſterben. Vor langen Jahren, als oben am Bundesratstiſch Bismarck ſaß und unten rechts Moltke, in der Mitte Windthorſt, links Richter, da war es noch anders. Immerhin: Stinnes möchte man heute doch geſehen haben. Der kommt aber faſt nie in den Reichstag, erſcheint dann auch nur für wenige Minuten im Sitzungsſaal und ſitzt während der übrigen Zeit meiſt in irgendeiner abgelegenen Ecke des Hauſes zuſammen mit Hugenberg in einer Beſprechung. Auch Gerhart Hauptmann, nach dem mich manch einer fragt, iſt in Berlin, abgeſehen von Erſtaufführungen, zu

denen der gewöhnliche Sterbliche sowieso nicht gelangt, nicht etwa am ehesten in Theatern zu finden. Aber man mag ruhig vor dem Laden von S. Ball in der Wilhelmstraße promenieren: wenn Gerhart Hauptmann überhaupt in Berlin ist, so kommt er sicher — fast immer in Begleitung seiner Frau, der ehedem so berückenden Geigerin, seines Rautenbeleins — dorthin und fragt als eifriger Sammler und Käufer nach alten griechischen Münzen.

Von Stinnes kann ich auch so etwas verraten, nur glaube ich, daß er, sobald es heraus ist, diesen seinen Gang einstellen wird. Also Stinnes hat häufig auch Besprechungen in dem oder jenem vornehmen Hotel Unter den Linden, wo Ausländer abzusteigen pflegen; natürlich nicht mit dem üblichen Schieberpack, sondern mit Fremden von Distinktion, mit Staatsmännern und Industriekapitänen. Aber der für seine Person — wie selbst sozialdemokratische Minister öffentlich anerkennen — sehr bedürfnislose Mann dejeuniert nicht etwa an der Schlemmertafel dieser Hotels, obwohl die paar hundert Mark ihm sicherlich nichts ausmachen. Sondern er verschwindet mal auf eine halbe Stunde in ein volkstümlicheres Lokal. Er läßt den Mantel im Hotel hängen, stülpt sich nur seinen alten steifen Filzhut auf, der ihn wie eine Tarnkappe gänzlich unauffällig macht, und steuert hinüber zu dem „Pariser Keller" am Ende der Linden, an der Ecke, schräg gegenüber der französischen Botschaft. Da gehen Kutscher, Chauffeure, städtische Straßenfeger, auch wohl mal Soldaten hin und essen ihren „guten Happen-Pappen", wie der Berliner sagt, der vor allem auch quantitativ hervorragend ausfällt. Richtige Berliner Hausmannskost, Schweinebauch mit Mohrrüben und so. Immer einen gehäuften tiefen Teller voll. Dazu ein einfaches Blechbesteck, natürlich ungedeckter Tisch, bestenfalls eine Papierserviette; aber der Handrücken tuts auch. Niemand erkennt Stinnes. Er kann ungeniert und schweigend und schnell sein Mahl verzehren; das ist ihm wohl auch die Hauptsache.

Von der angeblichen Schlemmerei unserer wirklich großen Kapitalisten macht man sich im Volke überhaupt falsche Vorstellungen. Ich sehe im Geiste noch den alten Geheimen Kommerzienrat Schichau vor mir, mit seinem zerknitterten alten

Kragen und dem schwarzen Fitzelbändchen als Krawattenersatz, wie er täglich nach Feierabend, wenn er den Fabrikhof überschritten und nicht etwa über einen achtlos weggeworfenen verrosteten Nagel sich erbost hat, in die kleine Elbinger Kneipe geht und mit dem stereotypen „Karlinche, 'n Täppche Hälles!" sich auf das Wachstuchsofa niederläßt. Der jetzige erste Staatsanwalt Preuß in Berlin kann es bezeugen. Der und der Landgerichtspräsident und noch ein paar Honoratioren pflegten häufig genug in der Ecke dabei zu sitzen.

Umgekehrt will es einem kaum jemand draußen im Reiche glauben, daß der Berliner Arbeiter verhältnismäßig so viel draufgehen läßt, ja daß man ihn gelegentlich sogar in Nacht- und Nepplokalen trifft. Selbstverständlich: der Arbeiter, der vier oder fünf kleine Kinder zu Hause hat, der kann sich Derartiges nicht leisten, sondern nur Gott danken, wenn seine brave Frau daheim alles in Ordnung erhält, obwohl ihr Wirtschaftsgeld „hinten und vorne nicht langt". Da gibt es — um der Familie willen — Väter von solcher Entsagung, daß man nur den Hut vor ihnen abnehmen kann. Sie gönnen sich selber nichts, nur um gutgenährte und gesunde Kinder großzuziehen. Die Frau wird dabei vorzeitig alt und verbraucht; nur die über den Kindern strahlenden Augen bleiben da immer das schönste an ihr. Man sieht in der Großstadt in manches Haus dieser Art hinein. Aber diejenigen Arbeiter, deren Kinder schon mitverdienen, oder gar die jungen selbständigen Arbeiter werfen mit dem Gelde nur so um sich. Man hat mir einzelne Erlebnisse, wie die mit den 500-Mark-Puppen in einem Kaufhause des Nordens, schier nicht glauben wollen. Aber ein Blick in den „Vorwärts" und die übrige hauptstädtische Arbeiterpresse genügt, um das alles zu beweisen. Kaufleute pflegen doch so gewiegt zu sein, um nur das in den Blättern anzuzeigen, was Absatz in dem Leserkreise verspricht. Man wird in der „Vossischen Zeitung" keine antisemitischen Bücher und im „Reichsboten" keine Matze oder Gebetsriemen annoncieren. Aber im „Vorwärts" werden Herrenkrawatten für 135 Mark, Ballfächer für 300 Mark, Pelzmäntel für 2500 Mark, dazu alle Delikatessen der Saison, Cognacs und Liköre, Lackstiefel, Rodelgarnituren, Künstler-

gardinen, Brillanten und Edelsteine angeboten. Gibt es irgendwo einen solchen Narren, der sein Geld für Annoncen hinauswürfe, wenn sie für das Leserpublikum nicht passen? Oder würden täglich die Theater und Kabaretts im „Vorwärts" anzeigen, wenn sich das nicht lohnte? Wer immer nur von dem Elend der Arbeiter spricht, solange, bis diese selbst es glauben, der versündigt sich an der Wahrheit. Man weiß auch in ihren Kreisen, was Fettlebe ist. Wenigstens dort, wo ich es beobachten kann, in Berlin. Anderswo nicht? Wirklich nicht? Ich glaube doch. Und man sollte endlich einmal damit ein Ende machen, daß in der roten Presse immer nur dem sogenannten Bürgertum, das großenteils jämmerlich vegetiert, Verschwendung aufgemutzt wird.

Bald wird man es nicht mehr nötig haben, solche Feststellungen zu machen. Das geschieht ohne unser Zutun bei den zahlreichen Auseinandersetzungen, die sich alltäglich zwischen Führern und Geführten unserer neuen Beamtenschicht ergeben. An der Futterkrippe wird bisweilen arg gestoßen und getreten. In unserem arbeiterreichen Norden, in Berlin-Pankow, hat sich der Unabhängige Kubig allmählich bis zum Bürgermeister dieser großen Bezirksgemeinde heraufge—redet. Alsbald hatte seine ganze Vetternschaft gute Pöstchen. Da der Bürgermeister schrecklich auf die Bürgerlichen schimpfte, hatte er zunächst auch die wichtigste Berlin-Pankower Behörde auf seiner Seite: den Erwerbslosenrat. Der wollte aber auch an die Futterkrippe und beantragte mächtige Unterstützungsgelder. Kubig ließ sich wiederholt verleugnen. Da drangen die Herren Räte mit Gewalt bei ihm ein, sprachen allerlei Ungnädiges über Hunderttausend-Mark-Gehälter und — schrieben dem Herrn Bürgermeister einige „schlagfertige" Argumente für ihre Forderungen hinter die Ohren. Im allgemeinen war das früher nicht die Art, in der man mit Bürgermeistern verkehrte. Freilich hatten wir früher auch andere Bürgermeister. Jedenfalls verließ die Deputation tiefbefriedigt nach getanem Werk das Rathaus und verkündete den draußen Harrenden:

„Na, dem ham wa't schön besorcht! So ein Kerl, will uns anpflaumen!"

Die Achtung vor der hohen Obrigkeit ist jedenfalls in betrüblichem Umfange gesunken. Auch in der Berliner Gesellschaft kommt es vor, daß man, wenn man jemand einen Regierungsrat vorstellen will, zunächst gedehnt gefragt wird: „Regierungsrat? Von wann?" So wie die Parvenusgattin, die ein Buch über den Weltkrieg ersteht, mißtrauisch das Papier anfühlt und den Buchhändler fragt: „Is det noch jute Friedensware?" Also in der derselben Arbeitergegend, in Berlin-Pankow, amtiert als besoldeter Stadtrat auch der ehemalige Kantor Mentz. Als er noch — natürlich bis zum November 1918 — kanterte, die Schulkinder unterwies und bei Abwesenheit des Pastors die Predigt in der Kirche verlas, konnte er die Bücher nicht fromm genug, nicht national genug, nicht „innerlich" genug, wie er sagte, kriegen. Dann war er auf einmal Mehrheitssozialist. Als ihm da abgewinkt wurde, Unabhängiger. Als sich auch dort kein Pöstchen fand, Kommunist. Hier machte man ihn endlich zum Stadtrat. Aber — zum unbesoldeten, und so viel kapitalistisches Empfinden hatte Mentz denn doch noch, daß er dies entrüstet ablehnte. So drückten die Genossen denn schließlich seine Besoldung durch. Augenblicklich schwebt ein Verfahren gegen ihn. Der gut bezahlte Stadtrat und Jugenderzieher a. D. steht unter der Anklage, sich an einem Überfall auf ein Wohltätigkeitsfest im Pankower Bürgergarten führend beteiligt zu haben. Schön, er ist Genosse. Aber ob die Genossen ihn, den Stadtrat, wirklich so achten, wie früher einen beliebigen Gendarmen, oder Gemeindediener? Man irrt sich, wenn man meint, die große Masse bei uns sei mit dem Personenwechsel in allen Ämtern sehr zufrieden. Man kann allerlei Drastisches darüber hören. Die Kritik macht nicht einmal vor dem Reichspräsidenten halt und lautet in der mildesten Form: „Der ist doch nicht mehr wie ich?"

Aber hin und wieder imponieren unsere neuen Regierenden der Mitwelt durch irgendeine demonstrativ kulturelle Tat. So hat Berlin-Neukölln, das allein für sich 500 Millionen Mark Schulden als „Mitgift" in die Groß-Berliner Ehe einbrachte, zur Propaganda für die weltliche Schule mit großen Kosten — sogar eine Opernaufführung für die eingeladenen Bürgermeister

anderer Großstädte gab es — eine sogenannte Jugendpflegewoche inszeniert. Den öffentlichen Höhepunkt, wobei natürlich jedermann an Luthers Verbrennung der Bannbulle denken mußte, bildete die „Verbrennung von 40 000 Schundbüchern" in einem Riesenscheiterhaufen auf dem Tempelhofer Felde. Das zog. Das meldete man telegraphisch allen Zeitungen. Es gab zwar einige Bedenkliche im Lande, die da fragten, warum man das viele Papier, das einen Makulaturwert von rund einer Million Mark besaß, nicht lieber eingestampft hatte, statt es als Feuerwerk nutzlos zu verpuffen. Die Sache erklärt sich sehr einfach. Zur Ehre der Neuköllner Jugend muß festgestellt werden, daß so viel Schundbücher, fast 100 Zentner, in der ganzen Gemeinde nicht aufzutreiben waren. Und da dekretierte man einfach von oben herunter, daß, da ja alles Reaktionäre Schund sei, auch sämtliche — Geschichtslehrbücher mitverbrannt werden sollten. 22. Dezember 1921

15

Die weihnachtliche „Gemütskiste" — Todmüde Angestellte, unzufriedene Inhaber — Kaviar zu 6000 Mark das Pfund? — Der Millionenraub im Polizeipräsidium — Beamtenqualifikation durch Parteibuch — Ludendorff und Kurt Riezler

Einmal im Jahre muß man „die Gemütskiste aufmachen", gesteht der Berliner zu; einmal im Jahre, zu Weihnachten, wird selbst der grantigste Haustyrann liebenswürdig und familiär. Zu der Schenkmamsell am Stammtisch ist er es ja auch sonst. Aber daheim — ja, das ist der seltene und dann um so mehr ausgekostete Fall. Es gibt keinen Anpfiff. Man hört sogar Grunzlaute des Behagens aus dem schnurrbartumflossenen Munde, wenn die Kinder ein Weihnachtslied singen. Und wenn die zagende Hausfrau dann die Geschenke für den Eheherrn auspackt, den Pfeifenreiniger, die fünf leibbindengeschmückten „Festrüben", den neugewendeten Fußsack, das Reisefläschchen Wein-

brand, dann klopft er ihr wohl gar auf die Schulter und ſagt herablaſſend: „Dich hat wohl ein Lama beſpuckt?“ ſo daß ſie vor Freude über ſeine Gemütlichkeit erglüht. Nun muß ja alles wieder gut werden, wenn der Olle ſo lieb iſt! Sie hat es nicht leicht, die kleinbürgerliche Hausfrau der Großſtadt, und am ſchwerſten vielleicht vor Weihnachten, wo es gilt, mit ſchmalem Gelde große Freude zu machen, ſich im Backen, Nähen, Sticken ganz beſonders abzuarbeiten. Aber ſie weiß: Heute bleibt „er“ daheim! In den Berliner Lokalen iſt es am Chriſtabend, wo ein einſamer Kellner und ein einſamer Junggeſell ſich angähnen, grauenvoll öde — genau ſo öde, wie acht Tage ſpäter, zu Silveſter, überfüllt. Alſo da öffnet man denn zu Hauſe die Gemütskiſte. Selbſt die Kinder ſind ſtarr vor Staunen. Der erſte Feiertag iſt ſchon ernſter, denn da repräſentiert man, da beſuchen Schmidts Lehmanns und Schulzes Müllers, und am zweiten hagelt es ſchon Knallſchoten, wird die Langeweile verflucht, verdrücken ſich ängſtlich die Gören oder laſſen ſich von Geheimrats Minna ins Kaffee mitnehmen und beſtaunen dort die glitzernde Pracht — an dieſem zweiten ſind alle Berliner Kaffees pfropfenvoll von Dienſtmädchen.

Die beiden Feiertage wären alſo wieder einmal überſtanden, und dabei war es eigentlich nur einer, denn der erſte war, wie der Berliner ſagt, ein „ſowieſoiger“ Sonntag. Glücklich überſtanden. Das kann nur der verſtehen, der vor Weihnachten die todmatten Geſichter und umſchatteten Augen aller Angeſtellten des Kaufmannsſtandes ſich richtig angeſehen hat. Gewiß, man hat ſeine „Gratifikation“ bekommen, auch das Überſtundengeld im Dezember war reichlich, aber nun liegt man da mit ſchmerzenden Gliedern und empfindet kaum etwas von der Seligkeit des Lichterfeſtes. Die junge Ladnerin in der Buchhandlung und der Gehilfe im Bankhauſe haben es am ärgſten gehabt, denn ſie waren die überlaufenſten. Anderswo hört man die Inhaber viel klagen. Das Valutageſchäft im November habe das Weihnachtsgeſchäft im Dezember kaputt gemacht. Wer einige hundert oder tauſend Papiermark übrighatte, der „deckte ſich ein“, kaufte Kaffee oder Wäſcheſtoff, und zu Weihnachten blieben Würſte und Puppen vielfach unverkauft hängen. Es iſt weniger ge-

kauft worden als im vorigen Jahre. Man hat sich weniger beschenkt, daran ist nicht zu zweifeln.

Gewiß, es gibt auch heute noch Großverdiener, denen von der Ananas bis zum Auto alles feil ist, aber ihre Zahl schrumpft immer mehr zusammen. Berlin ist „direkt poplig" geworden, sagen sie überdies, und verleben das Fest im Engadin oder in Norwegen, denn dort „gäbe es wieder alles". Sogar — Kaviar. Ein Berliner Mittagsblatt hat dieser Tage die Mär verbreitet, nun könne man die köstlichen grauen Perlchen auch in Berlin erstehen. Sie kämen durch Flugzeug her. Schon leuchteten den Schlemmern und den Magenkranken die Augen, aber es handelt sich nicht um Kaviar, sondern um eine Zeitungsente. Auch daß das Pfund dieses hergeflogenen Kaviars 6000 Mark, das Gramm also 12 Mark koste, stimmt infolgedessen nicht. Ich habe (selbstverständlich als Magenkranker — oder was dachten Sie?) gleich den alten wackeren Schischin aufgesucht, einen gebürtigen Russen, der schon vor dem Kriege ein Menschenalter lang der größte Kaviarimporteur Mitteleuropas war. Jetzt hat er das übliche Feinkostgeschäft Unter den Linden ohne besondere Note: Spickgans, Pumpernickel und so. Der schimpfte nicht schlecht. Jawohl, es gäbe Kaviar, denn seinen Erzeuger, den ganz besonders feinen Stör, fange man nicht nur in der unteren Wolga, von wo jetzt natürlich nichts zu bekommen sei, sondern auch im Asowschen Meer und selbst in der Newa. Über Helsingfors komme eine Menge davon bis zum Hamburger Freihafen und dann gleich weiter nach England, nach Frankreich, nach Amerika. In Deutschland sei die Einfuhr verboten. Für Millionen und aber Millionen kämen französische Puder und Parfüms hierher. Aber kein Kaviar. Und er war doch schon „Volksnahrungsmittel" bei uns, wenigstens konnte man im alten Deutschland Preßkaviar auf Brötchen für 20 Pfennig in allen Berliner Aschingerstuben bekommen. Jetzt futtern ihn in Berlin nur die Apfelbaum und Konsorten von der Sowjetbotschaft, denn die dürfen zu eigenem Gebrauch einführen, was sie wollen. Es würde sich schon lohnen, meinen unsere Feinschmecker, deswegen mit einem ihrer orientalischen Tippfräuleins anzubandeln. Man könnte dem jungen Hauptmann im Herodes-

palast Wort und Weise von Wilde und Strauß entlehnen: „Wie schön ist die Prinzessin Salome heute abend!“ Und immer wieder so, wie es auch der junge Hauptmann immer wieder singt, auf daß sie sich neige, die engelgleiche, die Hüterin der Ideal-Polyglott und des Kaviars. Aber zurzeit, so heißt es, sei keine einzige der Sowjetdamen in diesem Sinne engagementslos. Auch an die Butter- und Bonbonfräuleins war ja während des Krieges schwer heranzukommen, wenigstens in Berlin mußte man, um überhaupt ihre Aufmerksamkeit zu erregen, um von Huld gar nicht erst zu reden, ihnen doch mindestens ein Logenbillett oder einen Bezugsschein auf eine neue Bluse verschaffen. Also auf mildgesalzenen, perlgrauen, wonnig dahinschmelzenden Wolgakaviar muß der Berliner verzichten. Es gibt dafür „Ersatz“. Man nennt ihn Elbkaviar oder Astrachankaviar. Das ist Hechtrogen mit Stiefelwichse.

Auf Luxusgenüsse — ich sehe von den Magenkranken hier ab, denen der Arzt früher so oft Kaviar für wenige Groschen verordnen konnte — kommt es schließlich auch nicht an. Wenn nur sonst der „Ersatz“ einigermaßen was taugt. Ganz besonders der Menschenersatz. Daran hapert es unter dem herrlichen neuen System am meisten. Aus diesem Grunde hatte auch die Berliner Polizeihauptkasse ihre besondere Weihnachtsüberraschung: den mit über einer Million Mark Kassengeldern durchgebrannten jungen Hilfswachtmeister. Man hat nach einigen Tagen seinen Spießgesellen gefaßt, aber nur einen kleinen Bruchteil des Geldes. Er hatte bei seiner Verhaftung nur 110 Tausendmarkscheine in einem dicken Wulst in der Tasche. Über alle Einzelheiten berichtet ausführlich die Berliner Presse. Nur vermisse ich die Erklärung dafür, wie eine solche Unterschlagung überhaupt möglich war. Aber das ist ganz einfach. Seit der glorreichen Revolution werden alle Vertrauensposten — auch bei der Polizei — mehr und mehr mit „Vertrauensleuten“ besetzt. Auch dieser junge Scheckfälscher besaß sein Parteibuch, und das genügte, um ihn als „qualifizierten Buchhalter“ unter Übergehung alter, eingearbeiteter Beamten in der Kasse anzustellen. Jetzt hat man als Sündenbock den Leiter der Kasse kaltgestellt. Aber dieser Herr Chef war doch, wie nach der

neuen Gesellschaftsordnung überhaupt alle Herren Chefs, völlig einflußlos. Das Kontrollrecht liegt in den Händen des Beamtenrates. Der kontrolliert natürlich nicht, sondern erschnüffelt Gesinnungen. Verdächtigungen gegen eingeschriebene „Genossen" werden kurzerhand als Intrigen abgetan. So leben wir denn unter Vernichtung jedes fachmännischen Behördenaufbaues in der besten aller Welten: wer klauen will, der kann klauen.

Aber es gibt immer noch Leute, die an die fabelhaften Errungenschaften unserer Zeit glauben oder an sie zu glauben vorgeben. Leute, die es immer noch fertigbringen, jede Gelegenheit zum In-Grund-und-Boden-Kritisieren der alten Ära und ihrer Männer zu benutzen. Und diese Leute sind nicht etwa immer republikanische Streber, sondern auch solche, die es „gar nicht nötig haben". Die radikalrote Presse der Reichshauptstadt ist selig über einen Zeitschriftartikel des „Gesandten a. D." Dr. Kurt Riezler, in dem General Ludendorff als der eigentliche Verderber des kaiserlichen Deutschlands dargestellt wird, als ein Mann von grenzenloser Einbildung, aber ohne Bildung, ohne Charakter, ohne Talent, ohne Wahrheitsliebe. Das Organ der unabhängigen Sozialdemokratie ist von dem Artikel so begeistert, daß es beantragt, er solle auf Reichskosten in sämtlichen deutschen Gemeinden angeschlagen werden. Wer lacht da? Oder vielmehr: Wer lacht da nicht? Unsere Generalstäbler pflegten früher einigermaßen gesiebt zu werden. Wenn der bürgerliche Oberstleutnant Ludendorff zum Chef der Operationsabteilung gemacht wurde, so mußte doch wohl was an ihm dran sein; ein Genie und ein Charakter, wie der Graf Schlieffen es war, hatte ein Auge auf ihn geworfen. Daß Lüttich in wenigen Tagen fiel und ein Erschauern über deutsche Kriegskunst durch alle Erdteile ging, das war Ludendorffs Werk; er bekam damals den Pour le mérite, bevor er noch das Eiserne Kreuz hatte. Und dann Tannenberg und die Masurenschlacht und das ganze große „deutsche Wunder" dieser 4½ Jahre — zu dessen Beurteilung wird die kommende Geschichtschreibung kaum Herrn Riezler heranziehen. Dank den Millionen seines Schwiegervaters Max Liebermann spielt Riezler in gewissen Berliner Gesellschafts-

kreisen allerdings als „geistvoller Plauderer“ eine große Rolle. Er selbst ist feminin und wird nicht nur von seiner Gattin, sondern auch von Frau Dr. Schiff, geborenen Hirschfeld, einer Stimmungs-Sozialdemokratin der wohlhabenden Schicht, lanciert. Er gehört mit Haut und Haar zu unseren Internationalisten. Wie das alles versippt, verfranzt, verschlungen, vertörnt ist miteinander, darüber könnte man einen dicken Materialband herausgeben. Dieser neudeutsche Rattenkönig ist stellenweise erheiternd, stellenweise widerwärtig. Kurt Riezler selbst hat nur ein ganz kleines Rattenwickelschwänzchen; es gibt viele Größere in Israel. Ursprünglich Journalist, wurde er von Geheimrat Dr. Hammann als blutjunger Mensch ins Auswärtige Amt geschoben. Da machte er in Völkerversöhnung und Weltabrüstung schon vor dem Kriege, schrieb unter dem Decknamen „Ruedorffer“ das dümmste Buch des Jahrhunderts über Politik, war während des Krieges Legationsrat in Stockholm, dann Botschaftsrat in Moskau und nach der Revolution, bis November 1919, Kabinettsleiter bei dem Reichspräsidenten Fritz Ebert. Seither „lebt er seinen Neigungen“, hat aber, da er noch nicht einmal das Schwabenalter erreicht hat und doch schon Millionär und Wirklicher Legationsrat ist, mit dem Leben natürlich noch nicht abgeschlossen und bringt sich nun durch den Artikel gegen Ludendorff wieder in empfehlende Erinnerung.

In Berlin laufen noch manche Leute seiner Sorte herum. Mit ihrem Namen werden sie nicht neben und nach Ludendorff in die Geschichtsbücher kommen. Das ganze Gewimmel wird mit wenigen Worten abgetan werden; könnten diese Leute das schon heute lesen, so würde sie selbstverständlich die Geldsucht lackieren. 29. Dezember 1921

16

Silveſter zu Hauſe! — Am beſtellten Tiſch im Adlon — Champagner und Schaumwein — An der Kranzlerecke — Der Bankabſchluß einer Novembergröße — Pola Negri aus Pultusk — Die Theater — Maria Orskas Purzelbaum

Für die Humorloſigkeit der ſogenannten „beſſeren" Großſtadtbewohner iſt Silveſter der Stichtag. Man verſteht es nicht mehr, daheim in Scherz und Ernſt mit den Seinigen die Jahreswende zu begehen, man muß unbedingt ſich für ſein Geld amüſieren — laſſen. Man beraubt ſich des Köſtlichſten, des „Bis hierher hat uns Gott geholfen!" in der eigenen Familie, der harmloſen Zukunftsneckerei der heranwachſenden Töchter, des fröhlichen Ulkes der Kleineren und des ſtillen Händedruckes zwiſchen Mann und Frau nach wieder einem harten, arbeitsreichen und doch ſchönen Jahr; man beraubt ſich auch, wenn man in der großen fremden Maſſe der Unbekannten untertaucht, des Beiſammenſeins mit ein paar Gleichdenkenden und Gleichſtrebenden, Vertrauten und Mitfühlenden. Man wird ſelbſt Maſſe, brüllende, johlende Maſſe und ſtreicht ſich als Perſönlichkeit aus.

Seit Jahren feiere ich mein Silveſter zu Hauſe mit allen von nah und fern herbeieilenden Angehörigen und mit der Familie eines alten pommerſchen Rittmeiſters a. D. von Urwaldmaß, Bismarckmaß. Wenn dann kurz vor 12 Uhr für jeden einzelnen das Blei ins Waſſer ziſcht: niemand vermag ſo herzerfriſchend launig jedem einzelnen — er kennt uns ja alle — das Horoſkop zu ſtellen wie dieſer baumlange, breitbrüſtige ehemalige Königin-Küraſſier. Und kein bezahlter Vortragskünſtler irgendeines Weinreſtaurants vermag ſo ſchnurrig zu erzählen. Wie ſich ſieben griechiſche Städte um die Ehre ſtritten, Geburtsort Homers zu ſein, ſo ſtritten ſich einſt ſieben deutſche Gymnaſien um die Ehre, dieſen unbändigen Junker am ſchnellſten wieder abgeſchoben zu haben. Von der Weichſel bis zur Elbe hallte alles von ſeinen Streichen wider. Auch in ſeinem

Kürassierregiment bekam er schon als junger Leutnant in den siebziger Jahren seinen Abschied, freilich in allen Ehren. Dann verblüffte er unter fremdem Namen als Kunstreiter in Dresden, als Preisbillardspieler in Budapest, wurde unter dem Fürsten Alexander von Battenberg Reorganisator der bulgarischen Kavallerie, später Gutsbesitzer irgendwo auf der Balkanhalbinsel, dann Handelsagent in Konstantinopel, Schriftsteller von politischem Wurf in Berlin, um endlich im Weltkriege als Weißhaariger sich wieder den Pallasch umzuschnallen und nachher in einer mittleren Staatsstellung Tüchtiges zu leisten.

Stelle dich neben einen solchen Kerl, und Lebenskraft strömt auch dir durch die Adern. Aber du möchtest lieber zu Ablon? Bitte sehr. Einer von uns war auf ein gutes Stündchen da. Das trockene Gedeck 200 Mark; der Fußboden handhoch bedeckt mit Konfetti und Papierschlangen; zwischen den Tafeln geht anscheinend suchend der elegante Herr einher, der sicher vom Hotel dafür bezahlt wird, um die Lachmuskeln durch ein „heimlich" an seinen Rücken angestecktes Plakat zu reizen: „Ich suche einen Backfisch!" Da kann er lange suchen. Heute überspringt man den Backfisch. Ist das Hängezöpfchen erst aufgesteckt, dann ist man sofort Mondäne. Man „geht" mit einem Gentleman, man hat Beziehungen zu einem älteren Herrn mit guten Börsentips, man sitzt zu Silvester mit Papa und Mama und der wieder einmal entzückend schicken Großmama, die sich aber nur „Tantchen" nennen läßt, und etlichen Leuten in Frack oder Smoking bei Ablon, macht ein mieses Gesicht und — wartet auf das Amüsement. Es kommt nicht. Nur der Alkohol täuscht es schließlich vor.

Schon acht Tage vorher rufen einem die Anzeigenseiten der Berliner Zeitungen das Wort entgegen: „Tischbestellung!" Hunderte von Berliner Gaststätten mahnen uns, diese Platzsicherung für Silvester nur ja nicht zu vergessen. Am Jahresschlußtage selbst erlebt man sonst überall Abweisung aus den überfüllten Lokalen und kann sich allenfalls vom Hausflur aus das Pfropfengeknalle anhören. Es ist diesmal wieder tüchtig geknallt worden. In Frankreich hat der Versand von Champagner im ersten Halbjahr 1921 nur 9½ Millionen

Flaschen gegen 21 Millionen im gleichen Halbjahr 1920 betragen. Also ein „erschreckender" Rückgang. Dafür wird nun — umgekehrt — von den Valutastarken bei uns deutscher Schaumwein getrunken. Auch in Berlin von den hiesigen Mitgliedern der fremden Überwachungskommissionen, von denen ja schon der gemeine Soldat einen monatlichen „Verpflegungszuschuß" von 84 000 Mark vom Deutschen Reiche erhält, während dieser Zuschuß bei den Offizieren je nach dem Range bis zu 570 000 Mark monatlich steigt. Dafür kann man schon knallen lassen — und durch diese Generosität dumme kleine deutsche Mädchen betören.

Am ursprünglichsten, berlinischsten ist die Berliner Silvesterfeier immer noch an der Kranzlerecke Unter den Linden. Da strömt nach der häuslichen Punschbowlenfeier auch der schlichte Familienvater aus dem Volke hin. Da sprudelt wirklich echte Lebenslust, da zündet der echteste Witz; zündet noch besser als die unzähligen Raketen, Bengalfeuer, Frösche und Kanonenschläge. Der Himmel ist rot, die Häuser sind grün, die Lustigkeit zum Quietschen — und wenn auch die Kaffeehäuser Kranzler, Viktoria, Bauer an diesem einzigen Tage im Jahr als die einzigen vorsichtshalber schon bei Anbruch der Dunkelheit schließen und die eisernen Rolläden herunterlassen, weil man aus früherer Zeit „Beispiele von Exempeln" hat, so läßt sich doch sagen, daß wirkliche Roheiten von Jahr zu Jahr mehr abnehmen. Alles pfeift, grölt, singt, alles verulkt einander und sich selbst und die ganze Welt, alles wartet mit spitzbübischen Gesichtern auf den Hauptjux: daß nämlich jemand mit einem Zylinderhut daherkommt. Es gehört zu den geheiligten Überlieferungen der Kranzlerecke, daß hier in der Neujahrsnacht die Zylinderhüte eingetrieben werden. Selbst der kleinste Dreikäsehoch läßt sich von Vatern extra auf den Arm heben, um auf den bereits völlig ramponierten, zur Harmonika zusammengedrückten hohen Hut eines Mitbürgers zu patschen. Es finden sich noch immer liebe Mitmenschen, die eigens zu diesem Zweck sich zu Silvester einen Zylinder aufsetzen. Gewiß, sie kaufen ihn sich nicht für 600 Mark bei Theodor Müller oder zu 750 Mark bei Habig, sondern sie gabeln daheim den

Beerdigungs- oder Kriegervereinszylinder eines längst verstorbenen Onkels dazu auf, einen Zylinder, dessen Haare vor Sorgen schon größtenteils ausgegangen oder vor Entsetzen gesträubt sind. Und nun hin zur Kranzlerecke. Da „gibt es eins auf den Hut", aber das tut ja nicht weh, und man bekommt Witze als Zugabe und revanchiert sich mit Witzen.

Die Neujahrsfeier unserer Novembergrößen wurde diesmal meines Wissens überall im engsten Kreise abgehalten. Gewitzigt durch das unliebsame Aufsehen, das das Souper des sozialdemokratischen Berliner Polizeipräsidenten während des Kellnerstreiks im Hotel Bristol erregte, und das ebenso bekanntgewordene Interview Eberts junior, das dieser einem Amerikaner bei Austern und Sekt im Hotel Adlon gab, befolgte man die einander gegebene Parole, hinter verschlossenen Türen zu bleiben. Man hat ja jetzt genügend große Räume, braucht nicht mehr in Kammer und Küche zu hocken. Und dann gibt es ja auch sonst noch verschwiegene Winkel, so die Palastvilla auf Schwanenwerder, die immer noch Mittelpunkt derer um Parvus-Helphand, Sklarz und Genossen ist. Und schließlich: wozu das schöne Geld unnütz für andere wegwerfen? Wer weiß, wie lange es dauert! Wie nett, wenn man am Jahresschluß hört: Dein Konto ist soundso hoch. Dann macht das Regieren noch einmal soviel Spaß. Hat doch die Darmstädter Bank in Berlin einem ihrer Kunden, einem früheren Volksbeauftragten, der nicht einmal mehr an der Hauptkrippe sitzt, die erfreuliche Silvestermitteilung machen können, daß sein Guthaben die Höhe von 1,25 Millionen Mark erreicht habe. Das ist für die Sparsamkeit eines ehemaligen Korbmachergesellen immerhin ein gutes Zeichen. Und was wird sich der Finanzminister über die Steuer von diesem Vermögenszuwachs freuen! Oder sollte ihm im Drange der Geschäfte davon noch nichts bekanntgeworden sein?

Übrigens ist Filmen doch noch ein besseres Geschäft als Regieren. Auch beim Film kann man sich ursprünglich in einem ganz anderen Zivilberuf die Sporen geholt haben. Im vorigen Jahr habe ich hier über den Prozeß des Filmstars Pola Negri berichtet, der jetzigen Frau eines sicheren Polengrafen,

die darauf verzichtete, als Zeugin vor Gericht darüber auszusagen, wieso ihr ein Perlenkollier nachts in dem Zimmer eines Hotels gestohlen werden konnte, in dem sie — gar nicht wohnte. In der Silvesternummer einer Berliner illustrierten Zeitung grinst das Prost-Neujahr-Gesicht dieser Pola Negri über die ganze erste Seite die Käufer an. Hatte man wirklich nichts Besseres? Ich will hier keinen nationalistischen Schimmel reiten, will nicht wiederholen, daß besagte Dame, die etliche Millionen von der deutschen Flimmerleinwand erntet, sich über „die deutschen Hunde" häufig recht offenherzig zu äußern pflegt und antideutsche Unternehmungen unterstützt. Aber da man nicht oft genug Material über den östlichen Menschenzufluß veröffentlichen kann, bis unseren Regierenden die Augen auf- und übergehen, sei hier die Tatsache registriert, daß die russische Untertanin Paula Schwarz, später Pola Negri genannt, noch 1915 in Pultusk mit dem bekannten „gelben Billett" der russischen Polizei- und Sanitätsbehörde in einem sehr öffentlichen Hause saß. Und das ist denn doch der Silvesterscherze ein wenig viel, wenn uns eine ehemalige russisch-polnische Dirne als Neujahrsgratulantin des deutschen Volkes vorgeführt wird.

In unserer Ära der Relativität verschieben sich die Schranken. Damen und Herren „mit Vergangenheit" spielen ganz vorn auf der Weltbühne. Mancher junge Mensch faßt sich an den Kopf: lohnt sich überhaupt noch reines Streben? Die großstädtischen Theater — o du grundgütiger Schiller, diese „moralischen Anstalten" — predigen das Gegenteil. Man weiß gar nicht mehr, wohin man seine erwachsenen Mädels schicken soll, wenn sie theaterhungrig zu den Weihnachtsferien nach Berlin kommen. Immer noch, wohl bald zum 400. Male, unterrichtet der „Reigen" die Zuschauer über die kynologische Sexualität, immer noch erschallt das geile Gegacker des „Hühnerhofes" auf einer anderen Bühne, immer noch enthüllen an sieben Berliner Theatern französische Schwankautoren ihre schmutzigen Dessous. Ich bin wahrhaftig der letzte, der eine Dramatik nur für Mädchenpensionate verlangt; aber es wird einem doch allmählich übel, wenn es eine Dramatik nur für Lustgreise gibt. Nun bringt die Komödie zur Jahreswende noch

ein „Karuſſell“ heraus, in dem Maria Orska alles, was wir von ihr an Lulu-Geſtalten geſehen haben, übertrumpfen muß. Nicht nur das Karuſſell dreht ſich; es dreht ſich auch in einem ſelber. Die Orska mit ihrem Gaſſenbubengeſicht — ſolche Geſichter machen bei Männern immer mehr Furore als Puppengeſichter — und ihren ſchlängelnden, züngelnden Gliedern wird von zwei Männern umdreht, von denen der eine Baiſſier, der andere Hauſſier an der Börſe iſt, ſo daß nach dem Börſianerausdruck bald der eine, bald der andere „richtig liegt“, und die Heldin des Stückes bevorzugt mit ihrer Liebe immer den, der eigentlich — nicht richtig liegt, während der andere jeweils zahlen darf. Iſt das nun zum Erbrechen oder nicht? Jedenfalls aber raſt das Publikum vor Entzücken, wenn die Orska, die ja jetzt eine regelrechte Baronin Bleichröder iſt, in einem ihrer hinreißendſten und offenherzigſten Koſtüme auf der Bühne einen veritablen Purzelbaum ſchlägt.

Die ganze Welt iſt heute nur noch ein einziger Purzelbaum.

5. Januar 1922

17

Der Zollernprinz als Banklehrling — Wo ſind die Byzantiner? — Hochzeit im Hauſe Holſtein — Ein Brief Traugott v. Jagows — Die Republik macht ſich beliebt — Demokratiſche Ordensſehnſucht — 1500 Mark Monatslohn für Dienſtmädchen — Wieder eine Berliner Bockbierſaiſon

Menſchen, Menſchen ſan mir alle, heißt es nachſichtigverſtehend im Wiener Geträller. Auch Erzherzöge ſind Menſchen, ſind pſchütt oder fad, und wenn ſie im Kabarett auftreten, wie es der Leopold Wölfling getan hat, iſt's eh' ſchon recht.

Wir Reichsdeutſchen, ſogar die abgebrühteſten Berliner, ſehen das Königtum anders an. Verarmt ein Angehöriger des Herrſcherhauſes oder des ehemaligen Herrſcherhauſes, nun gut,

so ziehen wir achtungsvoll den Hut, wenn er — so heute Prinz Günther Sizzo, der bisherige Thronfolger in den Fürstentümern Schwarzburg — sich auf eine kleine Klitsche zurückzieht und auf Eisenbahnreisen die 3. Klasse benutzt. Da bleibt er, was er ist. Nun haben wir unter den Hohenzollern einen, der „auf Landrat gelernt" hat, den Dr. jur. Prinz August Wilhelm, daheim Auwi genannt. Er hätte es, wäre kein Umsturz gekommen, wohl noch mal bis zum Oberpräsidenten einer preußischen Provinz gebracht. Da kam der Umsturz. Und damit bei dem Neuruppiner Landrat Dr. August Wilhelm von Preußen eine ehrlich gemeinte, unter ähnlichen Umständen von Wienern sicher bejubelte, von den kühlen Berlinern aber als theatralisch empfundene Geste: er wurde Banklehrling. Wo verabschiedete aktive Offiziere Kofferträger oder Zeitungsverkäufer wurden, warum sollte der königliche Prinz da nicht am Pult bei Delbrück, Schickler & Co. sitzen? Sehr ehrenwert, gewiß, höchst ehrenwert. Und doch falsch. Denn für seine neue Umgebung, nicht nur für die Direktoren, sondern auch für den jüngsten Stift, Herrn Benno Stehkragen, bleibt der Prinz eben Prinz. Er lernt nichts, sondern man schwänzelt sich an ihn heran.

Die wirklichen Byzantiner hat es nie in der Junkerkaste oder in den anderen Kasten der Rechten gegeben, sondern vom freisinnigen Oberbürgermeister angefangen auf der Linken bis in das kleinste Spießertum hinein. Ein schleswig-holsteinischer Rittergutsbesitzer, ein Graf Reventlow, prallte einmal mit dem Prinzen Heinrich zusammen und schrieb ihm daraufhin frank und frei: „Nächst den Bürgerlichen sind mir die Fürsten die unsympathischste Menschenklasse." Natürlich, das war mehr als freier Mannesstolz, das war Dünkel. Aber es war Dienst, was ich selber einmal — vor nun dreißig Jahren — auf dem Bornstedter Felde erlebte, wo der Oberst und Kommandeur des Regiments der Garde du Corps, Freiherr von Bissing, den Major und Eskadronchef Prinzen Friedrich Leopold so anbonnerte, daß die Erde zitterte:

„Königliche Hoheit, Sie haben keine Ahnung vom neuen Exerzier-Reglement! Königliche Hoheit, scheren Sie sich weg von der Front!"

Die Kreise, in die jetzt Prinz August Wilhelm hineinkam, kriegen so etwas nicht fertig, wissen mit einer Königlichen Hoheit nichts anzufangen, selbst wenn sie dieses Wort gardemäßig in einer Silbe — „Köoeit" — herunterzuschnarren lernen oder sich des einfach-legèren „Prinz" bedienen. Also Delbrück, Schickler & Co. lobten ihren Zögling weg, zu dem Bankhaus von Krause & Co. hin. Da hatten wir dieselbe Geschichte. Nicht als ob es dem Prinzen an Eifer gefehlt hätte. Nein, seine Umgebung war daran schuld, daß die Situation unglücklich-verfahren blieb und daß dieser junge Hohenzoller sich linkisch-freundlich darauf beschränkte, an seine Pultnachbarn, die anderen Kommis, Bilder von sich mit eigenhändiger herzlicher Widmung und an die Laufburschen und Türsteher möglichst viel Zigaretten zu verteilen.

In den Kreisen der alten Gesellschaft und auch an der Börse ist das jetzt gerade wieder Tagesgespräch, weil die geschiedene Frau des Prinzen soeben eine neue Ehe eingeht. Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein war im Kaiserhause die Lieblings-Schwiegertochter. Ein hübsches Ding, wie Milch und Blut, dabei drall und fest. Und ein allerliebster Bub, Alexander Ferdinand, ward 1912 geboren. Die etwas exzentrisch veranlagte Prinzessin vertrug sich aber mit ihrem Manne nicht gut. Nach dem Sturz der Monarchie wurden die Zerwürfnisse der Ehe noch durch Einwirkung von außen her vertieft. Nun gibt die geschiedene Prinzessin August Wilhelm dem Kapitänleutnant a. D. Rümann die Hand zu neuem Bunde. Ein stattlicher Mensch und tüchtiger Offizier, dieser Rümann; in seiner Flottille, die während des Krieges in der Türkei kämpfte, hörte ich, als ich 1918 hinunterging, seine besonnene Verwegenheit loben. Er ist nicht der erste Bürgerliche, der in das herzogliche Haus hineinkommt. — Eine Tante der Kaiserin, die Prinzessin Henriette, heiratete 1872 den Dr. med. Esmarch, Professor in Kiel. Es war eine ungemein glückliche Ehe. Unser Kaiserpaar hat den Onkel Professor, einen in der wissenschaftlichen Welt hochangesehenen Sanitäter und geistigen Stammvater aller unserer öffentlichen Einrichtungen „für erste Hilfe", häufig besucht und liebe Stunden in dem Gelehrtenheim verbracht.

Es ging also auch früher, unter dem sogenannten verruchten alten System, recht menschlich in den oberen Rängen zu. Wo das Herz den starken Impuls gab, da waren Standesrücksichten keine unübersteigliche Mauer. Daß der Märchenprinz ein Aschenbrödel oder der Hirtenbub eine Märchenprinzessin nimmt, war gar nicht nur märchenhaft. Aber den einen Unterschied gegen heute gab es doch, daß „die oben" ganz anders für das Volk und für die Ordnung im Lande sorgten, als die Leute, die heute oben sitzen.

Und das färbte natürlich auf die nachgeordneten Beamten ab. In der Erinnerung der Berliner ist einer der populärsten unter ihnen immer noch der Polizeipräsident Traugott v. Jagow, der mit seinen lapidaren Grundsätzen „Die Straße gehört dem Verkehr!" und „Ich warne Neugierige!" schnell durchdrang, als erster in das lebensgefährliche Gewirr auf dem Potsdamer Platz und in den Engpaß der Friedrichstraße Ordnung hineinbrachte, die Droschkenkutscher an Disziplin gewöhnte und die bärbeißig-verdrossensten Schutzleute zu jovialen Mitbürgern erzog. Ausgerechnet dieser Mensch, dessen ganzes Leben Arbeit für seine Deutschen und seine Berliner war, ein ehrenfester Mensch vom Scheitel bis zur Sohle, sitzt nun, zu fünf Jahren Festung verurteilt, in Gollnow in der Strafanstalt gefangen. Als Kapp kam, glaubte Jagow, nun käme die alte Ordnung. Er stellte sich zur Verfügung und muß den Irrtum grausam büßen. Zu grausam. Man konnte wirklich mehr Rücksicht üben. Vor mir liegt ein Brief von ihm, in seiner charakteristisch-energischen deutschen Steilschrift, worin er u. a. schreibt:

„Wenn ich fliehen wollte, so wartete ich die Urteilsverkündigung aus sicherem Port ab, den aufzusuchen mir 94 Stunden zur Verfügung standen. So war die für meine sofortige Festnahme erforderliche Fluchtverdachtbehauptung eine Lüge. Obendrein haftete nach § 122 Str. Pr. O. die von meinen Freunden aufgebrachte hohe Sicherheitsleistung von 500 000 Mark. Einen Stromer von der Landstraße kann man wohl ohne weiteres einsperren, aber wie kann man einen 56jährigen Herrn für fünf Jahre aus allem herausreißen, ohne

ihm mindestens einige Wochen Zeit zu lassen, seine gesamten finanziellen, steuerlichen, häuslichen, wirtschaftlichen Verhältnisse entsprechend umzustellen! Nur Angst vor der Straße und schreiende Ungerechtigkeit. Die Prozeßkosten werden sicher mein Vermögen überschreiten. Stimmung: fortiter adversis, daher Gesundheit in Ordnung, dazu körperliche Übungen. Anstaltshof natürlich überöde. Umgebung: Spartakisten, Kommunisten, Bolschewisten."

Seinen grimmen Humor hat der Mann mit der Hakennase und den rosig-frischen Wangen über dem durchtrainierten stählernen Körper also behalten, ist immer noch fortiter adversis, stramm gegenüber feindlichem Schicksal; aber für die Republik ist der Fall Gollnow doch eigentlich eine Schande.

Was sie kann, versucht die Republik freilich, um liebenswert zu werden. Immer wieder schießen in Berlin neue Verbände auf, die den ausgesprochenen Zweck haben, uns zu guten Republikanern zu erziehen. Der allererste nannte sich Regiment Reichstag und brachte diesen und damit die Republik in so guten Geruch, daß erst nach seinem Verschwinden und nach mehrmonatiger Reinigung, Lüftung, Entlausung — und Fortschaffung der Exkremente aus den Telephonzellen — das Parlament wieder nutzbar ward. Der republikanische Führerbund wollte dann eine neue hervorragend demokratische Offizierskaste gründen, wobei sich zu seinem Leidwesen nur herausstellte, daß verschiedene seiner Mitglieder auf Grund gefälschter Papiere die Uniform trugen. Nacheinander wurde fast jeder Stand aufgerufen, die Republik beliebt zu machen; man rief einen republikanischen Lehrerbund, einen republikanischen Richterbund ins Leben, obwohl die alte Monarchie niemals einen monarchischen Lehrerbund oder einen monarchischen Richterbund gebraucht hatte. Da alles nichts hilft, wird neuerdings in den Kreisen der regierenden Koalition lebhaft die Frage besprochen, ob man nicht einen republikanischen Orden stiften solle, so daß Fritz Ebert mit dem Großkordon um die pralle Weste etwas dekorativer würde und selbst für den geringsten sozialdemokratischen Versammlungsredner noch ein Adlerchen vierter Klasse zur Verfügung stände. Das läßt

sich alles hören, nur: das Volk will keinen Orden, sondern Ordnung.

Die Republik wäre auf einmal sehr beliebt, wenigstens bei den Regierten, wenn sie gleiches Recht für alle einführte und nicht immer nur die eigenen Nichtskönner an die Futterkrippe ließe und wenn sie weniger Reklame und mehr nützliche Arbeit leistete. In Berlin-Reinickendorf haben die rot-republikanischen Stadtväter — wie sie sagen, aus Sparsamkeitsrücksichten — die Mietpferde bei der Ortsfeuerwehr abgeschafft, so daß bei dem nächsten ersten Brande die Wehr viel zu spät an der Unglücksstelle erschien. Aber für ein Gemeindekino wurden 36 000 Mark bewilligt. Auch sonst wird gespart. Die beiden Dienstmädchen im städtischen Obdach, selbstverständlich waschechte Genossinnen, bekommen neben vollständig freier Station einen Monatslohn von — 1500 (eintausendfünfhundert) Mark! Das ging sogar einem unabhängigen Stadtrat über die Hutschnur. Aber die Freunde der beiden Mädchen — selbstverständlich die politischen Freunde, oder was dachten Sie sonst? — riefen den Schlichtungsausschuß an, und der entschied, daß die zwei Scheuerlappen-Aphroditen städtische Angestellte und tarifmäßig richtig bezahlt seien. Dagegen ist nun nichts zu machen. Alte, in Ehren und treuer Arbeit ergraute Beamte bekommen heute, wenn man den Wert der freien Station miteinschätzt, weit weniger. Glaubt man nun wirklich, daß bei ihnen die Republik und die republikanische Gemeinde Berlin-Reinickendorf sich ungeheuer beliebt macht? Oder hat jener Arbeiter recht, der einem scheu zuflüstert: „Wenn erst die Entente unsere Etats durchsieht, dann wird's Tag!"? Der deutsche Arbeiter hat heute vor den fremden Bajonetten noch mehr Achtung als vor der ganzen Verwaltungsarbeit seiner eigenen Genossen.

Aber sonst kommt allmählich alles wieder ins alte Geleise. Man kann wieder Gänse auskegeln. Man kann wieder die Aufschrift: „Hier können Familien Kaffee kochen" in Ausflugrestaurants lesen, was der Berliner in: „Hier können Kassern Familien kochen" überträgt. Man kann auch wieder Bockbier trinken. Nun erst ist wirklich Friede! Steinalte Flickschuster, die noch die Kriegsdenkmünze von 1870 am Sonntagspaletot

tragen, lecken sich den Schnurrbart, wenn sie an die Herrlichkeit des Spandauer Bocks oder des Tempelhofer Bocks — beide auf einem „Berge" gelegen — denken, von wo man früher so oft selig wieder hinuntertorkelte, die Arme auf den Kinderwagen gestemmt, so daß man vorne Halt hatte, und seitlich und hinten gestützt von der Gattin und den größeren Jöhren, die übrigens — hupp — allesamt mehr oder weniger den Schluckauf hatten. Das Bockbier ist eigentlich Märzenbier. Wenn das Plakat mit dem stehenden Bock auf dem Faß in den Fenstern der Kneipen auftauchte, dann wußte der weniger auf Bier als auf Lenzespoesie gestimmte „bessere" Berliner, daß man jetzt vor die Stadt hinaus gehen könne, um Weidenkätzchen und erste Veilchen zu pflücken. Aber die leidige Konkurrenz verrückt den Kalender. Wie jetzt, nur um als erstes auf die Straße zu kommen, ein Berliner Abendblatt nach dem anderen schon zu Mittag erscheint, so kommt auch der Bock in den Brauereien bereits in der zweiten Januarwoche heraus. Wir gehen „nach'n Bock", lautet da die Parole in allen echt Alt-Berliner Familien des Kleinbürgertums. Mit Kind und Kegel. Kann kosten, was es will. Das Bier ist an sich sehr süffig und zeigt seine Tücken erst, wenn man aufsteht; erst dann stößt der Bock, daß man ins Wackeln kommt. Aber von Bier allein kann man nicht leben. Im „vorigen Jahrhundert", so vor fünfundzwanzig Jahren, aß man im Laufe des Abends pro Person noch „Stücker sechs bis acht" harte Eier dazu, was man sich jetzt — jedes einzelne kostet heute 4,30 Mark im Berliner Handel, 4,50 Mark mindestens im Bockbierrestaurant — freilich nicht mehr leistet. Dafür gibt's „een Paar Heeße", Wiener oder Jauersche Würstchen. Nach Tempelhof oder nach Spandau zu pilgern heute noch die Traditionsfesten. Aber auch sonst überall gibt es ja Bockbier und dazu „Klimbim und Feez" — in einem der größten Lokale, in der „Neuen Welt" in der Hasenheide, drängen sich allabendlich fast achttausend Menschen, trinken, hören von allen Seiten das Tongewoge von vier verschiedenen Kapellen „in Alplertracht" und können, solange es noch geht, in einem der Säle sich durch Tanzen und Schwitzen zu neuem Trunk stärken. Der Bockbiertrubel hat auch seine Kehrseite.

Er kostet mancher Familie genau so viel als dem Mainzer oder Münchner sein Karneval, und manchmal sogar noch eine Vorladung vor Gericht, wenn Vater, um die Olle und die Kinder „zu animieren", seinen Schoppen mal statt auf den Tisch auf den Kopf des Vordermannes schmettert. Aber diesmal, 1922, steht die erste Nachkriegs-Bockbier-Saison unter einem besonderen Stern: Osten und Westen Berlins treffen sich unter ihm. Nicht nur zu Fuß strömt man in die altberühmten Brauereien. Auch seine Autos rollen heran, und Leute im Zobelpelz entsteigen ihnen.

„Gucke da, der Orje aus die Ackerstraße!"

„Herrjeh nochmal, der Maxe mit die Plattbeene!"

Alte Freundschaften, seit Jahren zerrissen, werden erneuert. Der eine ist über Konservenbüchsen zu seinem Auto gekommen, der andere über lang genug zurückgehaltene Hufnägel. Aber heute, beim Bock, ist der Emporkömmlingstolz wie weggeweht: „Ick bin ja jarnich so!" Und wenn dann spät nachts die Freunde vor dem Lokal stehen und die Pflasterer in den Trambahngeleisen bei wehendem Gasfeuer werken sehen, dann sagen sie wohl: „Arbeet is — hupp — wunnerscheen; da könnt' ick — hupp — stunnenlang bei zuseh'n!"

12. Januar 1922

18

Orpheus in der Unterwelt — „Der" Pallenberg — Lustige-Blätter-Ball — Auf dem Tanzturnier um die Wintermeisterschaft — Im Sportpalast — Keine „Meinung" für Pazifismus — Robinson Crusoe — Bauer und Scheidemann im Heilbade — Admiral Scheer und seine Egeria

Die Reinhardtsche Gipstropfsteinriesenhöhle, das Große Schauspielhaus, ist allabendlich vollgepfropft bis unter das Dach. Einige Leute „nehmen Anstoß", zischeln etwas von unerhörter Blasphemie und machen saure Gesichter; einige andere

Leute schürzen verächtlich die Lippen, rutschen mißmutig hin und her und erklären das Ganze für einen blöden Quatsch; die übrigen dreitausend Besucher aber lachen sich krank und wieder gesund, wischen sich prustend die Tränen aus den Augen und trommeln vor Vergnügen. Diese verschiedene Aufnahme liegt offenbar an der verschiedenen Vorbereitung. Wer mißmutig sein Antlitz verzieht, der hat vorher bestenfalls eine Flasche Pomril getrunken, aber eine Flasche Pomerol oder Pommery oder Pommard muß man im Leibe haben, um diesen grandiosen Bierulk des modernen Offenbachschen „Orpheus in der Unterwelt" richtig am Zwerchfell zu empfinden. Selbstverständlich ist das Ding eine Sammlung von Frivolitäten und Banalitäten. Auf nüchternem Magen kann man Jakob Offenbachs rheinisch-jüdisch-pariserische Witzeleien — nur „Hoffmanns Erzählungen" stehen hoch darüber — ebensowenig vertragen wie etwa Blumauers Parodien oder Saphirs Wortspiele oder Stettenheims Sprachverrenkungen. Man muß schon vorher in Stimmung sein. Außerdem ist aber im Großen Schauspielhaus die Verulkung aus der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs in die unserige transponiert, mit allerneuester Telephonmisere und Dollarstand 187½ aufgefrischt, ganz berlinisch-schnoddrig umgearbeitet und zu einer großen Ausstattungsposse mit Gesang und Tanz geworden. Eine Schwelgerei für Auge und Ohr. Fabelhafte Toiletten, märchenhafte Balletts — und Darsteller von Rang. Pallenberg als Schwerenöter Zeus ist natürlich wie immer zum Piepen. Er hat mir mal sein Leid geklagt:

„Immer muß ich den Pallenberg spielen! Ich sehne mich nach der Hamlet-Rolle und so was; ich habe die besten Klassiker hingelegt. Aber das Publikum will nur immer seinen Pallenberg! So bin ich lebenslänglich zum Komiker verurteilt!"

Das ist allerdings sehr traurig, zum Totlachen traurig; auch der Alte Fritz wollte durchaus als Versemacher und Flötenspieler unsterblich werden und mußte statt dessen sein Lebtag ein großer König und Feldherr sein. Immerhin bringt unserem Pallenberg sein „verfehlter Beruf" so viel ein, daß er mit seiner Frau, der auch sehr tüchtigen Geldverdienerin Massary, jahraus,

jahrein wie ein Milliardär dauernd im Hotel Adlon wohnen und speisen kann. Bekanntlich suchte der Göttervater Zeus seine Schönen als Schwan oder als Goldregen oder als Stier oder als Wolke heim. Wie nun Pallenberg-Zeus seine Eurydike als — Fliege besummt, das muß man wirklich gesehen und gehört haben, ehe man behaupten will, daß man das Lachen verlernt habe.

Nicht einmal an den Sonnabenden, wo überall Tanzturniere, Bälle, Kostümfeste locken, bleibt auch nur ein Platz im Großen Schauspielhause unverkauft. Der Vergnügungsdrang hat immer noch nicht nachgelassen. Natürlich gibt es einige Stände, die notgedrungen, nicht dem eigenen Triebe folgend, sich enthalten: Hausbesitzer, festbesoldete Akademiker, verabschiedete Offiziere, Kleinrentner. Sie können wehmütig mit Wilhelm Busch bekennen: „Enthaltsamkeit ist das Vergnügen an Dingen, welche wir nicht kriegen." Aber die verschiedenen Gesellschaftsschichten berühren sich, und ihre Angehörigen — ergänzen sich: die eine hat das hübsche Gesichtel, und der andere hat die dicke Geldtasche, und so kann man gemeinsam tanzen gehen. Die Bösen-Buben- und Schlimmen-Mädchen-Bälle sind Legion, die Bühnen-, Presse-, Filmbälle mehren sich wie die Wohltätigkeitsfeste überhaupt, und einzelne Theater oder Blätter veranstalten noch ihren Sonderklimbim. Man muß da einander übertrumpfen. Der dekorative Umbau der Säle wird immer futuristischer, und jede Veranstaltung schreit: „Mensch, amüsiere dich, es kostet ja einen Haufen Geld!"

Der Lustige-Blätter-Ball nannte seine Veranstaltung Sodom und Humorra. Es war aber nicht besonders sodomitisch oder besonders humoristisch, sondern einfach Klamauk, wie der Berliner sagt. Der Hauptwitz war der Ballontanz. Jeder Herr band seiner Dame einen Kinderballon an die zarte Fußfessel. Beim Tanz mußte man sich bemühen, anderen Damen den Ballon auszutreten. Knall, Gelächter, Musiktusch, Abtreten des besiegten Paares. Siegerin die Dame, die zuletzt als einzige noch die geblähte bunte Blase am Bein hatte. Auf gut deutsch: man tanzte eine Art Cancan. Wer immer rechtzeitig das Ballonbein hochwarf, der hatte Chancen, die sogenannte Lustig-

keit stieg mit den emporstrebenden Röcken, und wem ein Blick auf seidene Dessous schon Sodom und Humorra bedeutet, der war eben in Sodom und Humorra.

Ernster wird die Sache auf den Tanzturnieren genommen. Wir sind ja im Grunde überhaupt so blutig ernst, und deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun, hat sogar Richard Wagner gesagt. Also ist auch das Tanzen ursprünglich aus dem taktmäßigen Pulsen jungen Blutes geboren, aus selbstvergessenem Sichwiegen zu einem ernsthaften Sport geworden, der von Preisrichtern nach Punkten gewertet wird. Natürlich haben wir schon längst ein Tanz-Derby (freilich nicht der Dreijährigen) und allerlei sonstige „Titelkämpfe"; dieser Tage wurde in Berlin die — Wintermeisterschaft für Deutschland im Tanzen ausgefochten. Der Derbysieger, Herr Schäfer, wurde nicht, wie erwartet, Meister, sondern erhielt nur den zweiten Preis, weil seine unerhörten rhythmischen Verrenkungen schon „reiner Variétéstil" gewesen seien. Das enttäuschte „feine" Publikum pfiff, schrie, stieg auf die Stühle und hielt ein Dutzend Volksreden gleichzeitig. Es gab einen Skandal wie ehedem bisweilen nur auf Radrennbahnen. Die Preisrichter haben es wirklich nicht leicht, über gewisse neue Tänze zu urteilen, weil diesen Tänzen doch die musikalische Seele fehlt. Der Jazz verhält sich zu einem symphonischen Orchester wie ein Hund zum Chorgesang. Und den Shimmy — den „Hemdentanz" in der Sprache der chinesischen Wäscher — kann man eigentlich ganz richtig erst dann exekutieren, wenn einem die Hosenträger zerrissen sind, sonst kriegt man die verzweifelten Beinzuckungen nicht so gut heraus.

Richtigen Sport im alten Sinne haben wir trotz Tanz und Feez immer noch genug, besonders seit der große Sportpalast in der Potsdamer Straße mit seiner vortrefflichen Bahn und dem riesigen Zuschauerraum in drei Rängen übereinander wieder seinem ursprünglichen Zweck dienstbar gemacht worden ist. Da hat der Verein der Sportpresse dem Publikum ein Schaufest gegeben, wo in schönen Aufführungen und Wettkämpfen jeglicher Saalsport geboten wurde. Sogar die vom grünen Rasen, die Jockeylehrlinge aus Karlshorst und Hoppe-

garten, mußten herhalten, allerdings nicht zum Pferderennen, sondern zum Tauziehen, wobei die Karlshorster Hindernisjungens sich als um einige Pfund besser herausstellten. Das war natürlich nur ein farbenbunter Scherz als Zwischengericht. Im übrigen wurde Kürturnen, Radfahren, Laufen, Fechten, Boxen vorgeführt, und das Publikum konnte seine „Lieblingskanonen" als Wettkämpfer oder wenigstens als Ehrengäste beäugen. Wenn ich zu dergleichen Veranstaltungen gehe und mir durch einen Boten vorher die Eintrittskarten besorgen lasse, habe ich immer ein etwas unbehagliches Gefühl. Ich denke, der Junge sage sich sicher: „Für so was gibt dieser Burschewa nun das viele Geld aus, pfui Teufel, und wir Proletarier kriegen nur einen Hungerlohn." Also nur zögernd erkläre ich dem jungen Radfahrer, er möge mir einen Platz besorgen, nicht zu teuer natürlich, aber immerhin einen Platz, von dem aus man gut sehen kann. Und da sagt der ganz gleichmütig: „Ick jehe in'n Sportpalast imma for 65 M., da kenn' Se ooch hin, da kenn' Se alles jut sehen!" Donnerwetter! Nächstens gibt mir der Junge vielleicht ein Trinkgeld. Aber recht hat er. Ich habe vortrefflich gesehen. An sich ist es mir freilich ganz gleichgültig, ob Lorenz Stabe oder Stabe Lorenz überrundet, ich habe gar keine „Lieblingskanone", sondern freue mich völlig unpersönlich an dem Bilde, an der Kraft, an der Disziplin, an dem Willen zum Siege. Und manchmal sehe ich sogar mehr auf das Publikum als auf den Ring der Boxer, in dem gerade Naujocks in der Visage seines Gegners Murphy mit einem harten Kinnhaken landet. Dieses Publikum ist mißgestimmt, weil nicht mit 4-Unzen-Handschuhen, sondern mit 6-Unzen-Handschuhen gefochten wird, deren dicke Polsterung die Stöße mildert, so daß „Knockout" — Niederschlag zur Bewußtlosigkeit — kaum zu erwarten ist. Die Augen der Zuschauer glimmen. Man will Blut sehen. Es soll einer zusammenstürzen wie der Schlachtochse, der mit dem Beil vor den Kopf zusammengehauen wird. Da lesen diese Leute, die zu neun Zehnteln dem Kleinbürger- und dem Arbeiterstande angehören, täglich in ihrer Presse die pazifistischen Leitartikel, aber sie lechzen nach Kampf und Niederschlag.

Das muß doch tief in der menschlichen Natur begründet sein. In der Natur überhaupt, die nirgendwo so friedlich ist, wie die Nachbeter Rousseaus behaupten. Auf der Dresdener Hygieneausstellung sah ich vor langen Jahren einen Berliner sozialistischen Abgeordneten tiefsinnig vor der Leinwand stehen, auf die ein fauliger Wassertropfen in zweitausendfacher Vergrößerung projiziert war. Es lebte in dem Bilde. „Leben heißt ein Kämpfer sein." Da rammten sich die Bakterien, überkugelten sich, hieben sich, fraßen sich in wildem Ingrimm auf. Genau dasselbe wie in der höheren Tierwelt. Heute wird den „verderblichen, militaristischen Jugendbüchern", den Kindertrommeln und Trompeten Fehde angesagt und mit Befriedigung festgestellt, daß vor Weihnachten in den Spielwarenläden weniger Uniformen und Bleisoldaten ausgestellt waren als früher. Hat aber dafür nicht der Tomahawk und der Federschmuck des Indianers überhandgenommen, spielen die Vorstadtkinder nicht wieder überall Marterpfahl und Skalpieren? Naturam expellas furca, tamen usque recurret, lernten wir schon in unserer Lateinfibel: treib' die Natur mit der Mistgabel aus, so kehrt sie doch stets wieder! Mit großem Kummer stellt selbst der „Vorwärts" fest, wie begeistert die Kinder im Zirkus Busch sind, wenn es dort Kampfszenen gibt. In den Nachmittagsvorstellungen. Im Robinson Crusoe. Wie der liebe Indianer Freitag von Robinson erlöst wird, wie Robinson ihn unterrichtet, wie beide gemeinsam die Hauswirtschaft betreiben, alle diese eminent bildenden Sachen bekommt man nicht zu sehen. Sondern ganz etwas anderes. Und den „Vorwärts" überläuft's, wenn er einen Jungen, einen richtigen proletarischen Jungen erzählen hört: „Richtige Wilde sah man mit Tomahawk und Spießen. Richtig geschossen haben sie. Und dann, wie die Wilden schrien und hinfielen und tot waren! Und wie der eine so hinschlug, gerade an dem Baum, die Zunge hing aus dem Halse. Und der Häuptling, wie ihm der Kapitän das Messer in den Hals stach! Und wie der letzte von einem Matrosen mit dem Kolben erschlagen wurde!"

In der Morgennummer vom 3. Januar war das zu lesen, voll Grauen und Abscheu. Und seither ist es in den Vor-

stellungen von Robinson Crusoe voller denn je. Die armen Pazifisten! Noch ein paar Jahre weiter, dann erscheinen auf dem Spielwarenmarkt am Ende wieder dicke Berthas.

Es ist zum Krankwerden. Man wird auch wirklich krank. Sonst hieß es, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Das hat der liebe Gott, falls er mit unseren Kabinettsbildungen überhaupt noch etwas zu tun hat, in den letzten Jahren anscheinend unterlassen. Wem er ein Amt gibt, dem gibt er heute auch eine vornehme Krankheit. Unsere Novembergrößen sind in allen Heilbädern und an den schönsten Winterkurorten zu finden. Einige von ihnen, so der Schatzminister Bauer, beschweren sich schon darüber, daß einem der Aufenthalt dort dadurch verleidet werde, daß sich auch so viele Deutschnationale da einfänden. Bauer war in Kissingen. Mit zwei von der ihm untergebenen Reichsverwertungsstelle München gestellten Dienstautos. Im zweiten machten Herr Scheidemann nebst Fräulein Tochter ihre Ausflüge. Hübsch zu Fuß gingen dagegen Männer wie der Admiral Scheer. Von ihm ist in der Berliner Gesellschaft jetzt viel die Rede, weil er mit Aufsätzen in die Öffentlichkeit tritt, die den ungeteilten Beifall der gesamten demokratischen Presse finden. An den Quellen von Kissingen hat er seine Egeria gefunden, die Abgeordnete v. Oheimb. Die altklassische Quellnymphe Egeria gab dem König Numa Pompilius bekanntlich die besten Ratschläge. Er heiratete die Jungfrau zum Dank dafür. Wie man sieht, stimmt also der Vergleich nicht ganz, denn Admiral Scheer will nicht König, sondern höchstens Reichspräsident werden, und seine Kissinger quellende Nymphe ist verheiratet, also zurzeit nicht zu haben.

19. Januar 1922

Digitized by Google

19

Großstadtwinter — Der Kokain-Schlepper — Bedienung: M. d. L. — Lukrative Berufe — Geistige Franzosenherrschaft in Berlin — „Aber unsere Kraft" in der Volksbühne — Divisionsabend

Sowie man aus der Haustür tritt, bellt der Frost einen an. Sonst merkt der Berliner nur selten etwas vom wirklichen Winter, er kennt nicht die Poesie des Rauhreifs, des Schlittengeklingels und der duftenden Bratäpfel. Aber diesmal ist's arg. Klirrend fegt der Ostwind über den Landwehrkanal hinein in die Stadt. In entzündete Augen dringt Staub, denn sprengen und schrubben kann man die Straßen nicht mehr. Am Steuerhäuschen vor dem Tempelhofer Felde liegt seit mehreren Tagen eine tote Katze. Wenn man sie mit dem Fuße beiseite stößt, erklingt sie wie gesprungenes Porzellan. Wenn die vielen Kopfschützer und Kniewärmer der ersten Kriegszeit nicht schon längst wieder aufgeräufelt und zu Strümpfen umgestrickt wären, könnte der Berliner sich besser einwickeln, so aber hastet er mißvergnügt und frierend einher. Es gibt natürlich auch Leute mit Valutapelzen und Filmdirektoren mit geheizten Autos, aber noch mehr andere Menschen, die in der Stadt- oder Trambahn sich in Ermangelung eines wärmenden Mantels in ihren fadenscheinigen Rock und in ihren noch fadenscheinigeren Hosenboden hineinkauern müssen. Sie haben als Häufchen Elend ihre alte Galgenvogelmiene ganz verloren.

Auch die sonst so bedächtig mit dem offen zur Schau getragenen „Gefühl der Wurstigkeit" daherschiebenden Landstreicher rennen verkniffen und böse um die Ecken bis zum nächsten Bouillonkeller. Und steuerzahlende Biedermänner, in deren Nähe man sich sonst immer geborgen fühlte, schreiten mit einem gewissen Zuge bitterer Entschlossenheit um die frostrote Nase einher, als wollten sie der nächsten begegnenden Dame den Pompadour entreißen. Der Berliner Winter macht unliebenswürdig. Er hat nichts von der Frische und Poesie seines klein-

städtischen oder ländlichen Vetters. Trotzdem gibt es Berufe, die ihm standhalten müssen. Nicht nur den des zähneklappernden Schleppers für Nacht- und Nepplokale. Vor mir auf der Friedrichstraße geht am lichten Tage in kurzem Sportpelz ein übel aussehender Jüngling mit finnigen, eingefallenen Wangen. Als ich ihn überhole, läßt er in widerlich-werbendem Fistelton halblaut ein einziges Wort langsam vernehmen: „Kokain?"

Da flüchtet man denn doch lieber in die kleinbürgerliche Wohlanständigkeit, in irgendeine warme Kutscherkneipe, in der es schon während der Notzeit 1917 immer noch einen guten Happen gab. In der Köthener Straße Nr. 46 winkt ein Schultheißschild; ein eisiges Glas Bockbier am rotglühenden Ofen und nachher ein siedeheißes Glas Grog gegen den Zug von der Tür her mag den Stoffwechsel wieder auf den Schwung bringen. Am Ladentisch steht die Wirtin, dieses Konservenfleisch von 1½ Meter Höhe und dito Umfang, und säbelt den überschäumenden Schmand von dem Biere. Wenn sie sich über den Tisch neigt, hat ihr gewaltiger Busen endlich eine Stütze; man prallt zurück, denn man fürchtet einen Bergrutsch. Das ist die Frau Dr. Paula Türck, preußische Landtagsabgeordnete und Mitglied der sozialdemokratischen Fraktion. Schon als Fräulein war sie Doktor und unterrichtete an einer Chemieschule für Damen. Ihr Mann, ein ehemaliger Schauspieler 1ten Ranges, löst sie im Ausschank ab, wenn sie mal um die Ecke zum Landtag muß, um schnell ein paar Gesetze zu machen. „Ich bin in höchstens einer Stunde wieder da, gib auf den Gulasch und den Kaffee acht; die zwei Korbflaschen Kognak stehen hinten." Nun sehe ich die sympathische Dame, um deren kurze Stempel sich ein paar halb herabgefallene dicke Wollstrümpfe ringeln, hinauswatscheln, das Portefeuille des Staatsmannes unter dem Arm. Ihre Konfession sieht man ihr auf zwanzig Meter an. Sie ist natürlich Dissidentin. Und trotz ihres roten Sozialismus so duldsam, daß sogar die „Deutsche Zeitung" in ihrem Lokale hängt. Es scheint, daß sie wie so viele andere in der akademischen Bildung, die heute den Mann nicht mehr nährt, ein Haar gefunden hat, und so hat sie noch rechtzeitig — sie blüht erst im vierzigsten Jahre — umgesattelt und den doppelten Beruf

einer Kneipwirtin und Abgeordneten ergriffen; da kann ſie es noch zum Reichspräſidenten bringen. Man erlebt ja heute, wo wir zum Lande der unbeſchränkten Möglichkeiten und der unmöglichſten Beſchränktheit geworden ſind, ganz merkwürdige Berufswechſel. Ich meine hier nicht den Aufſtieg der Tüchtigen, etwa den eines ehemaligen Pferdediebes zum Polizeipräſidenten, ſondern den umgekehrten Weg. Einer meiner Bekannten hat einen Sohn, der zuerſt „auf Ingenieur ſtudiert" hat und dann Schloſſer geworden iſt. Der Vater ſagt: „Nun iſt er theoretiſch und praktiſch gut vorgebildet, nun könnte er Einbrecher werden, denn das iſt heute doch der lukrativſte Beruf!"

Sicherlich iſt der alte Herr ein bißchen einſeitig. Er übertreibt. Es gibt doch noch eine Menge anderer Menſchen, die gut verdienen. Sonſt könnten doch nicht alle unſere Theater allabendlich ſo überfüllt ſein und vor einzelnen Kabaretts mit ſündhaft teurem Wein immer eine ganze Autokette vorfahren. Überall iſt auch die literariſche Küche franzöſiſch. In Berlin haben wir den ſchlechteſten Spielplan ganz Deutſchlands, weil die vielen herreiſenden Berlinbummler aus dem Reiche das Gepfefferte wünſchen. Der beſte Beweis dafür, daß dies der Grund iſt, iſt — München. Die Münchener Theater produzieren den zweitſchlechteſten Fremdenſchund, weil München eben als Fremdenſtadt an nächſter Stelle ſteht. Alle anderen großſtädtiſchen Bühnen Deutſchlands haben ein beſſeres Repertoir, obwohl auch ſie gelegentlich durch Feydeau und ähnliche Sudellöche ihr Parkett mäſten laſſen. Es iſt der alte deutſche Jammer, daß wir immer wieder der Fremdherrſchaft unterliegen. Bei Beginn unſerer Geſchichte hämmern Germanenäxte an die Tore Roms. Die rauhen, reinen, keuſchen Vandalen zertrümmern erbittert die „nackigen" Göttinnen aus Marmor und müſſen es ſich ſeither gefallen laſſen, daß ihre eigenen Nachkommen an ganz falſcher Stelle von Vandalismus ſprechen. Die germaniſche Gegenwehr war zu Zeiten ſtark. Trotzdem hat Rom dreimal die deutſche Welt unter ſich gezwungen: durch das Schwert, durch die Kirche, durch das Recht. Noch ſchlimmer iſt von jeher der franzöſiſche Einfluß geweſen, ob es ſich nun um einen Raub an deutſchem Land oder an deutſcher Seele handelte. Die

Franzosen hatten stets einen starken Bundesgenossen, den „à-la-mode-Teufel", gegen den vergeblich unsere Besten aufbegehrten.

Und doch können sich unsere Bühnen, wenn sie nur wollen, es leisten, ganz herzhaft altmodisch zu sein, ohne dadurch den Kassenrapport zu gefährden. Wenn — ihr Publikum danach ist. Die „Volksbühne" am Bülowplatz kann es. Sie ist, abgesehen von der Reinhardtschen Riesenscheune, das größte Theater Berlins und trotzdem mit ihrer durchgehenden Mahagonitäfelung behaglich und vornehm, außerdem dank ihrer vortrefflichen Anlage akustisch so günstig, daß auch der „meilenweit entfernte" Zuhörer im dritten Rang jedes Wort versteht. Sie ist ferner das relativ billigste Theater Berlins, in dem es noch für 51 Mark einen guten Parkettplatz gibt, so daß sie nicht auf die Schieber und ihre Freundinnen und die Geschäftsreisenden aus dem Reiche angewiesen ist, sondern von ihrem alten — zum Teil akademisch gebildeten — Stammpublikum aus dem Mittelstande leben kann. Und schließlich ist Friedrich Kayßler, der hochgemute, ihr Leiter, der nicht nur Abgott aller Berliner ehrsamen Backfische ist, sondern es ebenso versteht, den schlichtesten Arbeiter und Gewerkschaftler zu begeistern. Man sieht hier keine Toiletten, kaum eine „Bluse mit Oberlicht" oder sonst ein durchbrochenes Kleidungsstück. Man kommt auch nicht hierher, um seine Brillantenboutons zur Schau zu tragen oder sich die neuesten Klatschgeschichten zuzuflüstern. Hier sucht und findet man Erhebung in der Kunst. Und sie ist von verschwenderischem Reichtum nach dem alten Grundsatz, daß für das „Volk" das Beste gerade gut genug ist: gute Stücke, hervorragende Inszenierung. Seit Jahren habe ich so etwas Aufwühlendes, so etwas Erschütterndes nicht gesehen wie jetzt in der Volksbühne Björnsons „Über unsere Kraft" — den ersten Teil, die Tragödie des Wunderpfarrers Sang. Kayßler selbst gibt den Sang; Helene Fehdmer, seine Gattin, spielt ergreifend die gelähmte Pfarrersfrau, die endlich, nachdem der glaubensstarke Pfarrer die Himmel niedergerungen, aufsteht und wandelt, um dann in der Erfüllung tot niederzubrechen — weil es über unsere Kraft geht, als armseliges Menschenwerkzeug das Wunder zu bewältigen. Donnernd gehen unterwaschene Berge zu Tal,

sieghaft betet in der unberührt stehengebliebenen Kirche der Pfarrer, atemlos lauschen auf der Bühne Gläubige und Ungläubige, im Parkett und in den Rängen ein tausendköpfiges Publikum. Da ist fast nichts mehr Theater. Alles ist reine, herbe Schlichtheit angesichts der gewaltigen Bergriesen und des schimmernden Fjordes, tief unten in der von der Mitternachtssonne und — den Strahlen Gottes durchleuchteten nordischen Pfarrstube. Man zweifelt mit den zur Begutachtung gekommenen Amtsbrüdern, man hofft mit den Kindern und mit dem Volk, man lächelt über Engigkeit und Spießbürgertum, man starrt schließlich mit weitaufgerissenen Augen auf das Wunder und auf die tragische Lösung der übermächtigen Spannung. Und das schlichteste Wunder ist schließlich doch dieses strahlende Gotteskind, dieser vom Zyklopen Björnson geformte Pfarrer, dieser Friedrich Kayßler, der in so unglaublicher Wahrheit durch die in ihrer Not erschütternden oder in ihrer Verknöcherung lächerlichen Menschlein dahinschreitet. Kein Schauspieler: ein Darsteller. Nein: ein Künder, ein Emporschweber, an dessen Mantelsaum man sich klammern möchte. Das ist tiefstes Erleben. Der Vorhang senkt sich. Wie die Träumenden gehen die Besucher von dannen. Vor mir schreitet ein junges Ehepaar; vielleicht sind's kleine Handwerker; er hält sie fest und innig an der Hand und neigt sich zu ihr und sagt ihr aus übervollem Herzen: „Wenn ich aus dem Theater komme, dann bin ich immer ein besserer Mensch!"

Hoffentlich erreicht meine Empfehlung der Volksbühne recht viele Freunde im Reich und führt sie zu Kayßler. Es kommen ja nicht nur Leute in die Reichshauptstadt, die das „dolle" Berlin bei Tag und Nacht sehen und nachher im Skatklub davon erzählen wollen, sondern auch solche, die sich nach geistiger Erfrischung im besten Sinne des Wortes sehnen. Auch ungezählte Kameraden der alten Armee treffen sich gerade im Winter, einmal im Jahre, in Berlin zum Divisionsabend oder in einer anderen Erinnerungsgemeinschaft. Bei manchen wird es freilich gerade nur noch zu einer Reise vierter Klasse und den übrigen kleinen Ausgaben reichen, und auch das nur, falls sie bei einem Berliner Bekannten nächtigen können, aber nicht zu

Theaterbesuch. Da sitze ich am letzten Sonntag mit den lieben alten Freunden im Landwehrkasino zusammen. Der eine — mit dem „kleinen" Pour-le-Mérite, dem Hohenzollernorden mit Schwertern, im Knopfloch — hat jetzt ein kleines Bureau für Hagelversicherung in einem Provinzstädtchen, der andere, ein alter Stabsoffizier mit jungen Kindern, arbeitet auf dem Kontorschemel einer Filmgesellschaft, der dritte ernährt auch noch seine Eltern durch eine Agentur für vergrößerte Photographie; es sind nicht allzu viele, die das heutige Leben „in vollen Zügen" nehmen können. Aber ein schier unzerstörbarer Optimismus lebt in ihnen allen. Da kann man als flügellahmer Berliner, den das Novemberelend fast geknickt hat, wieder frischfröhliche Hoffnung lernen. Die Augen werden einem wieder jung, wenn man beispielsweise eine Visitenkarte sieht, wie sie mir auf dem letzten Divisionsabend überreicht wurde. Ich lasse nur den Familiennamen weg:

Hans . . . . .
Rittmeister im 2. Bad. Drag.-Regt. Nr. 21,
zurzeit a. D.

26. Januar 1922

20

Die bronzierte Frau von Kühlmann — Ententegeselligkeit und deutsche Damen — Das Fest der sozialdemokratischen Monatshefte — Auf dem Pressеball — Toiletten von heute — Fridericus Rex, unser König und Held! — Kaisers Geburtstag in Berlin N. — Die monarchische Welle aus der Tiefe

Man schmollt. Welch eine Rücksichtslosigkeit von Papst Benedikt, mitten in der gesellschaftlichen Hochsaison zu sterben! Nun muß die offizielle Welt eine Zeitlang trauern. Die Diners wurden zwar nicht abgesagt; so konnten Wirth und Rathenau, dieser mit der ganzen ihm eigenen Liebenswürdigkeit, jener wegen

seines mangelhaften Schulfranzösisch etwas einsilbiger, an dem großen diplomatischen Essen in der französischen Gesandtschaft in Berlin teilnehmen. Aber das lustige Fest mit Damen wurde verschoben. Erst gestern konnte das Kostümfest beim englischen Botschafter steigen. Die kostbarste Erscheinung, dank den hinterlassenen Millionen ihres Herrn Papas, war auf diesem Balle Frau von Kühlmann, geborene Friedländer-Fuld. Sie kam als Inderin, als Nabobtochter, in märchenhaftem Schmuck. Die Haut — sehr viel Haut — ganz bronziert, so daß man ihr augenzwinkernd etwas von „eigenartiger orientalischer Schönheit" zuflüstern konnte. Ob Wirth und Rathenau dies sagten, die auch hier mit von der Partie waren, weiß man nicht: vielleicht war es Theodor Wolff, aber bestimmt kein Engländer, wenn er aufrichtig war. Man hat für die Frauen der Friedländer-Sorte mit ihren Kühlmännern nicht allzu viel übrig. Man findet, daß sie etwas übereifrig die Gesellschaft der Entente suchen. Der Militärattaché einer fremden Macht in Berlin — ich brauche ihn nicht zu nennen, denn so wie er denken auch alle übrigen — erklärte neulich, der Verkehr mit diesen deutschen Damen mache gar keinen Spaß. Sie seien weder besonders geistvoll, noch verstünden sie besonders zu flirten. Man könne mit ihnen — und das gilt besonders für Berlin und für München — nur sehr eindeutig sprechen. Mit manchen ganz eindeutig zweideutig.

Eingeladen war bei Lord und Lady Albernon, bei der Vertretung seiner großbritannischen Majestät, auch unser Landesvater Fritz Ebert. Man hätte ihn gar zu gern dort gesehen. Einige junge Damen der internationalen Diplomatie zückten immer wieder ihre goldenen Stielbrillen und suchten die Reihen nach ihm ab. „So was muß man gesehen haben, da muß man reingetreten sein," sagt in solchen Fällen, indem er den Budenausrufer nachahmt, der Berliner. Aber Herr Fritz Ebert — das ist wirklich taktvoll von ihm — tat den Lästerzungen nicht den Gefallen, sondern schickte nur seinen Meißner hin, der in unserer Republik das ist, was man in Frankreich den „Chef des Protokolls" nennt, eine Art Hofmarschall. Ebert ist nicht für das Fremdländische und auch nicht für das Gehopse. Er meidet

auch die feudalen Feste seiner eigenen Partei, wo „Arbeiterschweiß" vergossen wird zu 160 bis 800 Mark die Flasche, je nach Herkunft aus Freyburg und Geisenheim, aus Epernay und Reims. Die Genossen im Reiche haben wohl kaum eine Ahnung, wie ihre führende Intelligenz in Berlin Feste zu feiern pflegt. Ich meine den — Ball der sozialistischen Monatshefte. Man konstituierte sich da schließlich als Sektkonsumverein, und Konsumvereine sind ja gewißlich unangreifbar.

Mußte man hier mehr oder weniger als überzeugter Republikaner legitimiert sein, so wurde auf dem Presseball, der für Berlin immer einen Scheitelpunkt der Berliner Saison bedeutet, nach dergleichen nicht gefragt, sondern lediglich nach der Einführung durch irgendein Mitglied des Vereins Berliner Presse. Weist man eine solche Unterschrift vor, so ist man zugelassen und darf die 200 Mark für die Eintrittskarte entrichten. Der Name des Bürgen wird auch auf der Eintrittskarte vermerkt. So hat man auf dem Presseball, dieser größten aller öffentlichen Tanzveranstaltungen, die anderswo nicht vorhandene Gewähr, daß jegliche Halbwelt ferngehalten wird. Es ist ein „durchaus anständiger" Ball. Natürlich kann man nicht bei jeder Begleiterin, etwa eines tschechoslowakischen Gesandschaftsattachés, feststellen, ob sie für Legitimität geschaffen ist oder nicht. Aber so was verschwindet. Die große Masse der Besucher ist guter, behäbiger Mittelstand, der mal die Großen dieser Erde sehen will, die in ihren Logen sozusagen Defilierkur abhalten. Von den annähernd 7000 Festteilnehmern tanzen natürlich die wenigsten. Die übrigen werden sofort im Trommelfeuer knallender Korken seßhaft und unterbrechen diese Tätigkeit eben nur, um sich durch die Masse an den Logen vorüberzuschieben wie Sonntags das Publikum im Zoologischen Garten an den Raubtierkäfigen. Alles will natürlich gern Herrn Ebert sehen. Auch hier tut er, und das ist wieder nett von ihm, den Leuten nicht den Gefallen. Die verdammten Landeskinder haben heutzutage ja so wenig Ehrfurcht vor Größe.

Aber dafür steht auf dem Schnittpunkt der beiden Diagonalen der großen Loge des Marmorsaales im Zoo ein patenter, schlanker, hübscher, rotbäckiger Oberlehrer der Mathematik und

teilt fortgesetzt diagonale Händedrücke aus, Herr Josef Wirth. Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man ihn da in seiner unverbrauchten Frische so sieht. . Warum in aller Welt ist er aber Reichskanzler geworden? Ein so prächtiger Oberlehrer. Schade: denn nun zieht man unwillkürlich Vergleiche, denkt an frühere Reichskanzler auf dem Presseballe und findet, daß dieser Wirth noch nicht einmal Bülowformat hat, und das tut einem leid auf einem solchen Feste, wo man aufgeräumter ist denn je, wo man die Politik und alles sonstige Mißbehagen weggesteckt hat, wo man nach dem Motiv: „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!" selbst dem präsidierenden Herrn Schorsch Bernhard von der Tante Voß an die blauschwarzen Bartstoppeln sinken könnte. Ich bin mit meinen Damen oben im ersten Rang an einem Tisch untergekommen, an dem unser lieber vaterländischer Dichter Paul Warncke sitzt, dieser feurige Jüngling in schlohweißem Haar, und da ist gut weilen. Unten im Saale und in den vielen anderen Sälen wird getanzt, schiebt das Publikum sich einher.

Aber es ist nicht mehr das farbige Bild von ehedem. Es fehlen die vielen jungen Gardeoffiziere, es fehlen die alten Herren der früheren oberen Zehntausend mit ihren glitzernden Sternen, und auch die Damenwelt selbst ist nicht mehr so schmetterlingsbunt.

Die Toiletten? Nun ja, alles, was zu Film oder Bühne gehört, fällt durch Extravaganzen auf. Am meisten vielleicht Lil Dagover, die königlich schöne, deren Robe über und über mit hängenden Pleureusen benäht ist, der gesamte entblößte Rücken aber mit nichts, nicht einmal einem Ausschnitt. Noch eigenartiger und doch nicht so auffällig sah eine junge Russin aus, die von der Schulter bis zum halben Oberschenkel ein eng anliegendes Prinzeßkleid aus weißen Taubenfedern trug. Im Anschluß daran, unten abstehend wie ein Ballettröckchen, ein weißes Tüllgewoge, aus dem Taubenköpfe lugten. Im übrigen trug man buchstäblich alles, was in den letzten fünf Jahren Mode gewesen ist, bis zu dem bloß gesteckten Kleid aus Brokat. Im allgemeinen ist man dezenter geworden. Die Damen, die doch nicht allesamt junonische Figuren haben, sehen endlich ein,

daß man nicht immer um so anziehender ist, je ausgezogener man ist. Leider ist die Stirnbandseuche noch nicht ausgestanden. Jede zweite Dame preßt sich, auch wenn sie eine wundervoll klare Stirn zu zeigen hat, solch Band aus Brokat oder Jett oder Metall oder Schwarzglas um die Schläfen. Es wird wohl das letztemal sein. Ebenso unstreitig ist es aber auch, daß der nur fußfreie dem wadenfreien Rock wieder Boden abgewinnt. Das alte Schnadahüpfel: „Pepita hat ein kurzes Kleid, kurzes Kleid, und wenn sie einen Hopser tut, Hopser tut . . ." wird allmählich wieder nur für Sonderfälle aufkommen.

Das übrige Drum und Dran, die Tombola, die Damenspende, ist auch auf diesem Presseball wie sonst, nur daß der früher so nette Almanach mit seinen sentimentalen oder kernigen Originalbeiträgen deutscher Dichter diesmal eine Anzeigenbeilage enthält, in der Füllfederhalter, Jupons, Herrenanzüge, Zigaretten, Leibträger, Liköre und Seidenstrümpfe empfohlen werden. Das ist für einen wirklich vornehmen Ball eine Geschmacklosigkeit. Die Welt wird popliger.

Am Sonnabend Presseball, am Sonntag Ufa-Première. „Man" muß dort gewesen sein, hier wie dort. Einst vor hundert und etlichen Jahren war man gebildet, wenn man in der schönen Literatur Bescheid wußte. Man ergriff Partei im Xenienstreit. Leutnants auf den Wachstuben drechselten Verse. Dann mußte man über Politik, später über Sport, schließlich über Technik mitzureden wissen. Heute gehöre ich zu den Ungebildetsten, weil ich jährlich höchstens zweimal in ein Kino gehe. Aber solch eine Première hat es in sich. Schon das gesellschaftliche Bild: trotz der Bärenkälte sitzen im ersten Rang, gewärmt bloß durch Lorbeerkränze und anderes Ruhmesgemüse, die weiblichen Filmstars in luftiger Balltoilette. Auch im Parkett unwahrscheinlich blaß geschminkte Damen, neben ihnen berufsmäßig blasse Filmdirektoren von auswärts. Und die erleben nun ihr blaues Wunder. Fridericus Rex. Man sieht Bilder von auserlesener Güte, besonders schön die des Einzuges Friedrich Wilhelms I., die wie Scherenschnitte wirken. Man erlebt grausige Sensationen, wie die Szene der Hinrichtung Kattes. Man kann als Northcliffe-Agent auch mit dem Ein-

druck, den die „Brutalität" des preußischen Königtums hervorruft, sehr zufrieden sein. Ein Franzose im Parkett wird ganz giftig vergnügt. „Klatsch doch, du Affe!" raunt er seinem Jungen zu. Aber nun das Wunder, das große Wunder in diesem abgebrühten Publikum. Die friderizianische Garde marschiert auf. Stürmischer Beifall. Die alten Preußenfahnen werden in den Weißen Saal gebracht. Das Volk huldigt dem auf dem Balkon des Schlosses stehenden König. Minutenlanges Händeklatschen. Die Musik spielt „Fridericus Rex, unser König und Held". Man rast vor Begeisterung. Man schluchzt, man springt von den Sitzen. Echt oder nicht echt? Ist die große Stimmungswende im Anzug?

Sie ist schon da. Wie es im Reiche steht, weiß ich nicht, in Berlin aber sieht jeder Helläugige, daß auch Ausnahmegesetze die Autorität des Staates nicht mehr halten. Irgendwoher erklingen die Glocken der versunkenen Vineta. Man weiß nicht, von wannen der Klang kommt, aber jedenfalls aus der tiefsten Tiefe, aus dem „Volk", in jeder gewünschten Bedeutung. Der Ruf nach dem König wird in den Herzen laut, bis er alles andere überbraust; mag es noch Jahre dauern, aber er reißt nicht mehr ab. Ich meine nicht etwa jetzt, zufällig jetzt, wo jeder zweite Mensch über den Eisenbahnerstreik flucht, der früher undenkbar war, wo selbst bei kargem Gehalt die Lokomotivführer als die Treuesten der Treuen durchhielten. Nein, solch ein Anstoß ist gar nicht nötig. Man freut sich nur über jede Veranlassung, um es einander sagen zu können. Zuerst leise und heimlich, dann laut und offen, wenn man entdeckt, daß alle Nachbarn ebenso denken. Ich meine auch nicht die „feinen Leute", die am 27. Januar den Smoking anzogen, in irgendein Schlemmerlokal Unter den Linden gingen, Schaumwein tranken, die Musik patriotische Lieder spielen ließen und „Aufstehen! Aufstehen!" zu den Nebentischen hinüberbrüllten. Es mag manch solch Grüppchen gegeben haben. Der Teufel hole sie lotweise! Nein, ich war oben im Norden Berlins, in dem Riesensaal an der Chausseestraße, wo der Jugendbund Bismarck seine Feier abhielt. Gewiß, es sind auch „sowieso" schwarzweißrote Primaner darunter. Aber zu vier Fünfteln besteht der

Bund doch aus jungen Arbeitern, Handlungsgehilfen, Gesellen, Lehrlingen. Sie und ihre Angehörigen waren da. Eine vieltausendköpfige Versammlung. Einfache Leute, ganz einfache. Neben mir ein junger Mann im abgetragenen ehemaligen Soldatenmantel, sein Kind auf dem Arm, daneben die Frau im Umschlagtuch. Ihr und dem Mann laufen die hellen Tränen über die Wangen. Schon das Erscheinen der alten deutschen Flagge begeistert. Jede Erwähnung des „Früher" löst Stürme aus. Man will nicht aufhören, man will nicht fortgehen. Das wäre eben vorbereitet, das wäre gemacht gewesen? Gut denn, gehen Sie in irgendein Variété fürs Volk, in die Reichshallen oder zum Moritzplatz — da werden auch Ihnen die Augen übergehen. Alle Vortragenden haben umgelernt. Das Volk verlangt es. Eine nationale, eine monarchische Woge geht durch das Land und spült es rein: halte sich fest, wem davor grauen muß.

2. Februar 1922

21

Der Lokomotivführer — Vor dem Achtstundengötzen — Streikwelle und Teuerungswelle — Schluß auf dem Wohltätigkeitsball — Kein Licht, keine Heizung, kein Wasser, kein Verkehr — Auch die Arbeitslosenfürsorge streikt — Aus der Pieske-Perspektive

Das erste Eiserne Kreuz, das ich zu Beginn des Krieges beantragte und von der Division auch erhielt, wurde einem Lokomotivführer verliehen. Der Mann hatte ununterbrochen dreiunddreißig Stunden auf seiner Maschine Dienst getan und den großen Transport, mal schnell in kurzen Stößen, mal langsam Schritt vor Schritt, endlich nach Belgien hineingebracht, um dort in einer schicksalsschweren Viertelsekunde der 34. Stunde dazu berufen zu sein, durch seine Geistesgegenwart und das Emporreißen der letzten Kraft einen furchtbaren Zusammenstoß zu verhüten. Ohne diesen Lokomotivführer wären wohl zahlreiche deutsche Männer getötet und zwei wichtige Bahnstrecken für einige Zeit gesperrt worden; wenn jemand überhaupt mit Stolz sein Eisernes Kreuz tragen kann, dann ist es dieser pflicht-

getreue Eisenbahner. Leute seines Schlages habe ich während des Krieges zu Hunderten kennengelernt. Aschgrau im Gesicht von unerhörten Mühsalen, gaben sie alles freudig her für Kaiser und Reich, und wenn der Feldeisenbahnchef im Großen Hauptquartier auf den Knopf drückte, dann vollzog sich das große deutsche Wunder, daß plötzlich ganze Armeekorps an irgendeiner Front auftauchten, die der Feind einige 500 Kilometer weit wähnte. Das Herz wird mir noch heute hell und freudig, wenn ich an diese Lokomotivführer denke. Und zur Ehre der jetzt viel Geschmähten darf ich nur feststellen, daß über 70 Prozent von ihnen noch heute zum alten Bestand gehören, also noch dieselben prächtigen Menschen sein müssen. Denn so von Grund auf kann sich eine ganze Klasse doch nicht ändern.

Ein anderes hat sich geändert, obwohl auch der heutige Eisenbahnerchef derselbe Gröner ist; eben nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er damals General des Kaisers war und heute Minister der Republik ist. Wir haben nicht mehr den alten Staat, wir haben überhaupt keinen Staat mehr, sondern eine Horde von Einzelwesen in gegeneinander kämpfenden Lagern, nachdem endlich die sozialdemokratische Lehre offiziell geworden ist, daß es keine Deutschen und Franzosen, keine Obrigkeit und Untertanen, keine Nationalehre und keine Berufspflicht mehr gibt, sondern nur tarifliche Auseinandersetzungen, Gewährungen, Erpressungen zwischen Arbeiterschaft und Unternehmerschaft. Und wenn der „Staat" selber Unternehmer ist: ein Narr, der ihn nicht auspreßt, denn gutwillig gibt auch dieser Unternehmer nichts her. Solch ein Lokomotivführer, der meist sorgender Familienvater ist, hat zu Weihnachten einen Vorschuß von 1000 Mark bekommen, damit ihm der Mund gestopft würde, wofür er den Seinen vielleicht die schon lange nötigen zwei oder drei Paar Stiefel gekauft hat, und nun im Januar wird ihm der Vorschuß wieder prompt abgezogen, und von dem Gehaltsrest kann er Hungerpfoten saugen. Ist es da ein Wunder, daß die Leute anfangs Februar ihren wilden Streik begannen? Es wäre ganz unverantwortlich, wenn unsereins, wie die Regierung es tat, von den Beamten die nötige „Rücksicht auf die außenpolitische Lage" verlangte, wo wir doch alle wissen, daß

sie insgesamt — die Lokomotivführer nicht etwa allein — angesichts der heutigen Teuerung viel zu schlecht bezahlt werden.

Schuld an dem ganzen Elend dieser Tage ist nicht der einzelne Beamte, der vergaß, daß Beamtenrecht und Streikrecht naturgemäß nicht miteinander vereinbar sind, sondern schuld ist der sozialdemokratische 8-Stunden-Götze, der seit dem unglücklichen November zur allgemeinen Anbetung von Staats wegen aufgestellt worden ist. Gewiß müssen die Eisenbahner besser bezahlt werden. Das ist zu erreichen, wenn überflüssige Kräfte entlassen werden und die Verbleibenden mehr arbeiten. Es ist Wahnsinn, anzunehmen, daß wir, nachdem wir in den Zeiten der Freiheit und der Herrlichkeit 10½ Stunden gearbeitet haben, jetzt, als tributpflichtiges Knechtvolk, mit weniger als 8 Stunden auskommen könnten. Ohne ein Reichsnotopfer in Arbeitsstunden kommen wir nicht aus, geraten wir immer tiefer ins Verhängnis.

Dank der Revolution und dank den regierenden Gewerkschaften ist der sittliche Begriff der Arbeit überhaupt verlorengegangen, sind wir offiziell demoralisiert worden — Freude an der Leistung, Freude an erfüllter Pflicht hat kaum ein Mensch mehr, auch der Stolz auf die Berufsehre ist dahin, nur das nackte Kaufgeschäft geblieben: für möglichst wenig Arbeit möglichst viel Entlohnung einzuhandeln. Das geht durch alle Schichten. Da drüben an der Ecke führt die Witwe unseres langjährigen Tapezierermeisters mit ihrem Altgesellen das Geschäft brav weiter und hält auf ihr Renommee, schilt auf den Gesellen, wenn er, wie ich ihr zeige, unsere aufgefrischten Matratzen nachlässig ausgebessert hat; er aber dreht sich verächtlich ab und sagt:

„Die Meestern hat mir nötiger als ick ihr, mir braucht sie alle Dage und ick ihr bloß Sonnamts bei die Lohnzahlung!"

Das ist heute auch der Standpunkt vieler Staatsarbeiter, die sich rühmen, dem Staat jederzeit die Hand an die Gurgel legen zu können, weil er eben kein Staat mehr ist, sondern ein sozialisierter Schwitzmeister im Dienste des Entente-Unternehmens. Nun besteht der Staat aber doch aus der Gesamtheit seiner Einwohner. Man legt sich also schließlich selbst die

Hand an die Gurgel. Die Folge des Eisenbahnerstreiks ist, ganz abgesehen von dem Lohnausfall einer ganzen Woche für die Streikenden, ganz abgesehen auch davon, daß zahlreiche private Fabriken wegen Kohlenmangels ihren Betrieb einstellen und die Arbeiter entlassen mußten, doch eine neue Teuerungswelle. In Berlin kostet seit einigen Tagen ein Ei 6 Mark, und entsprechende Aufschläge gibt es auch für industrielle „Gegenstände des täglichen Bedarfs". Briketts erzielten unter der Hand Rekordpreise. Reich und arm wird in gleicher Weise gerupft. Das Sauerkraut im Grünkramkeller schlug um 50 Prozent auf. Vor dem Hotel „Kaiserhof" stand das Privatauto eines Kurfürstendamm-Kavaliers, der wohl gerade in der Klemme war, und bot Holländern, die dem deutschen Ordnungsstaate unbedingt entfliehen wollten, die Fahrt bis Köln für 25 000 Mark an und machte sie auch. Die Schuhpreise ziehen an. Gutes Hemdtuch ist in der einen Woche von 35 auf 47 Mark für den Meter im Preise gestiegen. Also die Lokomotivführer haben nichts von dem Streik, und wir alle mit ihnen haben an den Folgen zu tragen.

Da Berlin vor der Provinz immer etwas voraus haben muß, gab es hier obendrein noch einen „städtischen" Streik neben dem der Reichseisenbahn. Der Innerberliner, der nicht weit weg im Vorort wohnt, merkte vom Bahnstreik zu wenig, und das ging natürlich nicht. Daß die Briefe von außerhalb ausfielen, daß keine Gelder beim Postscheckamt eingingen, daß Tante Malchen in Ostpreußen sitzen blieb, das war ja noch zu ertragen, also ging man am Sonnabend abend fröhlich wie immer der Saison nach. Man ist in einem Riesensaal auf einem der üblichen wohltätigen Bälle. Mitternacht ist längst vorüber. Die Musik lockt mit dem elektrisierenden Londoner Onestep von Ruby und Jessel, dessen Text uns von den Erlebnissen eines alten Tommy während des Krieges in Paris berichtet:

She said: „Comprenez-vous, papa?"
And he'd say: „Oo-la-la! Wee-wee!"

Es ist ja schon mal so, daß wir Deutschen, nächst den Zigeunern das musikalischste Volk der Erde, uns auf dem Tanzboden mit

dem Abfall der muſikärmſten Nation, der engliſchen, füttern laſſen müſſen. Tſchingtarabum und Nuddelnuddelnutnutnut. Pauke, Xylophon und Kuhglocken, Leierkaſten, Becken. Teufelsgeige. Und alles klingt und klirrt, alles tanzt und torkelt, bis urplötzlich, allen unerwartet, mit einem Schlage die Beleuchtung erliſcht. Die Muſik ſpielt auswendig weiter, um eine Panik zu verhüten. Die tanzenden Paare rempeln ſich und bleiben dann ſtehen, um das Wiederaufflammen zu erwarten — je nun, man kennt doch ſolche Situationen von den Bahnfahrten durch Tunnels her, und man nutzt ſie aus.

Ein Moment Stille. Eine Stimme zirpt: „Karl, biſt du das wirklich?“

Unterdrücktes Kichern rundum. Da ein Tenoriſtenſchrei: „Meine Uhr iſt weg!“

Und nun iſt kein Halten mehr, nun drängt alles entſetzt nach den Ausgängen, in der dunklen Garderobe aber kreiſchen die Hüteweiber, ſie gäben nichts heraus, und es dauert anderthalb Stunden, bis bei herbeigeſchafftem Notlicht alles entwirrt iſt.

Man ſteht endlich draußen auf knirſchendem Schnee. Alles dunkel. Keine Laterne leuchtet. Keine Trambahn fährt. Nun weiß man alſo, daß geſtreikt wird. Man ſtolpert nach Hauſe. Kein Tropfen Waſſer fließt. Kein Gas brennt.

Der ſo überraſchend in der Nacht zum Sonntag hereingebrochene Streik hatte in den Haushaltungen viel Ungemach, in den Krankenhäuſern manchen Todesfall zur Folge, legte einen großen Teil des Berliner Geſchäftslebens lahm, bedeutete Erntezeit für Taſchendiebe und Wegelagerer. An ſich iſt es ja hochpoetiſch, wenn man abends in dem endlich ſtillen Berlin über den endlich weißen Schnee heimwandert, zwiſchen den mächtigen dunklen Häuſerwänden hindurch, aus denen nur hier und da ein karges Lichtchen blinkt. Ganz wie in den Meiſterſingern in der Oper, ſagt man ſich; man iſt ganz in den Zauber eingeſponnen, und ſiehe da, drüben flitzt ja auch Beckmeſſer um die Ecke auf mich zu.

Aber er verlangſamt ſeinen Schritt.

Ich auch.

Er denkt: „Der Kerl da will mir wohl die Uhr klauen!“

Ich auch.

Scheu drücken wir uns aneinander vorbei, die Poesie ist zerstoben. Und bei Tage ist der Ansturm auf die beiden einzigen noch verbliebenen Verkehrsmittel, Untergrundbahn und Autobus, entsetzlich. In der Untergrundbahn werden die Scheiben von der gepreßten, quellenden Menge eingedrückt, Pakete zertreten, Kleider zerrissen, Finger gequetscht. In dem Autobus ist es ähnlich, auf dem Autobus noch trister. Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß: in dem eisigen Winde ist ein Nasentröpfchen zum Stalaktiten geworden, aber die frostklammen Finger können das Schnupftuch nicht angeln. Schön, darüber kann man lachen, wenn man fern von Berlin ein Berliner Allerlei vorgesetzt bekommt. Wer aber nichts zu lachen hatte, das waren die Berliner Proletarier selbst. Überall hatte die Technische Nothilfe nach einigen Tagen schon wieder für den Betrieb der Wasserleitung gesorgt. Nur in Lichtenberg wurde sie von Kommunisten daran gehindert — und so blieb es allein in den östlichen Arbeitervororten dabei, daß frierende kleine Kinder und zitternde alte Weiblein mit Eimern in der Hand viele Straßen weit zu irgendeinem noch nicht vereisten Brunnen trippeln mußten.

Das sei ja heller Wahnsinn, sagen Sie? Wahnsinn — gewiß. Aber auch Methode, jene Methode, wie man am schnellsten ein ganzes Volk dem Ruin ausliefern kann.

9. Februar 1922

22

Große Tage — Wirth stimmt sich selber zu — Mosbacher Aktien — Was ein Küchenchef verdient — „Der gedeckte Tisch" — Die Neureichen und das Theater — Marquis Posa auf der Treppe — Unsere Kunstkritik — Auf dem winterlichen Schlachtensee

Zu den ständigen Berliner Attraktionen neben dem Zoologischen Garten und der Schreckenskammer des Panoptikums zählt in erster Linie auch der Deutsche Reichstag. Besonders an sogenannten großen Tagen, wo alle seine Abgeordneten und

Miniſter faſt vollzählig zu ſehen ſind. Das Dageweſenſein iſt dann einfach geſellſchaftliches Erfordernis. Beim nächſten Vier-Uhr-Kaffee-mit-Schlagſahne läßt ſich ſo ſchön davon erzählen:

„Denken Sie ſich, meine Liebe, wie fabelhaft intereſſant! In der Loge ſaß links von mir ein japaniſcher Botſchafts-Attaché mit Türkiſen-Armband! Und rechts ein Novemberlandrat mit Tätowierung auf der Hand!"

Die Parlamentarier ſind an ſolchen Tagen, wo ſie in ihrem eigenen Reſtaurant kaum Platz finden, ebenſo entrüſtet, wie auf Reiſen im Wagen erſter Klaſſe, wenn Leute mit bezahlter Fahrkarte ſich hereindrängen. Und doch auch wieder ein bißchen geſchmeichelt. Denn ſie machen doch Weltgeſchichte vor den Augen des Publikums. Es geht dabei freilich etwas anders her, als in einem beliebigen Verein, jedenfalls viel ungenierter. In einem Verein darf man doch nicht immer „Hundsfott!" zum Vorſtandstiſch hinüberbrüllen. Und wenn in einem Verein ein Mitglied die Vertrauensfrage ſtellt, geht es in ein Nebenzimmer und wartet dort die Entſcheidung der anderen ab, hier aber hat an dieſem Mittwoch Herr Wirth auch ſelbſt ſeine weiße Ja-Karte in die Urne geworfen und ſich höchſtſelbſt ſein höchſteigenes Vertrauen beſtätigt. So amüſante Sachen erlebt man anderswo nicht.

„Und dann denken Sie ſich, meine Liebe, auf der Rechten ging als einziger Heinze raus, um nicht gegen Wirth mit der Fraktion ſtimmen zu müſſen! Solch ein weichherziger, guter Kerl iſt wirklich nur verſehentlich als Mann erſchaffen, was für eine entzückende, liebenswerte Frau gäbe der doch ab!"

Am ſelben Abend noch ging Herr Wirth zum Diner beim belgiſchen Geſandten und wurde dort lebhaft beglückwünſcht. Er kommt jetzt aus dem Frack kaum mehr heraus, ſo viele diplomatiſche Eſſen und Bälle macht er mit. Manche Mutter heiratsfähiger Töchter mag ſchon ihre Blicke auf den hübſchen rotbäckigen Junggeſellen geworfen haben, der freilich, auch wenn er diesmal noch prolongiert worden iſt, nicht ewig Reichskanzler bleiben, aber jedenfalls nicht arm wie eine Kirchenmaus aus der Reichskanzlei ſcheiden wird. Er hat eine glückliche Hand auch im privaten Erwerbsleben. Er hat ſich kürzlich mit 100 000

Mark an der Gründung der badischen Lokomotivenfabrik in Mosbach beteiligt. Eine gute Sache. Lokomotiven braucht das Reich immer, und daß Gröner aus Feingefühl etwa die Mosbacher zu Lieferungen nicht zuließe, weil sein Chef Wirth daran persönlich interessiert ist, wird jedenfalls an der Börse nicht angenommen. Kurz und gut, die hundert Aktien Wirths sind heute schon 450 000 Mark wert; er hat also in wenigen Monaten mehr als eine Drittelmillion gemacht. Noske und andere Novemberlinge sind ihm in ihrem Bankkonto freilich noch über. Immerhin, auch Wirths Anlagen lassen sich sehen. Solch einen Schwiegersohn gibt es nicht alle Tage.

Wählerisch darf man ja überhaupt nicht mehr sein. Ich kenne ein prächtiges altes Fräulein, eine Lehrerin, die einst in jungen Jahren einen Arzt gern geheiratet hätte. Er sie auch. Aber ihre Mama, die Frau Oberlandesgerichtspräsident, sagte nein. Aber nein! Die Tochter der ersten Dame der Stadt dürfe keinen Arzt heiraten; allenfalls einen Regierungsassessor oder Oberleutnant. Im Laufe der Jahre hat Tantchen Lehrerin die Sache ja verwunden, aber traurig ist es doch. Wenn sie heute selber Mutter einer erwachsenen Tochter wäre, so würde sie vermutlich nicht nur einen Arzt, sondern sogar einen Hotelkoch genehmigen. Denn der Arzt saugt in neun von zehn Fällen heute Hungerpfoten, der Hotelkoch aber kann seine Frau zum Wintersport nach Partenkirchen schicken. Der Küchenchef der Tonndorf-Betriebe, Unter den Linden in Berlin, bekommt neben freier Verpflegung 200 000 Mark Jahresgehalt. Alles, was denen dient, „deren Bauch ihr Gott ist", verdient heute gut. Berlin ist ja, im ganzen genommen, durchaus keine schlemmende, sondern eine arbeitende Stadt. In mancher Kleinstadt wird im Durchschnitt besser gelebt. Aber es sind so viele Fremde da, und schließlich auch noch jene angeschwemmten Zehntausend, die bei dem sinkenden Markkurse das Wort „Spare in der Zeit, so hast du in der Not", längst als veraltet abgetan haben und statt dessen nach der Berliner Lesart eines bekannten Spruches leben:

Glücklich ist, wer verfrißt,
Was nicht zu versaufen ist!

Auf die Kultur des Essens kommt es dabei gar nicht an, sondern auf seinen Geldwert. Bismarck lehnte einmal auf einem diplomatischen Diner mitten im Winter einen Teller wundervoller frischer Gartenerdbeeren ab: er wolle nichts nehmen, was nicht in der Jahreszeit gewachsen sei. Heute versucht man in gewissen Kreisen gerade dadurch zu imponieren. Erdbeeren im Blumentopf sind totschick. Frische Artischocken sind unentbehrlich, Krebse müssen just in den Monaten mit „r" auf den Tisch, obwohl sie ihren feinen Geschmack nur im Sommer haben. Etliche Kunstgewerbehäuser tun allerdings so, als wollten sie ihr neues Publikum wieder ein wenig kultivieren. Das ehemalige Hohenzollern-Kaufhaus in der Budapester Straße, das sich jetzt schlicht republikanisch nach Übermalung des alten Schildes nur noch „Friedmann & Weber" nennt, veranstaltet eine Ausstellung: Der gedeckte Tisch. Für 19½ M. Eintrittsgeld soll man sich dort darüber belehren, wie der feine Mann seine Tafel liebt. Der Hochzeiter mit seiner jungen Frau bei der ersten Einkehr ins eigene Heim. Der Jagdherr mit seinen Gästen. Der rechtgläubige Russe zu Ostern. Die Dame von Welt beim Tee an ihrem Jour fixe. Und so weiter, die Reihe aller derer durch, die in der Lage sind, tüchtig etwas springen zu lassen. Die einzelnen gedeckten Tische mit ihrem zum Teil hübschen Schmuck und gutem Porzellan stehen aber verstreut durch alle vier Stockwerke des Kaufhauses, so daß man sämtliche Säle durchwandern muß und bei hundert anderen Dingen stehenbleibt, und das ist auch der eigentliche Zweck der Übung. Schließlich bleiben Herr Großverdiener und Frau Knallprotz und Fräulein Neureich doch vor dem Lotterbett im ersten Stock stehen, über dem sich ein duftiger Thronhimmel wölbt und an dessen Fußende — ein riesiger drehbarer Spiegel zwischen Messinggreifern hängt. Der alte Sünder Horaz pflegte sein Liebeslager mit Spiegeln zu umstellen. Das galt uns schon als Gymnasiasten, wenn wir im Lessing seine Ehrenrettung nachlasen, im Grunde als gemein und nur aus der Dekadenz der römischen Kaiserzeit erklärlich. Heute steht alles um solch ein Bett bei Friedmann & Weber herum, stundenlang herum, macht Stielaugen und kauft schließlich aus Verlegenheit, nebenbei viel

zu teuer, einen japanischen Morgenrock oder ein Meißner Figürchen. Doch zur Ehre unserer Berliner Kriegs- und Revolutionsgewinnler sei es gesagt: nicht sie in der Hauptsache stehen hier herum, sondern in der Hauptsache Fremde. Italiener, Franzosen, Amerikaner. Auch Zugereiste aus dem Reich, die nachher ihrem Stammtisch vorlügen, daß sie solch ein Bett im Schlafzimmer einer Dame der Gesellschaft gesehen hätten. Wirklich, ein volles Berlin! Dem Stammtisch läuft das Wasser im Munde zusammen.

Man hat geglaubt, unsere Neureichen seien für den schlechten Theatergeschmack von heute verantwortlich. Eine Umfrage bei den Berliner Theaterdirektoren hat das aber nicht bestätigt. Die Herren erklären übereinstimmend, daß sie ein neues Publikum zwar hätten, daß das alte, bildungshungrige, wenn es überhaupt noch komme, auf die billigen Plätze abgewandert sei, aber das neue Publikum diktiere nicht den Spielplan. Es sei völlig unvoreingenommen und nehme dankbar alles hin. Das klingt plausibel.

So können die Leiter unserer Schaubühnen nach Herzenslust experimentieren. Jeßner vom Staatstheater hat's mit der Treppe. Beim „Tell" fing es vor zwei Jahren an. Die ganze Szenerie, ganz gleich, ob See, Rütli, Hütte, Palast: immer nur Treppe. „Durch diese hohle Gasse muß er kommen!" sagt Tell und zeigt auf die Treppe. Auch jetzt bei der Neueinstudierung des „Don Carlos" füllt die pyramidenförmig himmelragende Treppe die ganze Bühne aus. Wenn König Philipp oben steht und zu beiden Seiten, als lange Schenkel des Dreiecks, Stufe für Stufe seine Schergen oder seine Mönche sich aufbauen, so ist das ein Bild, ein eindrucksvolles symbolisches Bild. Schiller ist aber weder Symboliker noch Bildermacher. Sein daherbrausendes W o r t ist seine Kunst. Das ist bei Jeßner Nebensache. Wenn Herr Deutsch, an dem außer dem Namen nichts Deutsches zu entdecken ist, den Posa mimt, so ist das nicht der „sonderbare Schwärmer", sondern ein Volksversammlungs- und Kaffeehausredner wie Erich Mühsam. Aber es ist merkwürdig, wenn auch nicht mehr sonderbar, daß die Berliner Kritik, für die nicht jede Kunst ein Experimentieren, aber jedes

Experimentieren Kunſt zu ſein ſcheint, über die Treppe allmählich ſich in Begeiſterung redet. Jeßner hat ſchon faſt gewonnenes Spiel, nur weil er Niegeſchautes, Niegeſcheites bringt. In der Malerei iſt es mit den Kubiſten, Futuriſten und ſonſtigen Stammlern aus Gehirndefekt ja ebenſo gegangen. Sie wurden von der Kunſtkritik hochgelobt. Wenn ein Beſteller ein ihm ähnliches Porträt verlangte, ſo wurde er für einen ungebildeten Banauſen erklärt, der ſich lieber photographieren und dann übermalen laſſen ſolle; verſtehe er aber etwas von Kunſt, ſo müſſe er damit zufrieden ſein, ſo gemalt zu werden, wie der Künſtler ihn ſähe. Oder noch mehr: ein Bild zu erhalten, das — den Denkvorgang verſinnbildliche, der ſich in dem Maler beim Blick auf das Modell vollziehe. Selbſt wenn nachher nur ein paar Kleckſe und Ringe die Leinwand zieren. Dieſer von der zünftigen Kritik in der Malerei angeſtiftete Maſſenbetrug greift nun auch auf das Theater über. Die Treppe iſt Kubismus ins Szeniſche übertragen. Die Natur zwingt ſich nicht in Treppen. Vielleicht, Gott geb's, erleben wir noch einmal das Ende des ganzen Schwindels. In Ludwig Fulbas „Talisman" wird ſolch Maſſenbetrug geſchildert. Er bricht in dem Augenblick zuſammen, in dem die kleine Einfalt, die Rita, laut loslacht und ſagt: „Der König iſt ja in Unterhoſen!" Unſere Zeit wartet auf dieſes geſunde Lachen, dann iſt der ganze Mumpitz entthront.

Es iſt ſchön, daß man in all der Unnatur in und um Berlin doch noch hin und wieder auf köſtliche geſunde Friſche ſtößt, wenn die Natur ſelbſt uns zu Gaſte bittet. Am letzten Sonntag hatte ſie noch einmal gelockt, mit kniſterndem Schnee und goldener Sonne, ehe die Winterpracht im alljährlichen Matſch ertrank. Alſo hinaus mit der Wannſeebahn bis Zehlendorf, wo es noch Schlitten in den Droſchkenkutſcherremiſen gibt, dann mit Klinglingling in die Weite. Ein Spaziergang über die mächtige Breite der ſchneeglitzernden Havel, die Lungen vollgepumpt mit Sauerſtoff, ein köſtlicher Marſch durch winterliche Wälder zurück zum Schlachtenſee. Unterwegs ein paar Skiläufer, die der Berliner freilich neidlos lieber den Bergen laſſen ſollte, denn hier kriechen ſie doch nur daher wie die Fliegen über den Honig.

Auf dem Schlachtenſee, der eine kilometerlange gefegte Bahn aufweiſt, die Schlittſchuhe untergeſchnallt: hei, nun iſt Neuberlin vergeſſen! Tauſende wimmeln herum und brauchen Kilometer. Einzelne ſtudieren ſich auf den Quadratmeter ab. Viel weibliche Jugend und weibliche Anmut darunter, alſo nicht mehr wie zu Urgroßmutters Zeit, wo der Jüngling zwar Klopſtocks Ode auf dem Eislauf nachleben konnte, die Jungfrau von dieſer „unweiblichen" Übung aber ſtreng zurückgehalten wurde und ſich nur im Schlittenſtuhl ſchieben laſſen durfte. Aber auch hier auf dem Schlachtenſee fordert die Modegöttin ſchon ihre Opfer. Verſchiedene junge Damen erſcheinen mit Knickerbockers, als ginge es zum Watzmann hinauf, mit ganz raffinierten Reithoſen, wenn man ſo ſagen darf. Und ich wundere mich nur, daß am nächſten Tage nicht unter den vermiſchten Anzeigen der hauptſtädtiſchen Lokalpreſſe eine mit den Worten beginnt:

„Jene entzückende Blondine, Sonntags, Schlachtenſee, in grünen Samthöschen . . . ." 16. Februar 1922

23

Cäſar auf der Straße — Geeichte Rektoren — Im roten Räte-Berlin — Akademiſch gebildete Diener — Das Oberlehrerinnengehalt von 780 Mark monatlich — Stiergefechte ſind unmoraliſch — Sechstagerennen — Auktion bei Caſtan

„Der Feldherr... nachdem der Feldherr das Lager erobert hatte . . . . Menſch, ſag doch mal, wie war das bloß . . . nachdem der Feldherr . . ."

Frage und Antwort ſchwirrt hin und her, ich bin gerade bei Schulſchluß am Askaniſchen Gymnaſium vorübergegangen und bin nun umbrandet von dem Schülergewimmel, das den fremden Paſſanten überhaupt nicht beachtet. Der Feldherr, das Lager: aha, das ſind offenbar Tertianer, die Cäſars galliſchen Krieg leſen und ſoeben eine ſchriftliche Klaſſenarbeit hinter ſich haben. Bis ans Ende aller Tage wird ſie Cäſar und der Alte Fritz mehr feſſeln, als Gracchus und Rouſſeau. Die ganze Weltgeſchichte wird ja von Feldherren und Staatsmännern gemacht,

nicht von Sozialpolitikern und Philosophen. Was tut man nur gegen diese in heutiger Zeit fatale Erkenntnis? Die emporgekommenen Schilddürger des Freistaates Thüringen erklären darauf einfach, das Lateinische sei schon in der Sexta durch das Französische zu ersetzen. Dann sind die Jungen in der Tertia vielleicht so weit, daß die Geschichte der Pariser Courtisane Manon Lescaut sie mehr interessiert, als die Geschichte der Römerkriege. In der Reichshauptstadt möchte man den mitteldeutschen Schildbürgern natürlich noch über sein und packt das Problem von einer anderen Seite an, nämlich von der des Lehrpersonals; wie der Herr, so das Gescherr, also wenn man eine knallrote Lehrerschaft hat, dann verschwindet der Militarismus auch unter den Schülern!

Doch was sehe ich da? Die Tertianer haben sich zum Knäuel geballt, die „unnützen" Ranzen fliegen hinaus auf den Asphalt der stillen Halleschen Straße, in wildem Handgemenge balgt sich die ganze Gesellschaft — stolz, bewundert, mit blutigem Ohrläppchen zieht schließlich der Hauptsieger ab. Zum guten Ton in allen Lebenslagen scheint der Pazifismus noch nicht zu gehören.

Aber wartet nur ab, ihr Buben. Ihr sollt noch allesamt zur Völkerversöhnung erzogen werden. In Berlin werden neue Direktoren und Rektoren von den zum großen Teil sozialdemokratischen Bezirksämtern gewählt, nachdem sie vor deren Bildungsausschüssen allerhand peinliche Fragen über ihre pädagogisch-politische Parteistellung beantwortet haben. Vor allem erwartet man von ihnen offene Zustimmung zu dem Programm des berlinischen Unterrichtspapstes Paulsen: Fort mit der Religion, fort mit dem pflichtmäßigen Lernen, nur „Gemeinschaftsstunden" ohne Zwang, Parlamentarismus in der Schule! Wer dazu ja sagt, ist willkommen; darunter eine junge neunundzwanzigjährige Genossin, die einem erfahrenen Pädagogen von 48 Jahren mit Mittelschul- und Rektorprüfung vorgezogen wird. Die nötige Aufsicht darüber, ob die Lehrer auch wirklich eifrig gegen den Völkerkampf wider unsere Landesfeinde und für den Klassenkampf in der eigenen Nation wirken, können die Elternräte übernehmen, und zwar selbstverständlich gegen gute Tagegelder; denn es gibt ja noch immer gänzlich unbeamtete Genossen

und Genossinnen, die noch nicht einen Platz an der öffentlichen Futterkrippe gefunden haben.

Dabei sieht sich die Stadt schon genötigt, an anderer Stelle die Futterkrippe zu verengern. Nachdem der Berliner Bevölkerung durch die Rätewirtschaft beim Berliner Magistrat jährlich so rund 4½ Millionen Mark Kosten aufgebürdet sind, scheint man endlich einzusehen, daß es auf dem bisherigen Wege nicht mehr weitergehen kann. Denn die Betriebsräte waren bisher die eigentlichen Herren. Sie hatten es sich so nett eingerichtet. Jeder städtische Betrieb hatte seinen eigenen Betriebsrat und kümmerte sich weder um die städtischen Körperschaften noch um den Magistrat. Die einzelnen Bahnhöfe der Straßenbahn wurden u. a. als selbständige Betriebe erklärt und durften natürlich einen besonderen Rat haben. So kam es denn, daß Berlin allein von rund 15 000 Betriebsräten kommandiert wurde, welche stattliche Körperschaft dann noch einen Zentralbetriebsrat schuf, dessen Mitglieder überhaupt nichts mehr taten, sondern in luxuriös eingerichteten Büros bei dicken Zigarren die Gelder der Bürger in Empfang nahmen. Der Straßenbahn allein erwuchsen durch ihre 268 Betriebsräte jährlich 750 000 Mark Kosten. Weil es nun beim besten Willen nicht mehr so weitergeht, hat die Straßenbahn den letzten Streik dazu benutzt, mit den Betriebsräten aufzuräumen. Künftig soll es nur noch 30 Räte geben, die jedoch immerhin noch jährlich annähernd 100 000 Mark Sitzungsgelder verschlingen werden. Doch es ist noch nicht aller Tage Abend. Die um ihre Posten gekommenen Räte protestieren energisch, und da in Berlin die behördlichen Klubsessel ebenso wacklig sind, wie die Pedale der Amtsinhaber, so ist ein Umfall des Magistrats und ein Sieg der Betriebsräte nicht ausgeschlossen.

Für Leute, die immer die Augen und das Maul offen haben, ist es heute in der Reichshauptstadt nicht schwer, irgendein Rätepöstchen zu ergattern, daneben noch irgendein vollbesoldetes Amt und schließlich noch gar Arbeitslosenunterstützung. Sogar ein richtiger roter Stadtrat hat sich diese, wie jetzt an den Tag gekommen ist, drei Jahre lang auszahlen lassen. Viel schlechter ist die Konjunktur für junge Männer, die nicht ihr Mundwerk

kultiviert, sondern für ihre gediegene Bildung gesorgt haben. In dem Anzeigenteil der Täglichen Rundschau sucht ein solcher — „akademisch gebildet, Deutsch, Französisch, Englisch, durchaus zuverlässig, bescheidene Ansprüche" — eine Stellung als Diener. Vielleicht erbarmt sich seiner der rote Stadtrat, der Arbeitslosenunterstützung bezieht, und stellt ihn an. Als Stiefelputzer, Diener, Hofmeister, Hauslehrer, Privatsekretär. Er macht sicher alles zur Zufriedenheit, bringt auch wohl dankbar und diskret der Frau Stadtrat den feinen Umgang bei. Als Stubenmädchen aber könnte der Herr Stadtrat vielleicht eine Oberlehrerin von irgendeinem Berliner Privatlyzeum engagieren. Die sind auch akademisch gebildet, haben zum Teil im teuren Auslande ihr Französisch und Englisch erlernt und bekommen jetzt ein Monatsgehalt von 780 Mark. In den nächsten Tagen wollen diese Oberlehrerinnen mitsamt den Lehrerinnen einen Demonstrationsmarsch zum Kultusministerium unternehmen. In Mänteln, die allesamt sicher noch Friedensware sind; denn neben Brot, Margarine, Kartoffeln, Rübenmus, Ersatzkaffee und Kohlen können diese Damen doch schon seit Jahren sich nicht auch noch Kleider kaufen.

Ist die Not also in manchen Kreisen im Wachsen, so nimmt dafür die Moral auch zusehends zu. Man denke, welche Zumutung man den Berliner Behörden gestellt hat: sie sollten einem spanischen Stiergefechtsunternehmen die Veranstaltung einer richtigen Corrida auf dem Tempelhofer Felde bewilligen. Das haben sie abgelehnt. Aus Gründen der Moral, bitte. Die deutsche Volksmoral verabscheue solche Tierquälereien. Woher weißt du, löbliche Behörde? Ich taxiere, wenn diese spanische Arena, mit Fassungsvermögen für 15 000 Zuschauer, errichtet würde, daß dann acht Tage lang hintereinander 16 000 Menschen sich begeistert darin drängten. Es ist sehr bald zwanzig Jahre her, daß ich mein erstes Stiergefecht sah. Ich gestehe, daß ich zuerst enttäuscht, dann angewidert, schließlich hingerissen war. Trotz ihrer langen, fast lanzenartigen Hörner imponierten diese kleinen andalusischen Stiere zunächst nicht, auch nicht die affenartige Behendigkeit ihrer menschlichen Bedränger. Das Spicken der Stiere mit den Widerhaken der Banderillos und mit

explodierenden Feuerwerkskörpern, die noch Brandwunden hinzufügten, war schon ekelhafter; als dann die Picadores auf ihren Schindmähren mit dem verbundenen einen Auge herumgaloppierten und eines der Pferde von dem Stier gespießt wurde, fühlte ich mich elend und bat leise auf Französisch den neben mir sitzenden Artilleriekapitän um einen Schluck Cognac. Aber erhebend war doch in jedem der sechs Akte die Schlußszene, wenn zwischen dem Matador und dem stoßbereit vor ihm stehenden Stier eine Zehntelsekunde über Tod und Leben entschied. Im ganzen: es ist mir schon recht, daß die Berliner Moral das verbietet. Dafür hat sie — das Sechstagerennen der Radfahrer.

Das ist einfach „das" Ereignis der Woche. Schon vor dem Kriege hat man es an derselben Stelle, im Sportpalast mit seiner 160 Meter langen Arena und dem Zuschauerraum für 7000 Personen, gehabt; einmal war sogar der Kronprinz, der keinem Sport fremd blieb, in einer Loge dabei. Auch hier kann man rohes Fleisch sehen. Ein Mensch mit völlig geschundenem Oberschenkel radelt wie besessen. Ein anderer hat ein ganz blutunterlaufenes, verquollenes Gesicht. Das kommt von den Stürzen. Um der Stürze willen kommt der größte Teil des Publikums. Täglich in drei Acht-Stunden-Schichten ist das Haus ausverkauft. Also täglich 21 000, in sechs Tagen 126 000 Berliner sind dagewesen. Die Plätze kosten 50 bis 250 Mark. Namentlich der nächtliche Konsum an schäumenden Getränken ist ungeheuer. Ja, wir sind sehr moralisch — und sehr arm. Dieses 144-Stunden-Strampeln von soundsoviel Paar Beinen auf rasenden Zweirädern ist als Energieleistung natürlich fabelhaft. Im Altertum wollte man Maschinen bauen, die Menschen ersetzen könnten. So ging Gott Vulkan am Arme zweier mechanischer Jungfrauen. Heute macht man Menschen zu Maschinen. In der ungeheuren, nur gespenstisch dürftig erleuchteten Halle, da alles Licht nur auf die Fahrbahn geworfen wird, folgen 14 000 Augen aus brennend heißen Gesichtern der glitzernd bunten Räderschlange, die fast lautlos dahergleitet. Die verschiedenfarbigen Sporthemden, die verschiedenen Nummern lassen uns die Rubrizierung der einzelnen Fahrer zu. Ihre

Beine bewegen sich wie die Pleuelstangen einer Dynamomaschine auf und ab, auf und ab. Immer auf und ab. Häufig sind sie eng beieinander. Wie eine Quecksilberkugel rollt dieser Haufen eilends in die Runde.

Da — da spritzt die Kugel plötzlich auseinander.

In lauter einzelne kleine Kügelchen.

Irgendeiner der Fahrer ist plötzlich in mächtigem Spurt ausgerissen, um die Mitbewerber zu überrunden, diese rasen nach, alles zieht sich auseinander, im Hui flitzen die Farbenflecke, vollkommen wagerecht liegend, um die Kurven. Alle 14 000 Augen kreisen unermüdlich mit, Pfiffe werden laut, hysterische Schreie, wilde Zurufe; Prämien werden ausgelobt, einer setzt „einen Braunen" aus, einer fünf Flaschen Cognac, einer eine Nähmaschine, einer 10 000 Mark, einer eine goldene Uhr, einer eine Guinee. Alles ergreift Partei. Das bißchen Schieberpublikum im Innenraum zählt kaum mit. Die Tausende auf den Plätzen von 50 bis 250 Mark sind echtestes Berlin C., Berlin N., Berlin O. Das hat seine helle Lust an der Ausbeutung der Menschenkraft da unten. Wie gebannt starrt es auf Saldow, auf Bauer, auf Lorenz, wenn sie nach einer Zeit des Bummeltempos plötzlich mit ihren Beinen auf die Pedale loshacken, wie die Nadel einer Singernähmaschine auf die Leinwand. Meine Augen, die schon manches gesehen haben, sind nicht so gebannt. Sie wandern zwischen Mannschaft und Publikum hin und her. O Publikum! Gerade erhebt sich ein Brüllen, als sei ein ganzer Viehzug entgleist. „Schieba! Schieba!" Am wildesten gebären sich einige Gentlemen in feinen Pelzen und mit Brillantringen, die vielleicht schon mal in Monte Carlo gewesen sind, häufiger aber wohl noch „im Alex", dem Berliner Polizeipräsidium. Vor mir sitzt so einer mit einer erheblich auffallenden Begleiterin. Ihr Paradiesvogelschweif wackelt, so energisch winkt sie dem Kellner.

„Kellner! Kellner, bringen Sie meinem Freund endlich die Flasche! Er ist durstig, er kommt gerade aus dem besetzten Gebiet! In Moabit ist nämlich das ganze Kittchen besetzt!"

Man wiehert rundum. Soviel Jahre Zuchthaus sieht man selten beieinander. Das sogenannte bessere Verbrechertum Berlins

hat für nichts so viel Interesse, als für den Radsport, wo er anfängt grotesk zu werden. Gegessen und getrunken wird übrigens nicht nur im Zuschauerraum. Auch unten von den Radlern während der Fahrt. Ihre Wärter reichen ihnen ein Fläschchen, sie leeren es im Weitersausen und werfen es weg. Ist Gefahr im Verzuge, brennt einer der Konkurrenten plötzlich nach vorwärts durch, so werden die Ersatzleute alarmiert — es ist ja ein Mannschaftsfahren, je zwei Radler lösen sich stets ab — und müssen sich einschieben und mit frischer Kraft losflitzen, während der Genosse mit hämmernden Pulsen abfällt und die Koje aufsucht. Er wird bespritzt, massiert, „fit and well" gemacht und dann hingelegt, um alsbald wie ein Toter einzuschlafen. Vor der Koje thront vielleicht eine zärtliche Dame, ganz in Maulwurf oder Hermelin oder gar Zobel und überwacht die Ruhe ihres Champion mit der Miene einer Königin. Manch einer hat drei solcher Königinnen, die sich in Achtstundenschicht ablösen. Dazu kommen noch die Palastdamen zweiten Grades, die Impresarios, die Masseure, die Trainer, die Eunuchen, hätte ich beinahe gesagt: es ist ein richtiger Großbetrieb, solche Aktiengesellschaft, deren Vermögen aus zwei muskulösen Beinen besteht. Da sind auch die Honorare von 100 000 Mark und darüber für sechs Tage nötig. Nur über eins muß man sich wundern. Daß diesen Fahrern, die sechs Tage lang immer in die Runde sausen, immer in die Runde, das Gehirn schließlich nicht zu Buttermilch wird.

Unsere Tante in Ostpreußen kann sich so etwas natürlich nicht vorstellen. Seit fünfzig Jahren kommt sie immer etwa jedes fünfte Jahr nach Berlin und hat immer dasselbe sensationelle Vergnügungsprogramm. Erstens möchte sie ins Café Bauer. Kann sie haben. Zweitens das Aufziehen der Wache Unter den Linden sehen. Das gibt es jetzt nicht mehr. Drittens in Castans Panoptikum. Auch darauf muß sie das nächste Mal verzichten. Dieses große Wachsfiguren- und Raritätenkabinett wird versteigert, weil selbst zu dem billigen Eintrittspreise von 2 Mark nicht mehr genügend Provinzler als Besuch aufzutreiben waren. Der Schuster-Hauptmann von Köpenick, der General de Wet, der Reichspräsident Ebert, der Raubmörder Sternickel,

der Graf Walderſee, der Kapitän Fritz Dreyfus und die vielen anderen, die hier im Laufe von 49 Jahren aufgeſtellt ſind und in wächſerner Glanzloſigkeit daherſtarren, werden in der Mehrzahl von einem Herrn Becker erſteigert. Vielleicht hat er ein Wanderkabinett. Vielleicht macht er Kirchenlichte aus allen den „geſchichtlichen" Männern in Wachs.

Heute werden echte Erinnerungsſtücke verkauft. Eine Generalsuniform Kaiſer Wilhelms I. für 3000 Mark. Ein Richtſchwert, das „nachweislich" 50 Verbrecher geköpft hat, für 4200 Mark.

„Otto, reich' mir mal die Weſte Napoleons her!"

Sie wird befühlt, man prüft das Echtheitsatteſt, man kauft ſie.

Eine weiße Küraſſier-Reithoſe Bismarcks!

Sie wird beklopft, wie Puderſtaub ſteigt Talkum auf. Der Auktionator reißt daran herum.

„Immer noch haltbar!"

Ein Unbekannter erſteht ſie. Wie ein Scherzbold wiſpert, im Auftrage des Herrn Joſef Wirth.

„Wenn ſie man nur nicht zu groß iſt!" ſagt einer.

„Die kann gar nicht groß genug ſein!" lacht ein anderer.

23. Februar 1922

24

Weltgeſchichte der Lüge — Der Kaiſer und Frau v. Rochow — Die Goethe-Rede des Dr. juris — In der Ära Ebert — Wegen Einbruchs geſchloſſen, wegen Kohlenmangels geſchloſſen — Zieh' doch dein Dirndl an — Immer noch Müllkutſcherſtreik — Republikaniſche Titelſeuche — Minna als Nadelkiſſen

Schon um des Titels willen, auch wenn es nachher eine Enttäuſchung ſein ſollte, muß ich mir das Buch von Profeſſor Wolf kaufen, deſſen Anzeige mir ſoeben in die Hände fällt. Es heißt: „Weltgeſchichte der Lüge." Das könnte das erſchütterndſte Werk ſein, das je durch die Preſſe gegangen iſt. Von Eſaus Bruder Jakob und Judas Iſcharioth bis zu Lord Northcliffe und Max von Baden. Iſt denn nicht auch unſer halbtauſend-

jähriges Zollernreich uns einfach weggelogen worden? Wilson log, es gäbe, wenn wir uns der Monarchie entledigten, einen Versöhnungsfrieden mit Deutschland, und am 9. November setzte die deutsche Reichskanzlei den erlogenen Funkspruch in die Welt, der Kaiser habe abgedankt, was in Wahrheit erst nach Wochen geschah, als die Lüge schon alles umgestürzt hatte. Brüchig wurde die Disziplin erst, als wir kaiserlos waren. Alles vorhergehende waren Revolten, die man hätte niedertreten können. Wie wird noch heute das Volk über den Kaiser betrogen! Überall taucht der Klatsch auf, Wilhelm II. wolle bald wieder heiraten. Eine Frau v. Rochow, deren Mann als Offizier im Kriege gefallen sei und zu der der Kaiser schon seit einigen Jahren freundschaftliche Beziehungen unterhalte, sei die Erkorene. Also zunächst: Herr v. Rochow ist nicht im Kriege gefallen, sondern erst im vorigen Jahre gestorben. Weiter: Frau v. Rochow ist eine alte Dame von 62 Jahren. Und drittens: sie kommt als Wirtschaftsführerin ins Haus Doorn, weil die Dame, der dies Amt nach dem Tode der Kaiserin bisher oblag, Frau v. Gontard, mit den verfügbaren verhältnismäßig geringen Mitteln nicht zu arbeiten verstand. Sie konnte ein Haushaltsbuch nicht auf dem laufenden halten. Sie machte Ausgaben ohne Belege. Sie verwirtschaftete so viel, daß mit einer finanziellen Katastrophe zu rechnen war. Das ist alles.

An die Fersen der jetzigen Beherrscher Deutschlands braucht sich die Lüge nicht zu heften. Ihnen folgt nur ein Lächeln. Wir vom alten geistigen Deutschland sind Herabkömmlinge geworden, aber ohne falsche Scham holt sich die Geheimratswitwe Freitags beim Schlächter im großen irdenen Topf die billige Wurstsuppe, und deren Witterung ist besser als die der heutigen republikanischen Emporkömmlinge. Welch erquickender Humor liegt doch, um nur ein Beispiel aus den letzten Tagen zu wählen, über dem Auftreten unseres Reichspräsidenten in der Frankfurter Goethe-Woche! Er hat da natürlich eine Rede geredet. Oder vielmehr abgelesen. Früher machte ihm so etwas der Genosse Ulrich Rauscher, die ehemalige Feuilletongröße der Frankfurter Zeitung und nunmehrige republikanische Exzellenz. Da gab es immer ein schönes Zitat von Uhland oder Keller oder Barbusse, und

da staunte der Laie, wie gebildet unser Fritz Ebert doch sei. Nun ist Rauscher nicht mehr zur Verfügung in Berlin. Aber wozu hat man denn als Reichspräsident seine studierten Leute im Hofstaat? Also da ist — ich wette, er hat die Rede verfaßt — einer darunter, der seinen Doktor juris vor Jahren summa cum laude gemacht hat, der ein trefflicher Jurist und Beamter ist, aber mit Dichtung und Philosophie nicht gerade auf dem Duzfuße steht. Er hat in dieser Rede — Goethe durch Herrn Ebert für Deutschland entdecken lassen. Jenen großen Dichter Goethe, der, wie Fritz Ebert gehorsam vorlas, „bisher nur einem kleinen Kreise von Fachgelehrten und Bewunderern bekannt war"! Und nun grienen sogar die Berliner Volksschüler, die weder zu den Fachgelehrten noch zu einem Grüppchen ekstatischer Bewunderer Goethes gehören, immerhin aber seinen „Erlkönig" oder seinen „Zauberlehrling" und noch manches andere von ihm auswendig kennen, und deren Eltern doch mal den „Faust" oder „Egmont" oder „Götz" im Theater gesehen haben.

Der arme Ebert. Wie er's macht, ist's falsch. Von der leutseligen Badehose an bis zur philosophischen Goethe-Rede.

Nun soll irgendwann einmal ein neuer Reichspräsident gewählt werden, da Eberts Amtszeit verfassungsgemäß schon im August 1919 abgelaufen war. Aber das geht nicht so schnell. Seine — Pensionsansprüche sind noch nicht geregelt, verkünden seine Freunde im Reichstag. Also ein Gesetz darüber ist vorerst nötig. Man kann doch nicht verlangen, daß er, wie es ehemalige Präsidenten in Frankreich oder Amerika tun, einfach wieder seinen früheren Beruf ergreift. Die haben es gut. Die sind meist Rechtsanwälte. Fritz Ebert aber steht im Berliner Adreßbuch von 1914 einfach als „Sekretär" verzeichnet, was beileibe nicht Staatssekretär bedeutet, und hatte damals in Berlin-Treptow, Defreggerstraße 20, eine kleine Wohnung im dritten Stock inne. Das kann man ihm jetzt nicht mehr zumuten, wo er so viele Dante-, Kant- und Goethe-Feiern mitgemacht und so viele vornehme Diplomaten bei sich im Palais in der Wilhelmstraße empfangen hat.

Wenn erst die neuen Geschichtsbücher für die Schule herauskommen, an denen fieberhaft gearbeitet wird, werden wir er-

fahren, wieviel wir dieſer erſten Periode des neuen Deutſchlands verdanken. Nicht nur Friede, Freiheit und Brot zu 13,90 Mark das Stück. Beſonders die Reichshauptſtadt hat einen Rieſenaufſchwung genommen. Sogar ein Bedürfnishäuschen im Tiergarten trägt die Inſchrift:

„Wegen Einbruchs geſchloſſen!"

Die Verſicherungsprämien gegen Einbruchsdiebſtahl ſind überhaupt im ganzen Reiche außerordentlich in die Höhe geſchnellt. Wie ſagte doch Ebert in Weimar? „Wir ſind vom Imperialismus zum Idealismus gekommen, von der Weltmacht zur geiſtigen Größe!" Wir haben nicht nur die Trennung von Schule und Kirche erreicht, ſondern ſogar die Trennung — von Schule und Unterricht. Seit vielen Wochen iſt ein großer Teil der Berliner Schulen geſchloſſen.

„Wegen Kohlenmangels."

Auch jetzt noch, bei 10 Grad Wärme im Schatten; denn es könnte doch mit dem Deubel zugehen, daß es wieder kalt würde. Lehrer und Schüler können bummeln. Unterricht iſt nicht. Alſo auch nicht Goethe. Jedenfalls ſcheint es nicht von Goethe zu ſein, was heute ſchon die Kinder auf den Berliner Straßen trällern:

„Zieh' doch dein Dirndl an
Von Tegernſee,
Daß ich dich küſſen kann
Im grünen Klee!"

wobei es nicht ganz erfindlich iſt, weshalb das Dirndlkleid die Vorbedingung zum Geküßtwerden ſein ſoll. Geht es wirklich nicht ohne? Aber in jedem Tanzcafé ſingen Jünglinge und Mädchen, während ſie wackeln und ſchieben, den Blödſinn herunter, und von dort ſickert er auf die Straße. Hin und wieder hört man ja auch noch richtige Kinderliedchen. Im Oſten: „Ri-ra-rutſch, wir fahren mit der Kutſch", im Weſten: „A Paris, à Paris, ſur mon petit cheval gris". Doch das iſt ſelten. Die „Schlager" ſchlagen alles, ſchlagen auch Poſie und Phantaſie tot.

Alſo das iſt „geiſtige Größe", die wir erreicht haben. Ihr entſpricht alles übrige. Da die Berliner Müllkutſcher ſchon in der elften Woche ſtreiken und die Unrathaufen auf den Berliner

Höfen nicht mehr durch Frost zusammengehalten werden, fließt die bräunliche Tunke daher und bringt die neue Freiheit in guten Geruch. Aber wir kommen auch über diesen Rubikon hinweg, behauptet unser klassisch gebildeter Portier. „Wie schonst der mit Recht so verstorbene Julius Cäsar, wo er die jroße Schlacht jewonnen hatte, rief: Beene wie de Miezel"

In all dem Ungemach dieser Zeit, an dem selbstverständlich nur Ludendorff schuld ist, haben wir aber wenigstens den Trost, daß der einzige üble Paragraph der Weimarer Verfassung, in dem jede Titelverleihung verboten wird, auf allgemeines Verlangen stillschweigend als abgeschafft gilt. So sind die Berliner Landmesser zu Magistratsräten ernannt worden. Das kostet nichts und klingt nach was. Auch hat der Reichsrat allerhöchst entschieden, daß die Apothekerlehrlinge und Apothekergehilfen fortan Apothekerpraktikanten und Apothekerassistenten heißen. Daraufhin ist die Medizin gleich noch einmal so teuer geworden. Schade. Dem hochgebildeten Stande unserer Pharmazeuten hätte ich es eigentlich nicht zugetraut, daß er der Deckung hinter einem hochtrabenden neuen Titel bedarf, der doch genau dasselbe besagt wie der alte. Nächstens wird wohl noch die Zeitung zur Skripturenökonomie und das Tippfräulein zur Konfusionsrätin ernannt, damit die liebe Seele Ruhe hat. Seitdem Pastors Minna laut republikanischem Gesetz nicht mehr Dienstmädchen, sondern nur noch Hausgehilfin betitelt werden darf, dieselbe Minna, von der ich vor Jahr und Tag erzählte, daß sie „als Schokei" auf den Maskenball ging, fühlt sie sich jedenfalls zu Geist verpflichtet. Jockei und Spanierin und Königin der Nacht ist altmodisch. Außerdem kostet das Kostüm leihweise für einen Abend 200 Mark, dazu 1000 Mark Pfandgebühr. „Ick jeh als Nadelkissen!" verkündete am gestrigen Aschermittwoch — in Berlin hört die Saison nimmer auf — die Hausgehilfin Minna. Im vorigen Jahr hat man sie, als sie auf dem Kostümfest des Vereins der Berliner Laternenanzünder als Jockei erschien, zu sehr in die Reithosen gezwickt. Also nun: Nadelkissen. Ihre südliche Rückseite ist fabelhaft gepolstert. Da kann man einen dreizölligen Zimmermannsnagel unbesorgt hineinschlagen.

2. März 1922

25

Verschiedene Nationalhymnen — Großvaters Stulle — Wandervogelwoche — Keine Berliner Studentenspeisung mehr — Reklameausrufer und Schlepper — Hermes und die anderen — Ledebour im Lichterfelder Kreiskrankenhaus

Zu einer richtigen wirklichen Nationalhymne hatten wir es, als das Kaiserreich zerbarst, immer noch nicht gebracht. Und das in dem Lande, in dem seit Simon Dach die wunderherrlichsten Volkslieder und seit Johann Sebastian Bach die herzgewaltigen Melodien nur so daherströmten! Es ist eigentlich eine Schande. Wenn wir Deutschland über alles, über alles in der Welt priesen, so taten wir es nach den Klängen des „Gott erhalte Franz den Kaiser". Und wenn wir das im Grunde ganz undeutsche, dem Lateinischen entlehnte „Heil Dir" — Salve Imperator — dem Herrscher des Vaterlandes zuriefen, so nickten die Engländer uns gönnerhaft zu. Denn das ist ihre Melodie des „God save the Queen" oder, wie die Berliner während des Burenkrieges sangen: „Gott seef' die Kwien mit Schmierseef' und Terpentin!" So recht ins Gemüt ist uns, der Volksgesamtheit, weder die eine noch die andere Weise gedrungen. Das Röslein, Röslein rot, Röslein auf der Heiden ist viel inniger, die Wacht am Rhein viel hinreißender, als Kaiserhymne und Deutschlandlied es je waren. Das Ausland sieht in diesen Dingen klarer. Dort gilt der „Ruf wie Donnerhall" als der richtige wirkliche Sturmgesang der Deutschen, deutsch in Noten, deutsch in Text. So sollte es auch sein. Es gibt nichts geschichtlich Deutscheres als diese Wacht am Rhein, die wir alle Jahrhunderte hindurch, seit den ersten großen Kämpfen mit den eben erst zum Volke gewordenen Franzosen im Jahre 896 nach Christo haben halten müssen. Immer in der Verteidigung, zurückgedrängt von Maas und Schelde, die ehedem rein deutsch waren, betrogen und beraubt um rein deutsche Städte, wie Toul und Verdun, später Metz und Straßburg. Die Marseillaise, der Sambre-et-Meuse-Marsch, auch das „Rule the waves" der Briten sind aufpeitschende Trutzlieder. Unsere Rheinwacht

aber — und gerade darum ist sie so ganz deutsch — ist nicht welterobernd, sondern stemmt nur gegen feindlichen Einbruch die versammelte Kraft.

Und nun wieder die Schande: in der Arbeiterschaft deutscher Großstädte ist dieses Lied heute ganz verpönt, von der neuen Schulobrigkeit wird es auch den Kindern überall verboten, aber — im polnischen Korridor singen es die ehedem preußischen Kaschuben! Singen es sogar, wenn sie polnische Einquartierung haben, diesen polnischen „Brüdern" zum Trotz. Auf dem Asphalt gedeihen derweil bei uns die Gassenhauer. Berlin hat jedes Jahr eine andere Nationalhymne. Die von 1921 hieß:

„Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht?"

Und die von 1922, noch blödsinniger, lautet:

„Wer hat dem Großpapa
Aufs Brot statt der Butter Lanolin geschmiert?"

Unser Jungvolk, soweit es tief innerlich noch deutsch empfindet, wendet sich freilich von diesem Geplärre ab. Da strömen die alten reichen Borne. In Berlin-Wilmersdorf gab es dieser Tage einen — Landsknechtsabend. Man sang die Weisen aus der Zeit unserer fahrenden Gesellen und großen Schlagetote. Man las aus dem „Wallenstein" von Walter Flex vor. Man ließ längst vergessene urdeutsche Schattenspiele über die Leinwand huschen. Das war schön. Das Erträgnis allerdings nur gering: rund 400 Mark Überschuß zugunsten der Jugendherbergen. Die ganze Woche galt diesem Werk, ganz Berlin wimmelte von märkischen Sandalenbeinen, dickgestopften Rucksäcken, zirpenden Klampfen.

Der Laie kann nicht immer entscheiden, ob die Wandervögel „eingetragen" sind oder nicht, ob sie mit oder ohne Ibykus-Kranich am Busen herumlaufen. Was er aber jetzt während der Jugendherbergswoche mit freudiger Genugtuung feststellt, ist der große äußere Unterschied im Bilde der Wandervögel, je nachdem, ob das Thermometer 28 oder, wie augenblicklich, nur 8 Grad Wärme aufzeigt. Die Mädels haben so gesittete Zöpfe, sehen so sauber aus, tragen so wohltuend ganze Strümpfe. Man sieht keine schweißverklebt hängenden Haarsträhnen und keine

zerkratzten Mückenstiche an kahlen, schmutzigen Beinen. Und an den Buben fällt einem nur auf, daß sie zum Teil über die holde Jungenzeit längst hinaus sind, mitunter sogar das schwarzweiße Bändchen im Knopfloch tragen und ständig ruckweise den Kopf in den Nacken werfen. So wie der alte Grieche oder der heutige Anatolier, wenn er „nein!" sagt, was dort nicht durch Kopfschütteln, sondern Kopfbäumen ausgedrückt wird. Unsere Wandervögel aber wollen damit lediglich die rebellischen langen Haare nach hinten werfen, wenn sie immer wieder in die Stirn fallen. Diese Modeverächter huldigen selber einer Mode, noch dazu einer ganz unpraktischen, die sie zudem mit den Modegecken der Tauentzienstraße teilen, nur daß diese sich die Haare beim Friseur glatt anlegen lassen.

Ob die neue Haartracht, in ihrem Widerspruch gegen das militärisch Kurze, den Pazifismus fördern soll? Er wird in der Jugendbewegung auf andere Art sowieso mit ungeheuren Geldmitteln gefördert, die der neudeutsch-republikanischen Propaganda ja reichlich zur Verfügung stehen. Die Hamburger Zeitschrift „Junge Menschen" ist ein solches Organ. Da verkleidet sich der rote Mephisto gemütvoll altdeutsch, bringt schöne Bilder von Schwind, schöne alte deutsche Geschichten, aber immer wieder auch Aufsätze in sozialdemokratisch-pazifistisch-kommunistischem Sinne. Das ist schlimm in einer gärenden Zeit. Die wirkliche Jugend „merkt den Teufel nie und wenn er sie beim Kragen hätte". Sie fällt auf den angeblichen Idealismus, auf den Kampf gegen Altes und Erstorbenes immer wieder herein, auch wenn er in Wahrheit Materialismus ist, Kampf gegen jede Wiedergeburt im Sinne der Jugend von 1813. Schon finden sich als Ehrenpräsidenten Leute, die niemals jungnational waren, immer nur die ihnen Anvertrauten in den Klassenkampfpferch hineinführten. Auch an der Spitze der Berliner Jugendherbergswoche steht der sozialdemokratische Stadtschulrat Paulsen. Die praktische Arbeit, die Schaffung der ersten Berliner 70 Herbergsbetten, ist dabei gar nicht sein Verdienst. Das sind freie Gaben.

Die Stadt Berlin selbst ist filzig geworden, weil sie sparsam sein soll; sie wirft immer noch ungeheure Summen für Arbeiter-

räte hinaus und für sonstige überflüssige Leute in Sinekuren, aber die große Studentenspeisung von täglich rund 2000 armen Berliner Musensöhnen, oft deren einzige Tagesmahlzeit, geht am 1. April ein, weil Berlin den Zuschuß von annähernd 2 Mark für jedes Mittagessen nicht mehr zahlen will — eine Lapalie von, die Ferien abgerechnet, noch nicht ganz 12 Millionen Mark jährlich. Da kostet ja schon der Betrieb der zahlreichen Dienstautos für die roten Stadträte und Stadträtinnen im Jahre erheblich mehr.

Glücklich der Student, der noch ein Elternhaus hat, das in einer Universitätsstadt steht. Da hat er doch seine Bleibe und sein Essen, und wenn es knapp wird, kann er sich durch Nebenverdienst helfen. Aber im Hauptverdienst sich allein durchzubringen in einer fremden Stadt, ohne helfende Verwandte, ist für unsere jungen Leute heutzutage ein Ding der Unmöglichkeit. Im alten sogenannten lateinischen Quartier, Gegend Artilleriestraße, steht allabendlich ein Student als Reklameausrufer. Drei Stunden lang schnarrt er unermüdlich die Adresse eines Lokals in der Nebenstraße herunter und rollt die Konsonanten so, daß lachend die eine oder andere Bummelgesellschaft tatsächlich den Weg nach der empfohlenen Kneipe einschlägt. Dafür darf sich der junge Mann einmal täglich dort satt essen. Das ist noch ein sehr anständiger Beruf. Aber auch unter den Schleppern, die nächtlicherweile irgendeine üble Stätte empfehlen, befinden sich der Philologe, der des Rechtes oder der Medizin Beflissene. Einen traf ich im Westen in der Joachimsthaler Straße, wo nachts so um 3 oder 4 Uhr Zuhälter und Elegants, nicht voneinander zu unterscheiden, durcheinanderfluten, wie er von der Menschheit ganzem Jammer gepackt seine Verzweiflung mit Galgenhumor hinausschrie. Er aß eine Schrippe mit Kaiser-Jagd-Wurst — „Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Wurst", sagt der Berliner — und sang in den Kaupausen mit hellem Tenor: „Bin ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell — was küßt mich die Dirne so traut?" Der hat sicher auch irgendwo in der Kleinstadt eine sorgende Mutter, die nicht ahnt, was Berlin ist, das Berlin nach 1918, und die getröstet ist, weil ihr Junge „als Reklamechef für ein großes

Unternehmen" sich den Lebensunterhalt verdient. Um zu werden, was der Vater war und wie er war: ein hochgebildeter Mann, ein pflichttreuer Beamter, ein angesehener Staatsbürger.

Die Mutter darf guten Mutes sein. Wer sich so durchringt, der wird wetterfest. Auch wenn er Scheffelsche Lieder vom Rhein und vom Wein nicht singen mag, weil ihm selber der grüngoldene Römer nie in den Händen blinkt, wird er sich in der „unwürdigen" Gelegenheitsarbeit der Großstadt sein fröhliches Jungenherz bewahren. Man braucht heute nicht mehr nach Neuyork, um Tellerwäscher zu werden. Wir selber sind schon ganz amerikanisch geworden. Auch darin, daß der politische Schieber, der „Boß", bei uns die größte Rolle spielt. An jenem Studenten fahren und torkeln nicht nur Ausländer vorüber, sondern auch deutsche Novembergrößen. Von dem kommunistischen Abgeordneten Reich, dem Vorsitzenden des Reichsbundes der Vorbestraften, wird gerade eben in der Presse erzählt, wie er als Organisator „polizeisicherer" nächtlicher Orgien auftritt. Und die rote Linke wiederum trieft von sittlicher Entrüstung, weil ein Koalitionsgenosse aus der Zentrumspartei, der Ernährungsminister Dr. Hermes, im vorigen Frühling auffällig billig 110 Flaschen Wein vom Trierer Winzerverein bezogen habe, zu 3 Mark statt etwa 45 Mark die Flasche, wofür er sich durch eine amtliche Mehrzuweisung von rationiertem Zucker erkenntlich gezeigt habe. Hermes klagt. Wegen Verleumdung. Also das Gericht wird entscheiden. Ganz abgesehen davon hat aber die Öffentlichkeit wohl ein Recht zu der Frage, woher die sittliche Berechtigung der Ankläger zu ihrer Entrüstung stammt. Ist es doch in unserer jungen Republik bei den koalierten Regierenden überhaupt Mode gewesen, sich „billig einzudecken". Der Demokrat Schiffer hat sehr billig, gegen eine lächerliche Anerkennungsgebühr, als er nicht mehr Minister war, einen völlig ausstaffierten Regierungspalazzo bewohnt. Der Sozialdemokrat Scheidemann hat für wenige hundert Mark königliche Möbel entlehnt. Der Unabhängige Simon, einst kurze Zeit preußischer Finanzminister, hat um ein Spottgeld dem königlichen Keller die besten Kabinettsweine entführt, darunter alte Steinberger Jahrgänge, hat es auch im

Landtag offen zugestehen müssen und sich nur damit entschuldigt, daß er sie „zur Repräsentation" nötig gehabt habe.

Natürlich, es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Sogar die Deutschnationalen haben, obwohl sie es als Opposition gar nicht nötig hätten, Herrn Fritz Ebert wiederum einstimmig eine Gehaltserhöhung mitbewilligt, weil man schließlich nicht verlangen kann, daß er noch in der Gastwirtsschürze herumläuft. Nur sollen die Leute dann nicht über ihre Verelendung zetern und über die Schlemmerei einzig und allein der „Burschasie". Sie verstehen — auch zu leben. Und gar nicht so schlecht. Dieser Tage wurde der unabhängige Abgeordnete Ledebour in Berlin, als er die Straße kreuzte, von einem Radfahrer angerannt und brach sich den Unterschenkel. Er ließ sich in das Lichterfelder Kreiskrankenhaus fahren. Bei der Aufnahme wurde er gefragt, in welche Klasse er wolle. Da hob er mit unnachahmlicher Bewegung seinen weißumbuschten Komödiantenkopf und rief: „Klasse? Was soll das heißen?" Nun, es gäbe eben verschiedene Klassen; erster läge man allein, zweiter läge man zu zweit oder zu dritt in einem Zimmer, dritter mit vielen in einem Saal; auch Einrichtung und Verpflegung seien verschieden. „Also erster!" befahl Ledebour. Sicherheitshalber bedeutete man nun dem proletarischen Führer, das sei sehr teuer, das koste täglich 130 Mark und auch sehr angesehene Leute lägen zweiter. Worauf der unabhängige Abgeordnete die Unterredung mit den Worten schloß: „Das ist mir einerlei, der Kostenpunkt spielt keine Rolle!" 9. März 1922

26

„Aoh, die Zuchthaus" — Die Republik macht Märtyrer — Das schwarzweißrote Richtfest — Museum im Schloß — Eitel-Friedrich und Frau — Nur noch halbnackt — Die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler — Wissen Sie schon?

Bei Tisch in einer größeren Gesellschaft saß neulich links von mir eine junge Dame aus England. Offenbar guter Leute Kind. Aber was kann man heute wissen? Es wurden, nach-

dem man bei Wein und Braten in aufgeräumte Stimmung gekommen war, Früchte gereicht, und da platzte sie fröhlich heraus:

„Aoh, das ich habe gepflückt in London in die Zuchthaus!"

Wie die Pest brach da plötzlich Totenstille aus. Man hat sich ja schon an allerhand gewöhnt, auch der eben erst erledigte Braunschweiger Ministerpräsident, der rote Oerter, hat ja unter seinen Vorstrafen etliche Jährchen Zuchthaus, aber nun dieses Mädchen der ersten Kreise, nicht etwa deutsch-republikanischer Kreise — kurz, man schnappte nach Luft. Bis im nächsten Augenblick ebenso schnell den Umsitzenden der Sinn aufging: die Eltern der jungen Dame „züchten" daheim in ihrem — Treibhaus solche Früchte. Wie mit Blut übergossen, weil eben erst von allen Seiten ganz entsetzt angestarrt, fragte die Miß verschüchtert: „Aoh, was das meint in Deutsch, die Zuchthaus?" Und eilfertig bemühen wir uns um die Erklärung.

Neben der offiziellen läuft eine inoffizielle her. Ganz Deutschland ist heute, man kann es so oder so nennen, ein Zuchthaus oder ein Treibhaus. Man züchtet Märtyrer der monarchischen Idee, das Dümmste, was die Republik tun kann. In Berlin-Zehlendorf wird ein Fest mit Aufzug aller Schulen gefeiert. Die Fahne einer Volksschule, seit Jahrzehnten in Gebrauch, zeigt Stickerei — und noch dazu nur auf einer Seite — auf schwarzweißrotem Grunde. Der einzige sozialdemokratische Lehrer der Gemeinde erhebt Protest; fahnenlos und verbittert ziehen nun die Kinder einher. Am letzten Sonntag beteiligte sich eine Gruppe vom Verbande der nationalgesinnten ehemaligen Soldaten an einer Riesendemonstration des Mittelstandes im Berliner Lustgarten und marschiert mit ihrer schwarzweißroten Fahne nachher heim; die Polizei veranstaltet eine Jagd auf sie, der Fahnenträger wird mit Gummiknütteln niedergeschlagen. Und das alles unter der „freiesten Verfassung der Welt", die selbstverständlich auch nur amtlichen Stellen die Führung bestimmter Flaggen vorschreiben kann; sonst kann doch jedermann mit jeglichen ihm angenehmen Farben herumlaufen — ob mit Sowjetstern oder mit Orleanslilien, das geht gesetzlich keinen Menschen was an.

Und nun gar jetzt die Affäre in dem Lichterfelder staatlichen Erziehungshaus, der ehemaligen preußischen Hauptkadettenanstalt! Es ist eine Roheit sondergleichen, wenn man etwa einen strenggläubigen Juden zwingt, Schweinefleisch zu essen. Auf ungefähr derselben Stufe der Gesittung aber steht es, wenn man den früheren Kadetten ausgerechnet einen Herrn Krakauer, genannt Carsen, zum Direktor gab, der sie in einen „Freiheitstaumel" versetzen sollte und denn auch tatsächlich binnen wenigen Monaten, bis er abberufen werden mußte, die alte straffe Disziplin völlig ruinierte. Nun setzt man den an männliche Leitung gewöhnten Kadetten, nachdem sie außer Rand und Band geraten sind, republikanische Aufsichtsdamen hin, die sich nicht immer richtig zu benehmen wissen, die die jungen Leute bespitzeln und ostentativ reizen. Die eine, Frau Sorge, nennt die Primaner nicht „Sie", sondern „Ihr" und ranzt sie an, bleibt auch während der offiziellen, vom Kultusministerium angeordneten Reichsfeier am 18. Januar beim Singen des Deutschlandliedes, bei dem sich sogar sozialdemokratische Angestellte erheben, allein sitzen. Nun geraten die zwanzigjährigen Jünglinge natürlich in Weißglut. Daß junger Most sich oft „absurd gebärdet", wissen wir; es ertönen Spottlieder auf Frau Sorge, man nennt sie, ohne Grund natürlich, „das abgetakelte Verhältnis von Fritz Ebert" — und da hat die Behörde ihr Stichwort: die sittliche Unreife der Primaner liegt klar am Tage, ihrer 42 werden in einer summarischen Massenmaßregelung hinausgeworfen, am Donnerstag früh mußten sie die Anstalt verlassen, und die zum Teil von ihnen bereits bestandene Abschlußprüfung wird für ungültig erklärt. Neue Märtyrer. Nicht einmal des monarchischen, sondern des nationalen Gedankens, des alten straffen Deutschlands. Haben die Herren wirklich keine Ahnung, was ihnen in diesem gepeinigten Geschlecht heranwächst? In den Berliner Schulen wird jetzt, obwohl Elternhaus und Lehrerschaft zurückhaltend bleiben und eher warnen, die Republik so heiß gehaßt wie sonst nichts in der Welt. Ein Bekannter von mir, der selber seinen Kindern dauernd Ruhe predigt, kommt dieser Tage unvermutet früh nach Hause. Die Tür zum Wohnzimmer ist halb geöffnet. Das Grammophon

schmettert: „Aufziehen der Schloßwache in Berlin.“ Ausgerichtet, die Hand an der Hosennaht, stehen die drei Kleinen da, der Vorschüler, der Sextaner, der Quartaner, und starren stramm in die Trompete. Der Große, der Untersekundaner, steht zur Seite. Nun erdröhnt der Tritt der Grenadiere aus dem Apparat, nun geht die Musik zum „Heil Dir im Siegerkranz“ über. „Auf die Knie, ihr Hunde, wenn dies Lied ertönt!“ ruft da der Große seinen Brüdern zu, und helle Tränen laufen ihm über die Backen. Was meinen Sie, Herr Hoffmann, Herr Hänisch, Herr Boelitz: Ist der Geist von Potsdam durch Relegation von 42 ehemaligen Kadetten wirklich zu ertöten?

Manchmal wird selbst den Sozialdemokraten vor der Entwicklung angst und bange. In der ehemaligen Kaiser-Franz-Grenadierkaserne in Berlin ist der Stall zu einem Wohnhaus umgebaut worden. Beim Richtfest hißt der Polier — man staunt: ein Maurerpolier — eine schwarzweißrote Fahne. Die Arbeiter aber machen vergnügt weiter mit, protestieren nicht und streiken nicht. „So is et doch imma jewesen!“ sagen sie. Die sozialistischen Größen aber zetern, diese Leute hätten ihr Erstgeburtsrecht, das Klassenbewußtsein und den Klassenstolz, verraten.

Sie denken nicht daran. Nur imponiert ihnen das Schwarz-Rot-Gold und die ganze Republik schon längst nicht mehr, denn sie haben davon eine wesentliche Besserung ihrer Lebensverhältnisse erwartet, und das erweist sich als Täuschung. Es geht ihnen zwar im Verhältnis lange nicht so schlecht wie dem gebildeten Mittelstand, aber jedenfalls trotz hoher Löhne schlechter als unter dem Kaiserreich. Die Preise laufen schneller als die Löhne. Alte Erinnerungen bohren unablässig:

„Als ich Soldat war, kriegte ich nur 28 Pfennig täglich, aber dafür gab es zwei große Glas Bier und ein Ende Wurst!“

Wenn solch ein Mensch am Nationaldenkmal des alten Kaisers vorübergeht und sieht, daß da dem einen der großen bronzenen Ecklöwen der halbe Schwanz abgeschlagen ist, dann schämt er sich. Drüben im Königlichen Schloß, das jetzt in ein kunsthistorisches Museum umgewandelt wird, stauen sich

Sonntags die Massen. Die Glaskästen mit zierlichen Schmiedearbeiten, die kostbaren Gobelins, die alten Pokale und die übrigen Museumsherrlichkeiten interessieren diese Leute wenig. Sie wollen sehen, „was von Kaisers nachgeblieben ist". Und wenn der Führer eintönig ein Möbelstück mit eingelegten Hölzern erklärt und leidenschaftslos eintönig hinzufügt, hier diese Ecke sei während der Revolution abgeschlagen und wohl als Andenken mitgenommen worden, sagt eine ganz schlichte Arbeiterfrau neben mir empört:

„Mit die Köppe sollte man se immer an die Wand schlagen, bis kein Kopp mehr da ist!"

Ich bin der Frau und ihren zwei Kindern unbeachtet und unerkannt — es war am vorigen Freitag — dann nachgegangen bis oben zum Weißen Saal, den man am wenigsten verändert hat und der noch immer überwältigend wirkt. Vor einem der Fenster mit ihren wundervollen alten Glasmalereien standen die drei und buchstabierten mühsam eine Inschrift von 1620:

„Hetend wir alle einen gloubenn
Gott vnd den gemeinen nutz vor ougen
Gut fründ vnd recht gericht
Ein elle maß vnd gewicht
Ein müntz vnd gut gält
So stünd eß besser in der Wällt."

Lasen es und seufzten so recht von Herzen. Und gingen dann in der weißgolden glitzernden Pracht des Saales an den marmornen Zollernkönigen vorüber, blieben vor dem purpurnen Thronhimmel stehen, unter dem heute gähnende Leere klafft, und seufzten wieder. Auch solche Kinder werden nicht als Triarier der Republik erzogen.

Es nützt nichts, daß man sie gelegentlich mit erlogenem Klatsch gegen das Königshaus aufzubringen versucht. Jetzt wieder mit dem angeblichen Ehebruch der Prinzessin Eitel-Friedrich. Daß der Prinz und seine Frau, zumal, da sie kinderlos geblieben sind, nicht das höchste Glück errungen haben, weiß man. Er ist durch und durch Soldat. Sie hat nur künstlerische

Interessen. Als beide von der Hochzeitsreise zurückkamen und auf dem Potsdamer Bahnhof von einigen Herren des 1. Garderegiments zu Fuß erwartet wurden, lief Prinz Eitel-Friedrich mit ausgebreiteten Armen auf sie zu und rief: „Endlich wieder die alte liebe Uniform!" und trat begeistert am selben Tage den Dienst wieder an. Seit dieser Szene heftet sich der Klatsch an die Fersen des prinzlichen Paares. Aber mit Klatsch sind wir so übersättigt, wir glauben nicht mehr daran. Der Berliner ist helle geworden, er glaubt nur noch, was er sieht, und da hat er genug zum Augenaufreißen.

Noch immer gilt für unsere Zeit das Wort: le roi s'amuse. Nur daß unsere ehemaligen Könige sich weniger amüsierten als die Könige von heute, die Geldverdiener. Noch immer ist, wenn auch nicht mehr das völlig Nackte, so doch das Halbentblößte der Trumpf öffentlicher Vorführungen, soweit die Amüsierwelt sie besucht. Die blödesten, oft sogar in Paris durchgefallenen französischen Stücke halten sich in Berlin, sofern sie auch nur eine einzige verfängliche Szene haben. Warum laufen die Leute zur „Madame Chic" eigentlich hin? Nur deshalb, weil die Darstellerin einmal hinter einem sehr durchsichtigen Wandschirm ihre Konturen im Schattenrisse sehen läßt, dann einen Hermelinmantel umwirft, lose umwirft, vor den Wandschirm tritt und bei der Verbeugung — wieder etliches sehen läßt. Gutes Publikum geht da überhaupt nicht mehr hin. Auch gebildetes nicht mehr. Da lohnt es sich schon eher, das sogenannte Naturballett „Im Venusberg" sich anzusehen, das zur Tannhäuser-Musik über die Bretter des Apollotheaters, einer Variétébühne, wirbelt. „Alles prima Natura," sagte man in den Vorjahren, wenn gänzlich Entblößtes geboten wurde. Nun ist man — auch der tollste Taumel hört einmal auf, wenn der Ekel beginnt — wieder zu ein bißchen Gewand und Schleier zurückgekehrt. Sogar die Truppe der Celly de Rheydt tanzt im „Schwarzen Kater" in der Friedrichstraße so. Was insgeheim in Berlin noch allnächtlich zu sehen ist, weil valutastarke Ausländer unsere Verlumpung bezahlen, davon will ich gelegentlich nächstens erzählen, in der Öffentlichkeit aber werden wir wieder etwas sauberer. Das Ballett aus dem Venusberg

iſt ſchlechthin ſchön. So mochte Richard Wagner im lockenden Tongewoge es ſich gedacht haben. Die ruhende Göttin in klaſſiſcher Nacktheit wenigſtens des Oberkörpers hat nichts Aufreizendes, der bacchantiſche Tanzrauſch um ſie herum entzündet nicht die Sinne, das Ganze iſt ein reiner Kunſtgenuß — wenn man ſich das alles in eine Tannhäuſer-Aufführung hineindenkt. In der Großen Oper wäre man begeiſtert. Daß aber nur dieſe eine „Nummer" aus dem Wagnerwerk herausgehoben und auf dem Variété nach Groteskkomikern und vor Parterreakrobatik gegeben wird, das eben iſt das Schlüpfrige daran. Auch in der „Weißen Maus" tanzt Lola Bach, die in erſter Inſtanz zu Gefängnis Verurteilte, allabendlich munter weiter, und die Geſchäftsreiſenden aus dem Reiche, die ſich das anſehen, ſind enttäuſcht: für ſie haben Lolas Mädchen zuviel an. Jene Saiſon, die während der großen franzöſiſchen Revolution mit dem Umzug der nackten Göttin Vernunft anhub, neigt ſich anſcheinend auch im revolutionierten Deutſchland dem Ende zu. Ich glaube freilich noch an keine ſeeliſche Läuterung bei uns. Aber das Geld wird knapper, und die Polizei wird allmählich ſchärfer.

Das Phantaſtiſche hat bei uns mehr denn je ſeine Freunde, auch der Trickfilm hat das Publikum dazu erzogen, und da E. Th. A. Hoffmann, der Geſpenſter-Hoffmann, neuerdings nicht nur Mitfühlende findet, die ſeinen „Erzählungen" in Offenbachs Vertonung gern lauſchen, ſondern ſogar wieder Leſer, iſt das Theater in der Königgrätzer Straße auf eine großartige Idee gekommen. Seine Direktoren Meinhard und Bernauer haben ein Trickſtück geſchrieben: „Die wunderlichen Geſchichten des Kapellmeiſters Kreisler." Mit Muſik von Reznicek unter Benutzung von Motiven aus Hoffmanns „Undine" und Mozarts „Don Juan". Mit Tanz, Geſang, Marionetten, Zauberei, mit entzückenden Biedermeierbildern und Biedermeierſentimentalität, mit großen Geſellſchaftsauftritten und auch ſchauerlichen Deliriumsphantaſien, mit einem Vorſpiel und nicht weniger als 42 aus dem Dunkel aufleuchtenden Szenen, deren ſchneller Wechſel durch eine — Sechsteilung der Bühne ermöglicht wird. Wir haben zwei Etagen mit je drei Zimmern vor uns. Nur ein Bühnchen ſteht aber jeweils im harten Scheinwerferlicht, und

rundum ist tiefe Nacht, so daß man sonst nichts sieht, für große Auftritte und große Balletts aber dreht sich wieder die Vollbühne her. Atemlos folgt man der ganzen Hexerei, wird man hin und her geschüttelt zwischen Bildern von erlesener Lieblichkeit und spukhaftem Grauen. Meinhard und Bernauer haben auf einen Schelmen anderthalben gesetzt. Wurde bisher das Theater verfilmt, so vertheatern sie den Film. Man sitzt wie vor der Flimmerleinwand, wenn hoch oben links oder rechts die Szene spielt: endlich ein ganz lebendiger Film, mit wirklichen redenden Menschen, farbig, ohne Gezitter, gelegentlich ruhig ausatmend in reinste, holdeste Poesie. Ich bin erst in der 31. Vorstellung des wunderlichen Kreisler gewesen. Sie war genau so pfropfenvoll wie die Premiere, und dabei kostet der Platz im ersten Parkett doch 250 Mark. Man wundert sich über nichts mehr, pflegen wir zu sagen. Aber die Preise sicher nicht. Aber über die Kühnheit dieser ganz neuartigen Aufführung spricht Berlin nun schon seit einigen Wochen. Endlich einmal etwas Nichtdagewesenes.

Und nach dem Theater geht man in den Lutterschen Weinkeller, in dem vor einem Jahrhundert dieser E. Th. A. Hoffmann selber so oft saß, launig erzählte oder von Dämonen gepeitscht wurde, und findet dort noch einen 1893er Rüdesheimer, den es anderswo in der Stadt nicht mehr gibt. Allerdings zu „zeitgemäßen" Preisen. Und dann spricht man Zeitgemäßes, was heutzutage immer mit den Worten anfängt: „Wissen Sie schon die neueste Geschichte von Frau Ebert?" Das sind natürlich alles erfundene Geschichten, die auf alle Emporkömmlinge passen, und Frau Ebert kann man wirklich nichts nachsagen. Aber eine davon ist wirklich nett und verdient es, Kindern beim ersten französischen Unterricht zur Belebung erzählt zu werden. Also bei Eberts ist Ball für die diplomatische Welt. An die Wand lehnt sich, ohne zu tanzen, Herr v. François.

„Nun, Herr v. Frankoa?" sagt Frau Ebert.

„Verzeihung, Exzellenz, ich habe ein Cedille unter dem c," antwortet Herr v. François.

Worauf Frau Ebert — natürlich könnte man auch Frau

Neureich oder Frau Großverdiener sagen — ihn bedauernd auf die Schulter klopft:

„Ja, wenn Sie etwas unterm Zeh haben, dann können sie freilich nicht tanzen!“ 16. März 1922

27

„Das ist das Ende“ — Friedensvertrags-Ausstellung — Presse-wettbewerb um nationale Verlumpung — „Strelna“ — Fürstliche Musiker für Schieberpublikum — Bei der Hellseherin — Sie kleiner Schäker — Bierabend bei einem Regierenden — Zwei Berliner Wunder

„Das ist . . . Das ist . . .“ — lallt keuchend, taumelnd, verstört der Kapellmeister Kreisler, als die Illusionen zerstieben und der phantastische Roman mit Julia, Euphemia, Donna Anna zerbricht. „Das ist . . . Das ist . . .“

„Das Ende!“

Hart wie Peitschenschlag kommt die Antwort. Von dem Dämon in der Maske Cyprians. Ein Grauen packt den Zuschauer im Theater der Königgrätzer Straße, wenn er die „Wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler“ oder vielmehr die wundersamen Gesichte, die so viel Liebliches und rührend Zartes bringen, so zuckend abreißen sieht. Jetzt ist das Grauen auch draußen im Leben mitten unter uns getreten. In der Reichshauptstadt mag man noch so still für sich dahinwandeln, man stolpert doch immer wieder über die Politik; man begegnet Abgeordneten, Finanzgrößen, Diplomaten, Industriekapitänen, man hört an allen Ecken die Sensationsüberschriften der Zeitungen ausrufen, man spricht mit dem oder jenem London-, Cannes- oder Genuafahrer. Da: ein Donnerschlag! Alle Seifenblasen platzen, alle Illusionen sind dahin. Die Entente erklärt, daß sie fortan — und damit ist Deutschland als souveräner Staat zerbrochen — die Finanzkontrolle bei uns übernimmt. Die Steuern werden auf Befehl in dem befohlenen Umfange in der befohlenen Frist erhoben, zunächst ein „Zuschlag“ zu den eben im Reichstag beratenen in Höhe von 40 Milli-

arden Mark bis zum 31. Dezember dieses Jahres. Wieviel Beamte im Reich oder im Bundesstaat oder in der Gemeinde angestellt werden und was sie als Gehalt bekommen, das bestimmen nicht unsere „souveränen" Parlamente, sondern die Reparationskommission als unser Herr. Sollen Schulen und Universitäten eingehen: wenn es befohlen wird, wird es gemacht. Um die befohlenen Steuern aufzubringen müssen wir ausverkaufen. Unsere Bergwerke, Fabriken, Güter, Wälder, Hotels und sonstige „Sachwerte" gehen zu großem Teil in fremde Hand über. Die Papiermark stürzt. Die Teuerung rast steil empor. In dieser Sintflut von Papier werden wir bald mit Nägeln und mit Zähnen um den letzten trockenen Platz kämpfen müssen. Eine Arbeitslosenunterstützung verbietet die Entente. Noch in diesem Jahre wird die Flut auch die bisher gesichertsten Bollwerke, die der arbeitenden Lohnempfänger, hinwegschwemmen.

Das ist . . . das ist . . . das Ende.

Wir gehen, scheint es, alle hundert Jahre durch solch eine harte Schule, in der wir „Versöhnungspolitik" erfahren. Diesmal ist es härter denn je. Vielleicht können wir dummen Deutschen wenigstens diesmal bis zur Reife geschult werden. Noch wissen die wenigsten von uns, was der Versailler Friedensvertrag bedeutet, den unsere Staatslenker der Nachnovemberzeit unterschrieben haben, um von dem Londoner Ultimatum nicht erst zu reden, um dessen „Erfüllung" sich wiederum diese Herren so angestrengt bemühten. In Berlin zeigt gegenwärtig die Liga zum Schutze der deutschen Kultur eine Ausstellung über die unheimlichen Wirkungen des Schmachdiktates. Diesmal hatte nicht Berlin die Premiere. Anderswo war man schon früher klug geworden. Schon in mehr als 40 deutschen Städten ist die Ausstellung gewesen. Ihre Zahlen und ihre graphischen Darstellungen sind einwandfrei und unwiderleglich und rein sachlich; von jeder Parteipolitik, von jeder agressiven Spitze hält sie sich fern. Vor allem strömt natürlich die Jugend hin. Aber auch Leute, jedes Alters, jedes Standes, sogar zahlreiche Ausländer, besonders neutrale, sieht man zur Wilhelmstraße 34 pilgern. Alles ist aufs tiefste erschüttert.

Da fingen kommuniſtiſche und unabhängig-ſozialdemokratiſche Blätter an zu ſchimpfen. In der Wilhelmſtraße wüchſe Nationalismus empor. Das durfte nicht ſein. Immer hübſch demütig vor der Entente! Dann ſchloß ſich auch der Vorwärts dem Chorus an und ſchimpfte mit. Man lud Abgeordnete der Mehrheitsſozialdemokratie und Gewerkſchaftsführer zur Beſichtigung ein — ſie möchten ihre Beanſtandungen kundgeben. Sie fanden nichts. Ja, warum denn dann der Vorwärts tobe, wurden ſie gefragt. Und ihre Antwort, dreiſt und maſſenfürchtig, lautete:

„Nachdem Rote Fahne und Freiheit ihre abfällige Meinung geäußert, mußten wir aus Rückſicht auf unſere Parteimitglieder das gleiche tun!"

Alſo man muß mitmachen, aus Konkurrenzrückſichten mitmachen — in dem Wettbewerb um nationale Verlumpung.

Das iſt ... das iſt ... das Ende.

Es gibt freilich Leute, die immer oben ſchwimmen. Die Moskauer bolſchewiſtiſchen Abgeſandten der Herren Braunſtein, Apfelbaum und Sobelſohn fühlen ſich in Berlin ſehr wohl. Im feinen Weſten, in Wilmersdorf, iſt für ihre Bedürfniſſe ein Weinlokal begründet worden, das ſich „Strelna" nennt, wie die ehedem mondäne Vergnügungsſtätte auf der Newa-Inſel bei Petersburg. Eine Flaſche Wein iſt heute in dieſem Lokal unter 250 Mark nicht zu haben. Das Publikum beſteht aus ruſſiſchen — oder ſagen wir lieber: aus Rußland gebürtigen — Agenten des Bolſchewismus und aus Schiebern in Politik, Spionage, Rauchwaren, falſchen Stempeln und allerlei Krimskrams. Erſt nach der Polizeiſtunde geht das eigentliche Schlemmen hier los, und eine jüngſt gegen 4 Uhr morgens unternommene Razzia förderte ſehr intereſſantes Menſchenmaterial zum Alex. Aus dem Publikum natürlich, das Champagner zu 480 Mark die Flaſche zecht. Die Bedienung in „Strelna" iſt aus einer ganz anderen Schicht. Den Glanzpunkt dieſer Schlemmerſtätte bildet die kleine Muſikkapelle, die ein Fürſt Galizin leitet. Unter den Muſikern wirken ein Baron Dellinghauſen, ein Rittmeiſter v. Ruckteſchell, eine Fürſtin Suworow mit. Zu beſonderem

Gaudium gestattet man der Fürstin gelegentlich eine Tellersammlung unter den halbbezechten Gästen. War nicht ein Suworow einst der Marschall Vorwärts der Russen, Kämpfer wider Napoleon, Überquerer der Alpen? Wie das die betrunkenen Wollköpfe von heute kitzelt, wie sie mit den Wulstlippen schmatzen, wenn die Fürstin sich vor ihnen verneigt! Eine königliche Bettlerin. Ihr Antlitz bleibt wie Stein, auch wenn sie lächelt. Und wer ihr mit rohem Lachen einen Hundertmarkschein auf den Teller wirft, der bleibt doch ein Vieh. Das Geld ist vielleicht der Erlös eines Ringes, der einem Ermordeten vom Finger geschnitten wurde. Oder es stammt aus dem Verkauf von Möbeln einer ausgeraubten Wohnung. Ein deutscher Arzt, ehedem in Petersburg, konnte den Bolschewistengreueln entrinnen. Nun war er Gott sei Dank im „Auslande" in Sicherheit. Die aus Petersburg Stammenden kennen sein Talent. Einer ihrer ruft ihn. Und bei dem ihm bisher völlig unbekannten Patienten sieht Dr. Egbert Koch — die ganze Einrichtung seines eigenen ehemaligen Petersburger Herrenzimmers. Es kommen immer noch, wenn auch spärlich, Waggonladungen geraubten — „beschlagnahmten" — Gutes aus Rußland über Reval oder Helsingfors in die weite Welt, auch immer noch manche kostbare kleine Antiquitäten. Ein Erbstück, ein Siegelring, den ein Vorfahr einst von Peter dem Großen zum Geschenk erhielt, wird von einem Fürsten Wolkonskij in Berlin an der Hand eines Mannes entdeckt, der wie ein Trödler aussieht. Er wird gestellt, aber die Polizei kann leider nichts machen, denn er ist bolschewistischer Agent und exterritorial. Nicht jeder hat so alles hinter sich geworfen, hat so „gelöschte" Nerven, wie der Fürst Galizin oder die Fürstin Suworow. Ich erzählte einmal von der Kurländischen Diele am Prager Platz, wo baltischer Adel auch fidelte, bediente, Gläser abstrich und Teller spülte. Gedacht war das Unternehmen als Treffpunkt für sonstige vertriebene Landsleute. Aber im Publikum nahm, wie jetzt in der „Strelna", das Schiebergesindel überhand, der Ekel stieg den Balten schließlich zum Halse, und sie verkauften das Lokal.

Die Bolschewisten aber mästen sich. Nämlich die an der offiziellen Futterkrippe. Von dem eigentlichen „Volk" ver-

hungern buchstäblich Hunderttausende allmonatlich. Wohl denen, die schon vorher durch die Bolschewisten hingerichtet sind; die brauchen nicht mehr zu hungern. Das sind u. a. 355 250 Intellektuelle, 815 000 Kleinbauern, 193 350 Arbeiter. Nach den amtlichen seit 1917 geführten Listen. Wie viele Russen nichtamtlich ermordet sind, weiß man nicht.

Die fetten Leute, die in der „Strelna" soupieren, wundern sich jedenfalls, daß man in Deutschland schon wegen eines einzigen Mordes sich aufregt. Ganz Berlin will durchaus wissen, ob Herr Peter Grupen auch seine Frau ermordet hat oder nicht. Den Leuten kann geholfen werden, sagte sich Grupens Anwalt, den ich mit Namen hier nicht nennen will, damit ihm der Verdacht erspart bleibt, er mache für sich Reklame. Im Verein mit einem Hellseher lud er zu einer spiritistischen Sitzung ein. Also man versammelte sich in den vornehmen Gesellschaftsräumen einer Privatwohnung des Westens bei gedämpftem rotem Licht zwischen Gobelins und Kelims mit eingewebten alten Ägypterfiguren. „O Isis und Osiris, o wüßtet ihr, wie mir is!" raunt mir leise mein Nachbar zu, der ein Spötter ist. Ich heuchele noch Andacht. Die übrige illustre Gesellschaft ist ein bißchen fiebrig. Das Medium, eine reichlich imposante Dame, wird durch zirkelnde, streichelnde, befehlende Handbewegungen ihres Hellsicht-Managers in Trance versetzt, was man daran merkt, daß ihr Busen sich stürmisch hebt und senkt. Also sie hellsehschläft und kann befragt werden. Sie sagt, was sie sieht. Mal eine Bahnstation; nur kann sie den Namen nicht lesen. Mal einen Tunnel, durch den sie läuft; ob es der Elbtunnel in Hamburg ist, weiß sie nicht. Eine große Rolle spielt ein viereckiges schwarzes Loch. An einem Brunnen sieht sie den zerstückelten Leichnam einer Frau. Nun perlt den Zuschauern der Schweiß. Sie atmen erst auf, als sie ein Schiff in Neuyork landen sieht, dem diese Frau entsteigt. Also wo ist Frau Grupen? Keine Ahnung. Das Medium hat nur wiedergegeben, was der eine oder der andere der Besucher sich sowieso gedacht oder kombiniert hat. Nun erwacht die imposante Dame. Vielleicht ergäbe eine neue Sitzung nach dem Mondwechsel mehr, sagt der Impresario. Ich danke. Da würgt die Dame am Ende

noch „Teleplasma" aus, das sich gewöhnlich als Tüll erweist, während die Gläubigen sagen, es sei eine seelische Materialisation, sozusagen ein Aus-der-Haut-Fahren des Mediums. Ich kann mir nicht helfen: ich bin in diesen Dingen genau so ungläubig, wie der alte Schalk Hans Heinz Ewers, der seine Laufbahn als königlich preußischer Referendar einst aufgeben mußte, weil er trotz des der Gesellschaft vorher abverlangten Ehrenwortes, beim Tischrücken nicht schieben zu wollen, feste geschoben hatte. Ich glaube, es schiebt immer einer.

Am besten ist es, man erschiebt sich ein Pöstchen. Wenn man dann erst ein Dienstauto und ein Palais und die nötigen Repräsentationsgelder hat, kann man sich Freunde mit dem ungerechten Mammon machen. Da ist die Frau eines plötzlich zum Minister avancierten Genossen, die früher in den bescheidensten Verhältnissen gelebt hat, in einem Hause, in dem es stets nach Bratkartoffeln und schmutziger Wäsche roch, in einer Stube, deren besten Stuhl sie immer mit der Schürze abwischte, ehe ein Besucher sich setzte. Nun sitzt sie den ersten Tag im Ministerpalais. Der erste Besucher, ein Herr aus dem Ministerium, verneigt sich vor ihr und küßt ihr die Hand.

Da zieht sie sie sanft zurück, droht mit dem Finger und sagt: „Ei, ei, Sie kleiner Schäker!"

Aber allmählich lernt man alles, sogar den Stil bei Empfängen. Man ist nur ein bißchen reichlich gastfrei. Ein hoher Herr in Preußen — verschiedene wohlgesinnte Gäste bitten mich himmelhoch, seinen Namen nicht zu nennen, denn das sei noch der vernünftigste Sozialdemokrat — lud neulich zu einem parlamentarischen Bierabend ein. Aus diesem Bierabend wurde ein Schnapsmorgen. Erst um 7 Uhr früh trennten sich die letzten Besucher von der gastlichen Stätte. Es war auch wirklich zu gemütlich! Wenn man da in bunter Reihe, alle Fraktionen durcheinandergemischt, an kleinen Tischen gesessen hat, kann man einander nicht mehr böse sein. Und wenn man dann hört, der Gastgeber sei bei einer ähnlichen Gelegenheit in Hannover nicht mehr imstande gewesen, den Schnellzug zu erreichen, sondern habe im Dienstauto nach Berlin gefahren werden müssen, so zwinkert man nur mit den Augen. Jugend

hat keine Tugend, sagt man sich, und diese hohen Beamten sind es doch allesamt erst seit höchstens drei Jahren.

Man erlebt heute die wunderlichsten Dinge. In Berlin hat gestern eine 24jährige Schauspielerin aus Nahrungssorgen Selbstmord verübt. Das ist noch gar nicht dagewesen. Eine junge Schauspielerin in diesem Babel, und dann Nahrungssorgen? Sie verdient wahrhaftig nach ihrem Tode ein Denkmal mit einer goldenen Tugendrose. Man ist so bitter geworden, daß man derartiges kaum glauben will. Aber es geschieht neuerdigs allerlei Sonderbares. Da treffe ich mit einem Jüngling zusammen, der Monokel, goldenes Armband und lilaseidene Strümpfe trägt. Ich erstarre zur Salzsäule, denn ich verkehre nicht mit Schieberpack. Und was glauben Sie wohl? Das war wahrhaftig ein anständiger Mensch aus guter Familie!

23. März 1922

28

Roller statt Holländer — Asphaltjugend — „Wenn ich groß bin" — Hausse im Standesamt — Aus Gerhart Hauptmanns Familie — Kleine Valutaspekulanten — Der Oberst a. D. bei der Müllabfuhr

Vor etwa zehn Jahren war es der große, der einzige, der Lieblingswunsch jedes kleinen Stadtjungen, einen „Holländer" zu haben, diese kleine Hand-Draisine, die einem dann mitsamt ihrem Fahrer auf dem Bürgersteig immer zwischen die Beine geriet. Aber das ist nur eine Mode gewesen. Wenn heute irgendein guter Onkel aus Tolkemit oder Backnang seinem Berliner Neffen einen Holländer verspräche, so würde er ein langes Gesicht sehen.

„Och — Holländer ... das ist doch nur für Mächens!"

Was ein rechter Junge ist, das holländert nicht, sondern das rollt. Einzeln oder zu zweit oder herdenweise. Fahrräder kosten viel, aber ein „Roller" besteht in der Hauptsache nur aus zwei Brettchen, zwei Rädchen, einem Gelenk und einem Griff

und kann von jedem Vater für seinen Jungen selber gebastelt werden. Der Roller lehnt sich an die Urform des Fahrrades an, wie der Freiherr v. Drais es konstruiert hatte: man saß auf dem ersten Fahrrade wie heute rittlings, bewegte sich aber durch ständiges Abstoßen mit den Füßen von der Erde vorwärts. Auf dem Roller nun steht man mit einem Fuße und stößt mit dem anderen ab.

In Berlin rollen kleine Volksschüler und „Vorschulklepper" so zur Schule, wo sie dampfend eintreffen; aber auch dann, wenn die Mutter den Jungen nur um die Ecke in den Grünkramladen schickt, wird gerollt — und wenn das stolze hölzerne Roßlein dazu vier Treppen hinunter und wieder herauf muß. Vorbedingung für diesen Kleinkindersport ist natürlich der Asphalt. In Tolkemit oder Backnang kann man nur an wenigen Stellen rollen, in Berlin fast überall.

Unserer Asphaltjugend entgeht dafür unendlich viel, was anderswo die Buben haben. Solch ein Berliner Junge hat wohl kaum je die zarte Löschblattschichtung eines Wespennestes bewundert; hat vielleicht nie einen Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang gesehen; weiß nichts von dem atemlosen Interesse, mit dem andere Kinder den Kampf zwischen einem Dutzend kleiner Ameisen und einer dicken Raupe verfolgen; kennt einen Hasen nur aus dem österlichen Schaufenster des Schokoladengeschäftes; hat niemals aus einem frischen Erlenzweig sich eine Trillerpfeife geschnitzt, und fragt wohl gar, wenn er ein Kind an der Brust der Amme sieht, in seinem gänzlich naturentwöhnten Stumpfsinn: „Kommt da Kaffee raus?" Kinder, sagt man, sind überall dieselben und haben überall die gleichen Freuden und Leiden. Ganz stimmt das doch nicht; wenigstens der Anschauungskreis ist ganz verschieden.

In Berliner Volksschulen lautet ein beliebtes freies Thema für die Aufsätzchen der Zehnjährigen: „Wenn ich groß bin." Der Rektor einer hiesigen Mädchenschule, der im Felde als neugebackener Kriegsleutnant meiner Truppe zugeteilt war und meine Vorliebe für das Studium der Psyche der Großstadtkinder kennt, schickt mir die Hefte seiner Besten. Hier liegen sie vor mir. Vielleicht läßt sich einer meiner Leser einmal den gleichen

Aufsatz von Kleinstadt- oder Dorfkindern geben, dann eröffnen sich ihm beim Vergleich Einblicke, die vielleicht wertvoller sind, als ein kulturgeschichtliches Kolleg. Da schreibt die kleine Hertha aus der Oranienstraße:

„Wenn ich groß bin, möchte ich Butterverkäuferin werden, denn man kann Butter essen. Ich wünsche mir ein hübsches Mädchen, und soll rote Backen haben, denn ich möchte gerne, daß es Rosa heißt. Wenn das Kind groß ist, dann lasse ich sie Baletänzerin werden. Dann wünsche ich mir einen reichen Bräutigam, und eine weiße Kücheneinrichtung. Ich muß aber vorher zwei Jahre mit ihm zusammensein, damit ich ihn kenne und er kein böser Mann ist. Dan gehen wir oft aus."

Fast in allen diesen Klassenaufsätzchen kommt zuerst das Kind und dann der Bräutigam; doch das kann vielleicht nur eine rein kindliche Metathesis sein, die möglicherweise ebenso der kleinen Unschuld vom Lande unterliefe. Alle Mädels möchten Verkäuferin oder etwas dem Ähnliches werden, alle bevorzugen die „nahrhaften" Betriebe, besonders häufig natürlich die Konfitürenläden. Worauf aber das Kind aus irgendeinem kleinen Nest, wo jeder jeden kennt, nicht so leicht verfiele, das ist die häufige Forderung, daß man, ehe man sich offiziell einen Bräutigam zulege, längere Zeit „mit ihm gehen" müsse, was etwas anderes ist, als das gleichfalls häufig wiederkehrende „ausgehen" ins Kino oder in das Kaffeehaus. Bräutigam ist die zweite Stufe. Und dritte Stufe: Verlobter. Das kommt gleich nach der Kindtaufe und kurz vor der Hochzeit.

Übrigens haben die Berliner Standesämter alle Hände voll zu tun. Es wird mehr denn je geheiratet. Der Hochzeitstag richtet sich gar nicht mehr nach den Wünschen des Brautpaares oder der Eltern, sondern nach der Lücke im Achtstundentag des Standesbeamten, in die man einschlüpfen kann. Schon wochenlang vorher muß der Termin auf Stunde und Minute ausgemacht sein, denn der Andrang ist so groß, wie bei den Steuerämtern, den Kartoffelhändlern und dem Ufa-Film „Fridericus Rex". Es wird sozusagen rücksichtslos geheiratet, als drohe schon der Torschluß aller Paradiese. Ein mir bekannter Leutnant der

Reichswehr — Monatsgehalt: 1950 Mark — hat eine junge Dame geehelicht, die auch keinen Pfennig besitzt. Ein kaum mündig gewordener kunstgewerblicher Zeichner — ganz Zehlendorf ist darüber chokiert — erschien zu seiner Trauung in der Kirche im Wandervogelkittel und mit entblößten Knien. Wenn dergleichen schon in Berlin passiert.... Wirklich, alle Achtung vor dem Mut dieser Jugend, die alles Konventionelle und Finanzielle für nichts erachtet! So könnten wir wieder ein großes Volk werden, und letzten Endes entscheidet unsere Zahl. Im Jahre 1910 schrieb ein französischer Oberstabsarzt unter dem Titel „L'hydre pangermanique" eine hoffnungslose Broschüre, auf deren Umschlag zwei Ziffern dick schwarz eingerahmt waren:

Deutsche in Europa: 80 Millionen,
Franzosen in Europa: 40 Millionen.

Wie jener klassischen Hydra wüchsen auch der deutschen immer neue Köpfe nach, so viele man ihr auch abschlüge. Soweit ist also alles herrlich und gut und schön für uns, und der Mut, der in die Ehe sich stürzenden jungen Leute zu loben. Aber nun die Kehrseite: Kinder — ja, Kinder „kann man sich nicht leisten". Oder höchstens eins. Zwei Menschen paaren sich, sterben irgendwann einmal, hinterlassen einen einzigen neuen Menschen: das ist also schon ein Minus. So können ganze Völker schnell aussterben. Steckt vielfach nicht Mut, sondern — Angst hinter dem jetzigen Schnellheiraten? Eltern, die ihre Töchter vom mageren Familientisch weghaben möchten, fragen den jungen Mann heute kaum mehr, ob sein Beruf schon die Gewähr dafür gibt, daß er einen Hausstand begründen kann. Da wird eine Sechzehnjährige mit einem Zwanzigjährigen verlobt. „Wird schon werden." Beide jungen Leute stammen aus bester Familie. Ich habe kürzlich in eine solche Ehe hineingesehen, wo der Mann vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich abrackern mußte, um nur das Notdürftigste zu

schaffen. Er kam eigentlich nur zum Schlafen nach Hause. Ein Kindchen, jetzt 1½ Jahre alt, ist schon da. Die ehedem so frische Mutter des Kindes ist verbittert. Es ist erschütternd, wenn man sieht, wie sie es füttert: „Mensch, so friß doch!" Und das sind auch Leute aus sogenannten ersten Kreisen.

Glücklich, wer da „in Valuta" ausbezahlt wird. Der zweite Sohn Gerhart Hauptmanns aus dessen erster Ehe ist solch Gutbezahlter. Er ist in der holländischen Handelsniederlassung der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft angestellt und hat vor wenigen Tagen in Berlin geheiratet. Er hat die Reife dazu und die wirtschaftliche Grundlage. Seine Frau, eine königliche Erscheinung von 1,78 Größe, ist die Tochter eines ehrenfesten kleinen Bankbeamten in Berlin, der früher preußischer Landgendarm war. Der erste Sohn Hauptmanns ist mit einer Tochter des Generals v. Schele verheiratet. Der dritte hat das Problem der Rassenkreuzung mit einer Tochter des Münchener Justizrats Bernstein zu lösen versucht. Zu der diesmaligen Trauung waren die Hauptmannschen Eltern nicht erschienen. Das Hochzeitsmahl im Hotel Adlon zählte nur fünf Teilnehmer und war trotzdem königlich. Vielleicht wird die junge Frau in ihrer natürlichen Eleganz und guten Bildung der Schwiegermutter noch einmal imponieren. Frau Gerhart Hauptmann, das ehemalige Rautendelein, ist nicht so leicht zufriedenzustellen, ärgert sich wieder einmal schwer darüber, daß der geistvolle, fein modellierte Kopf ihres Mannes während der Frankfurter Goethe-Woche auf ein und dieselbe photographische Platte mit dem nicht ganz so vergeistigten Antlitz Fritz Eberts gekommen ist und hat an den Söhnen erster Ehe überhaupt sehr wenig Interesse, lebt nur für ihren Mann und den eigenen Sohn, ihren Benvenuto Hauptmann. Von wirklichen Disharmonien kann man aber nicht sprechen. Der soeben vermählte zweite Sohn aus Hauptmanns Ehe besucht häufig das Elternhaus. Im Kriege war er als Leutnant der Reserve zuletzt Führer der Feldluftschiffer in der Türkei. Das war dem alten Herrn in Agnetendorf sehr lieb. Im fernen Kleinasien konnte der Junge wohl für die letzte große Leidenschaft des Vaters, seine Sammlung altgriechischer Münzen, einiges aufkaufen.

Die Berliner Asphaltjugend hat für solche Münzen kein Interesse. Aber auch nur sehr bedingtes für deutsche Markscheine. Um die großen Hotels mit ihren internationalen Besuchern herum flattern jetzt immerzu diese kleinen industriösen Bengel und machen Valutageschäfte. Mit dem Verkauf von Streichhölzern fängt es an. Sie werden den Ausländern unter dem Namen ihrer großen Männer angepriesen. So, wie vor zwanzig, dreißig Jahren die Eseltreiber in ägyptischen Städten, wenn sie trefflicher einen Deutschen erkannten, ihren schönsten Reiteseł vorzerrten, auf ihn deuteten und „Bismarck! Bismarck!“ riefen, so laufen diese Berliner Steppkes neben dem Hotelgast her und rufen: „The best Lloyd George!“ oder dergleichen. Bei verarmten, verlumpten Völkern aller Erdteile findet man ja immer dieselben Erscheinungen. Kauft einer den Jungens etwas ab, so sagen sie „No, no!“, wenn sie deutsches Papier erhalten, und fragen schmeichelnd:

„Havent you a six penny piece?“

Manch einer gibt ihnen solch englisches Fünfzigpfennigstück. In deutschem Papier sind das jetzt 37 Mark. Dafür lohnt es sich also schon, sich die paar englischen Phrasen zu merken. Oder italienischen, holländischen, schwedischen, dänischen, ja sogar tschechischen oder serbischen. Nur Französisch lohnt nicht. Es gibt nichts Filzigeres auf Gottes Erdboden als Jaques Bonhomme und Tartarin. Einzelne der kleinen Berliner Valutaschieber haben vorzeitig reife Gesichter, wie man sie etwa jenen Neuyorker Milliardären in ihrer Kindheit, als sie auch als Zeitungsboy oder Stiefelputzer anfingen, in Gedanken andichtet. Diese Jungen denken immerzu nur an die Vermehrung ihres Betriebskapitals. Andere aber sind leichtsinniger und lassen sofort etwas springen. Sehr beliebt ist das Ziehen von Wahrsagezetteln aus dem Automaten in der Lindenpassage. Da stehen diese Zehnjährigen um den Zettel herum und machen verschmitzte Gesichter, während einer vorliest: „Sie sind unter einem günstigen Stern geboren. Nach Ihrem Horoskop können Sie ein Alter von 82 Jahren erreichen. Ihre gegenwärtige Nervosität rührt nur von Ihrem ausgebreiteten Liebesleben her. Hüten Sie sich vor einer großen Blonden, die Sie mit einem

Freunde betrügt. Eine bevorstehende große Reise bringt eine Wendung in Ihr ganzes inneres und äußeres Leben. Merken Sie sich 322 481 als Ihre Glücksnummer."

Ob sich der also Anprophezeite, gedruckt Anprophezeite, die Nummer merkt? Weit eher wird er merken, daß er — wie überhaupt das Gros der Menschheit — auf die Dauer nicht von Valutageschäften leben kann, sondern von Arbeit leben muß. Auf Schritt und Tritt sieht man jetzt, rotgelb verstaubt, in schwerer Arbeit die Leute der Technischen Nothilfe, Studenten vor allem, aber auch Leute aller anderen Berufe, die die streikenden Müllkutscher ersetzen. Auch das will gelernt sein. Wo früher zwei Mann den gefüllten Eisenkasten, den sie eben vom Hofe geholt, zum Wagen emporwuchteten, da muß heute vielfach ein Dritter helfen. Es sind doch manchmal noch Jungchen, diese Studenten, mager und unterernährt. Aber ein paar Wochen Müllkutscherarbeit, das bedeutet ein weiteres Semester Studienmöglichkeit. In diesem Betriebe arbeitet jetzt auch ein Oberst a. D., der letzte Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 20 in Wittenberg. Seinen Namen habe ich gerade vergessen, er heißt Jablonski oder so ähnlich. Er wohnt in Berlin-Halensee und arbeitet in Berlin-Weißensee, hat also schon einen Anmarsch von fast zwei Stunden mit der Straßenbahn. Mit ihm arbeiten nicht nur Studenten, sondern auch „richtige" Berliner Arbeiter, ganz rote, darunter ein enragierter Unabhängiger, der mit ihm gut Freund geworden ist. Der kommt am letzten Montag mit einem stattlichen Paket an, wickelt es aus und reicht es:

„Da, Herr Oberst, von meiner Ollen! Sie hat gestern Kuchen gebacken!"

Der Oberst dankt, beißt hinein und sagt:

„Ganz famos! Wissen Sie, m e i n e Olle hätte nicht so viele Eier dazu genommen!"

30. März 1922

29

April, April! — Internationale Sozialiſtenkonferenz — Wanſka-Wſtanſka — Woran ſind Neureichs kenntlich? — Schrekers „Schatzgräber“ in der Staatsoper — Neue Moden

Der erſte April iſt doch der ſchönſte Tag im Jahre, auch wenn es da abwechſelnd ſchneit und regnet und greulich geſchwollene Rechnungen ins Haus flattern.

Denn am erſten April kann man ſich doch einbilden, dieſe ganze lächerliche Welt von heute mit ihren winzigen Eine-Mark-Semmelchen und dem Kultusminiſter a. D. Adolf Hoffmann und den franzöſiſchen Soldaten auf Berliner Straßen und dem Müllkutſcherſtreik und den ſchwer vergitterten Schaufenſtern ſei nur ein dummer Witz, und am nächſten Tage komme die Aufklärung.

An dem diesjährigen 1. April fehlten ſogar die Kiebitzeier in den Feinkoſtgeſchäften; nur Bismarckheringe ſind reichlich auf Lager und entſprechen der allgemeinen Stimmung. Es ſagen immer häufiger ſelbſt kleine Leute in Berlin, wie ſchön es war, als man noch Milch nach Belieben kaufen konnte, zweimal jährlich eine Kaiſerparade hatte, eine einfache weiße Sommerbluſe ſchon für 95 Pfennig bekam und Zuchthäusler als Miniſterpräſidenten nicht einmal in Liberia, geſchweige denn in Braunſchweig für möglich hielt. Die üblichen Aprilſcherze der Witzloſen, die einem fingierte Strafverfügungen, Alimentenklagen, Steuervorladungen ins Haus ſchicken, haben ſich natürlich auch diesmal überall wiederholt. Und wie in der kleinſten Kleinſtadt machen einen die Bengels auf der Straße auf angebliche Mängel an der Toilette aufmerkſam:

„Frollein, es blitzt hinten bei Sie!“
Unſer Fräulein verſteht Spaß, lächelt nur und ſagt:
„Es heißt bei Ihnen, mein Junge, nicht bei Sie!“
Worauf er alsbald überlegen antwortet:
„Zu Iroßen ſagt man immer Sie!“

Gegen einen Berliner Jungen ist nicht anzukommen. Man zieht immer den Kürzeren. Selbst wo es der Witz aus dem Großstadtsumpf ist, muß man lachen, so niederdrückend die schnoddrige Schonalleswisserei auch ist. An einer Haltestelle in der Potsdamer Straße steht, sichtlich in gesegneten Umständen, eine junge Frau. Ein vierzehnjähriger Lausbub streicht vorüber und nickt ihr verschmitzt-freundlich zu:

„Na, Frollein, ooch schon verlobt?"

Hin und wieder leuchtet aber auch am ersten April dieser deutschen Jammerzeit die Sonne der schalkhaften früheren Ritterlichkeit auf. Eine geplagte Hausfrau, die sich in Sorgen über ihre Monatsrechnung bückt, bekommt einen großen Fliederstrauß geschickt. Für die Nichte, die junge Braut? Nein. Der Bote aus dem Blumenladen zeigt die Anschrift vor. Scheinbar von fremder Hand, aber wirklich an die Frau gerichtet. Nun reißt sie den Umschlag auf und liest auf dem Kärtchen darin die von ihrem Manne geschriebenen Zeilen:

„Du denkst wohl, du hast heute Geburtstag? April, April!"

Der Osterhase kommt diesmal erst Mitte April, verstreut schon jetzt seine Süßigkeiten in den Schokoladengeschäften und wird für uns Deutsche in Genua wohl ein taubes Ei legen. Alle Tage gibt es in Berlin schon durchreisende Delegierte. Viele von ihnen gleichen mit ihren langen Löffeln selber einem Hasen. Einige haben noch schnell vorher an der Internationalen Sozialistenkonferenz im Oberstock des Deutschen Reichstages teilgenommen, die übrigens heute nacht ebenso geendet hat wie auch sämtliche Konferenzen der internationalen Staatsmänner: ohne wirkliches Ergebnis, nur mit dem Beschluß, daß eine neue Konferenz einberufen werden müsse. „Das muß man gesehen haben, meine Herrschaften, da muß man reingetreten sein!" kopiert ein Bekannter von mir den Rummelplatzausrufer und schleppt mich hin. Ob ich gerade in eine Gruppe der zweieinhalbten oder der dreieinhalbten Internationale geraten bin, weiß ich nicht, aber hübsch bunt ist das Gewimmel jedenfalls. Ein kaffeebrauner Malaio-Japaner steht neben dem Genossen Ulrich Rauscher, der seine jetzige Gesandtenwürde durch einen kostbaren Pelz markiert. Der Wiener Ministermörder Friedrich

Adler gestikuliert lebhaft mit einem Moskauer und kann sich überhaupt mit ihnen allen auf galizisch-deutsch verständigen. Neben dem Brüsseler Multimillionär und Salonsozialisten Vandervelde taucht das typische Negergesicht des „Kronprinzen" Ebert junior auf. Auf den Tischen sitzen allerhand interessante Sowjetmädchen und rauchen; die Augen des einen, rothaarigen, bleichgesichtigen, das sich auf einem Tisch an einen Genossen lehnt, wie auf dem bekannten Balleströrischen Mondscheinsonatenbilde „Beethoven" die Bohémienne an den Bohémien, geistern funkelnd aus einer dunklen Ecke hervor.

Das ist ein flüchtiger Eindruck im Hindurchschreiten während einer Verhandlungspause. Aber auch zu genauerem Studium der Welt des Ostens hat man in der Reichshauptstadt jetzt reichlich Gelegenheit. Heute stammt schon — jeder zehnte Berliner aus Rußland! Wie übrigens vor dreißig Jahren auch fast jeder zehnte Petersburger ein Deutscher war: von 930 000 Einwohnern sprachen 91 000 Deutsch als ihre Muttersprache. Seit dem verfehlten Attentat auf den alten Deutschenfresser Miljukow in der Philharmonie kehrt unsere Staatspolizei „mit eisernem Besen" die hervorragendsten monarchisch gesinnten Russen aus Berlin, obwohl gerade diese in der Mehrzahl als Anhänger des altkonservativen Markow durchaus deutschfreundlich sind. Trotz der Ausweisungen werden ihrer nicht weniger. Einer der künstlerischen Mittelpunkte dieser Russen des alten Systems ist das Kabarett Wanjka-Wstanjka am Kurfürstendamm, dicht am Untergrundbahnhof Uhlandstraße. Wanjka-Wstanjka heißt auf deutsch etwa: Hermännchen-Stehaufmännchen. Also ein Spielzeug; in der gläubigen Hoffnung dieser Leute aber Rußland selbst, das durch alle bolschewistischen Püffe doch nicht niederzukriegen sei und wieder bolzengerade dastehen werde. Man ißt gut in Wanjka-Wstanjka. Auch nationalrussische Gerichte neben der allüberall üblichen sogenannten französischen Küche. Wir haben uns da einen Borschtschok in Tassen mit ein paar Piroggen, nachher am Spieß gebraten einen Schaschlyk mit Reis geben lassen: besser hat es auch in Tiflis nicht geschmeckt. Von ½9 bis ½12 Uhr wird auf dem Bühnchen gespielt. Meist drollige Skizzen mit Gesang

und Tanz aus der russischen Biedermeierzeit, die freilich im Hause eines altrussischen Moskauer Kaufmanns etwas anders sich kostümierte, als die unsrige uns auf dem ersten Überbrettl in Bierbaums „Ich tanz' mit meiner Frau" vorgeführt worden ist. Auch moderner Ulk wird uns geboten; so der Kampf des russischen Professors, zurzeit Flüchtlings, mit dem „Visum" der verschiedenen Nationen. Alles allerliebst und harmlos, von einem leisen Sehnen durchzogen, künstlerisch hochwertig und für Berlin insofern ein Wunder, als während der ganzen drei Stunden keine einzige Zote laut wird, keine einzige Ausgezogenheit oder auch nur Ungezogenheit sich bemerkbar macht. Nicht einmal da, wo die „Zigeuner" auftreten. Das ist einmal ein Wort von zauberischem Klange gewesen. Der Beamte in Wladiwostok am Stillen Ozean, der sechs Wochen Urlaub erhielt, reiste 14 Tage im sibirischen Schnellzuge hin und 14 Tage wieder her, um dazwischen 14 Tage lang in Petersburg „auf den Inseln" von Zigeunermusik und Zigeunertanz sich das Blut aufpeitschen zu lassen und möglichst schnell alle ersparten Hundertrubelscheine loszuwerden. Auch in Wanjka-Wstanjka ist die Musik hier eintönig, eindringlich, aufreizend, und wie die Smirnowa dazu tanzt, das ist schon ein Vermögen wert. Eine Kasernenhofszene, neun Kerls in Sommeruniform, der Einjährige, der Spielmann, der Feldwebel, ist die vielbejubelte Schlußnummer des Programms. Da werden den Russen die Augen feucht, wenn dieser Chor die alten Soldatenlieder singt, mehrstimmig, mit wilden Urlauten dazwischen und doch diszipliniert. Wer jemals russische Soldaten oder schwedische Studenten oder venezianische Bauernmädchen hat singen hören, der schämt sich, so hoch auch unsere Sangeskunst in den Vereinen steht, des Unisonogegröls unserer eigenen Lieder. Und von Wanjka-Wstanjka, dessen Verständnis uns durch einen deutschen Erklärer und durch die gedruckte Übersetzung der Gesangstexte erleichtert wird, können wir allerlei lernen.

Die Mehrzahl der Besucher sind wohlhabende Russen, die bei ihrer Flucht ein paar Aktien englischer und amerikanischer oder sonst „hochvalutarischer" Industriewerke, in denen man früher drüben gern etwas anlegte, gerettet haben und nun von

der Pfund- und Dollardividende bei uns gut leben können und uns außerdem dadurch Devisen verschaffen; daß die meisten von ihnen vom leichtsinnigen Verkauf ihrer „letzten Juwelen" existieren, ist sicher ein Märchen, denn fast durchweg — haben sie sie noch. Neugierige Deutsche aus den Kreisen der Kriegsgewinnler oder Revolutionsgewinnler tauchen auch bei Wanjka-Wstanjka auf, sind aber meist enttäuscht, denn ein Kabarett ohne ein- und zweideutige Schweinerei sei doch gar kein Kabarett.

Man fragt mich oft, woran man diese Neureichen erkenne, da der Witzblatttyp doch offenbar falsch sei; sie seien gewöhnlich sehr gut und dezent gekleidet, sprächen ein korrektes Deutsch, wüßten mit Gabel und Messer umzugehen und fielen im Durchschnitt nicht einmal durch Fettpolster auf. Aber ganz untrüglich durch etwas anderes, meine Herrschaften, nämlich durch ihre gut gespielte Verwöhntheit und ihren offen zur Schau getragenen Abscheu gegen alles „Popelige". Kriegen sie keinen Logenplatz, so kehren sie um. In dem feinsten Restaurant, in dem äußerste Sauberkeit so selbstverständlich ist wie im guten Privathause, wischen sie an Tellern und Gabeln mit ihrem Mundtuch herum. Haben sie Henessy bestellt und gibt es nur Meukow, so sagen sie, derartigen Cognac trinke man nicht. Sie tun ewig leicht verärgert. Sobald der Kellner den Rotwein serviert hat, verlangen sie mit drohender Bestimmtheit nach dem Herrn Direktor. „Herr Direk—tor, bitte, fassen Sie doch mal die Flasche an! Herr Direk—tor, ist das eine Temperatur für Burgunder?" Das wird natürlich nicht geschrien, denn, wie gesagt, ungebildet im Witzblattsinne sind die Leute nicht, nein, es wird geflötet, gesäuselt — nur gerade so laut, daß wir am Nebentisch, die wir unverkennbar altes System sind, es merken müssen, daß auch neues System „zu leben versteht".

Wenn solche Leute in eine Erstaufführung gehen, denn das müssen sie natürlich, da die zwölfte oder vierzehnte vielleicht schon zweite Besetzung hat, so bleibt in den Pausen die Gattin im Foyer stehen, während er sich an Gruppen von Kritikern heranzupürschen versucht. Im Vorbeigehen möchte er so gern ein Wort von Ihering oder Kerr, von Krebs oder Klatte erhaschen, um es alsbald als Scheidemünze weiterzugeben. Nun

hat er jetzt in der Staatsoper Schrekers „Schatzgräber" über sich dahinbrausen lassen und hat aus einer halbverstandenen Bemerkung sein Urteil in der zweiten Pause schon fertig: „Durch Franz Schreker ist Richard Wagner nun restlos erledigt!" Hinter ihm ertönt leise ein silbernes Lachen. Jäh wendet er sich um. Entschweben nicht gerade die Rheintöchter dem gierigen Unhold? Die neue Oper Schrekers enthält alles, was man seit Jahrhunderten von ihr verlangt, Pracht und Farbe, Spuk und Märchen, Haupt- und Staatsaktion, auch ein bißchen mehr oder minder wohltemperierte Leidenschaft um die schöne Els herum, die Sphinx — oder Lulu, wenn ihr wollt — mit ihrer Sucht nach Geschmeide und ihrem Gleichmut im Verraten der Liebhaber. Ein Halbtier, ein König, ein Spielmann und ein Narr, Bankettsaal und Hochgericht, Schranzen und Pöbel, alles ist auf der Bühne zu sehen, Schreckhaftes und Zartes, Mystisches und Derbes, und dazu — Schrekers reine Illustrationsmusik, die jedes Wort in Töne übersetzt, den Takt oft mitten im Satze wechselt und durch ihr Schillern uns, fast hätte ich gesagt, zu übertölpeln versucht. Nein, noch braucht Richard Wagner sich nicht entthronen zu lassen. Noch immer ist alles, was nach ihm geschaffen wurde, in Musik gesetztes Textbuch, nicht — wie Athene aus dem Haupte des Zeus — vollendet, dem Genie entsprungenes Musikdrama. Wagner ist Weihe, Schreker ist Fest. Sicherlich ein schönes, ein prunkvolles und wohlgelungenes Fest für satte Leute und auch feine Genießer, aber nicht Brot für den Hungernden, Wein für den Verschmachtenden, Ziel für den Irrenden, Gralsburg für den von Leidenschaften Gepeitschten.

Es war im übrigen eine Aufführung von fast unerhörtem Reichtum, und auch das gesellschaftliche Bild davor, leider nur dank den vielen Valutastarken, von einem sonst hierzulande seltenen Glanz. Unter den Damen gewinnt der unschöne, unten weit offene Talarärmel anscheinend immer mehr Anhängerinnen. Dafür wird das Kleid aber wieder etwas höher gegürtet als bisher. Diese Hänger mit dem tiefen Gürtel, wie sie noch in diesem Winter bis vor kurzem getragen wurden, nehmen der Trägerin jede Schlankheit. Heute könnte Dehmel kaum mehr seine trunken schönen Verse stammeln:

Ich nenne dich Gerte, weil du so schlank bist
Und weil mich Gott mit dir züchtigen will,
Und weil eine Sehnsucht in deinem Gang ist,
Wie in jungen Pappeln im April! —

Heute trippelt alles unterstrichen kurzbeinig einher. Und das gibt schon der heranwachsenden Jugend ein ganz falsches Bild. Steht da ein junger Mensch in der ersten Tanzstunde.

„So faß' doch die Dame um die Taille!"

Er wird puterrot und zögert und sieht ihr auf den Gürtel. Der Gürtel nämlich, der sonst die Taille deckt, umkreist nun viel südlicher die hügeligsten Gegenden. 6. April 1922

30

Mysterienspieler — Wer herbergt Maria Magdalena? — Der Christusfilm im Gymnasium — Neuwahl im Filmklub — Die Nachtvorstellung in der Alhambra — Ein Eimer voll Papiergeld für Vollmer — Valutakäufer am Pariser Platz

Sowie alljährlich der Saft in die Baumäste schießt und die ersten Knospen treibt, kommt die Unrast über unsere Mysterienspieler, die in Kirchen und Scheunen ihre primitive Kunst zur Ausübung bringen. In Groß-Berlin hat ein junger Theologe die alten naiven Stücke hervorgeholt und aus den Kreisen der Wandervögel sich seine Darsteller zusammengesucht. Die ziehen nun landauf, landab herum, und anderswo in Deutschland gibt es ähnliche fahrende Gesellen. Darüber werden nun gelehrte Aufsätze geschrieben: wir kämen in eine neue Zeit des Mystizismus und mittelalterlich vertiefter Frömmigkeit hinein. Das liest sich besonders so um Ostern herum recht erbaulich, ist aber wohl nicht ganz richtig. Auch dieses neue künstlerische Vagantenleben ist ein Erbe aus dem langen Kriege, wo man, auf kurze Zeit der Front entrissen und ins Ruhe- und Exerzierquartier versetzt, mit ein paar Läppchen und Lümpchen einen richtigen Theaterzauber machte. Sogar in den jämmerlichen Gefangenenlagern Frankreichs war die

Luſt am Fabulieren groß. Die Theaterſpieler in Feldgrau ſind nun faſt durchweg, ſoweit ſie heimgekommen ſind, im Berufsleben untergetaucht und haben keine Zeit mehr für „Kunſtreiſen", aber der eine oder andere iſt noch dabei, und vor allem ſtellen die Wandervögel hierfür die neue Generation.

In den Berliner Trupp bin ich einmal im vorigen Sommer hineingeraten, als er von Weſterland über Helgoland nach Hamburg fuhr. Da lagen die jungen Komödianten, Buben und Mädel, ſeekrank wie ein paar Häufchen Unglück herum. Maria Magdalena, offenbar beſſerer Leute Kind und auch nicht ſo ſchlampig wie die anderen angezogen, hielt ſich noch aufrecht und ſtreichelte einem etwa achtzehnjährigen Apoſtel den ſchmerzenden Kopf. Judas, ein aus Bayern zu dieſen Norddeutſchen verſchlagener Spieler, ächzte über ſein verfehltes Daſein. Maria, die einzige ältere und ſehr männliche Perſon, hatte die Kaſſe und die gemeinſame Wirtſchaft; als man auf der Elbe angekommen war, verteilte ſie große Schnitten Brot, und jedermann bekam außerdem bare 50 Pfennig. Am nächſten Tage wollte man in der Jakobikirche ſpielen, hieß es. Aber die Sache ſchien noch fraglich zu ſein. Dringlicher war die Entſcheidung, wo „gepennt" werden könne, da die Mittel offenbar auch für die beſcheidenſte Herberge nicht reichten. Die weitere Nacht — in Berlin — machte ſchon weniger Sorgen, denn dort hatte doch der oder jener daheim ein Sofa und konnte einen anderen aufnehmen. Um die Aufnahme von Maria Magdalena entſpann ſich ein edler Wetteifer zwiſchen zwei Apoſteln.

Wenn man dieſen wunderlich Primitiven, die ihren ganzen Theaterkram in ihren Rucksäcken bei ſich führen, einmal ſo nahegekommen iſt, ſchreibt man keine gelehrten Aufſätze über ihren Myſtizismus mehr. Es iſt mehr Wanderluſt als Myſtik dabei. Auch in Oberammergau iſt in dieſem Amerikajahr die religiöſe Ergriffenheit wohl nicht die Hauptſache. In einem Berliner Gymnaſium iſt kurz vor den Ferien die bibliſche Theaterei ſogar von der Mehrheit der jungen Zuſchauer abgelehnt worden, und zwar — aus Religion. Im Schulkino wurde der Chriſtusfilm aufgeführt mit allen nur denkbaren ſchauſpieleriſchen Tricks und mit der üblichen Stimmungsmache für Ahnungsloſe. Judas

verdrehte auf der Leinwand die Augen kanaillenhaft wie Franz Moor, brach sich einen dürren Ast in Kreuzform und zertrat ihn mit verzerrtem Gesicht, lauerte hinter Büsche geduckt dem Heiland wie ein Wild-West-Räuber auf, kurz, es war richtiges Kino, auch wenn es manche — namentlich landschaftlich — schöne und ergreifende Stellen gab. Am nächsten Tage ließ der Direktor von sämtlichen Schülern des Gymnasiums in einem ganz kurzen Klassenaufsatz ihre Eindrücke niederschreiben. Durchschnittlich neunzig von hundert antworteten betreten, es hätte ihnen nicht gefallen; in ihrer eigenen Phantasie hätten sie sich die biblische Geschichte ganz anders vorgestellt, im Film komme sie einem völlig entgöttlicht und verpöbelt wie ein beliebiges Schauerdrama vor. Kurz und bündig schrieb ein Quintaner nur den einen Satz:

„Ich war im Christusfilm in der Aula, aber wenn Mutter das erzählt, ist es viel schöner."

Und nun noch von der Gegenseite ein ebenso Kurz-und-Bündiger aus der Sexta:

„Der Christusfilm hat mir großartig gefallen, besonders der Kindermord in Bethlehem war fein."

Der Film ist in Rom gedreht worden, von der Cines-Gesellschaft; den Monopolvertrieb für Deutschland haben Straßburg & Co. erhalten. Man riecht das Geschäft heraus, diesmal mehr als dreißig Silberlinge, nur dies Geschäft scheint mies, um in der Filmsprache zu sprechen. Aber sonst ist man noch wohlauf. Im Berliner „Klub der Filmindustrie" geht es hoch her, denn die neue Saison hat manchen Schlager, nicht zuletzt „Fridericus Rex", herausgebracht, und die Exportziffer hat steigende Tendenz. In der kürzlichen Generalversammlung des Klubs wurden in den Vorstand und in das Ehrengericht u. a. folgende Herren wieder- oder neugewählt: Corell, Rosenfeld, Hanewacker, Dienstag, Jakobsohn, Likowetzki, Justiz, Grüneberg, Saklikower, Mark, Reichenberg, Sochaczewer Kahn, Löwenthal, Schwab, Treumann, Wolff, Weitz, Bergemann. Was geschieht, wenn nun einmal im Klub der Filmindustrie eine Christenverfolgung ausbricht? fragte ein Witzbold nach Bekanntgabe des Wahlergebnisses. Er kann sich beruhigen.

Man ist in diesen Kreisen sehr tolerant, man verfilmt ja sogar den Messias und macht durch Fridericus Rex in Nationalismus, denn der einzige, der im Filmgeschäft einen „Standpunkt" haben darf, ist — der Kurbler.

Beim Theater wird lange nicht so viel verdient als beim Kino. Am schlimmsten hat es der greise Mime, auch wenn er Pensionär ist, denn jede ihm ausbezahlte Mark ist demnächst nur noch ein Pfennig. Für den alten Arthur Vollmer mit seinen 73 Jahren haben sich jetzt die Kollegen gerührt. Von diesen 73 Jahren hat er 41 am ehemaligen Königlichen Schauspielhause verbracht, als der erste Komiker, der ganze Generationen Berlins durch sein Augenzwinkern, seine Schalkhaftigkeit in jedem Mundwinkel, seinen lustigen kleinen Höcker auf der Nase und seine ganze sprühend elegante Art erheitert hat. Hans Waßmann, der jetzige Erste von ganz Berlin, wenn man die derbere Sorte Thielscher und Pallenberg für sich nimmt, ist sein Schüler. Solange der König von Preußen aus seinem Gehalt die Zuschüsse für die Hoftheater bestritt, brauchten auch die alten Pensionäre keine Not zu leiden, aber seitdem die Republik das Patronat über die nunmehr staatlichen Bühnen geerbt hat, müssen sie hungern, weil so sehr viele neue Beamte auch an dieser Futterkrippe herumstehen. Das staatliche Opernhaus und das staatliche Schauspielhaus zählen zusammen neben den Darstellern noch 535 Angestellte, während vergleichsweise die drei Max-Reinhardt-Bühnen — Deutsches Theater, Kammerspiele, Großes Schauspielhaus — mit nur 75 auskommen, und da ist es denn kein Wunder, daß die 535 mitsamt ihrem Beamten- und Arbeiterrat so viel brauchen, daß man für den seit fünf Jahren abgehalfterten Arthur Vollmer nicht mehr das Existenzminimum aufbringen kann.

Um nun eine recht große Ehrengabe für ihn zu sammeln, hatten die Kollegen und Kolleginnen von den Bühnen, vom Brettl, vom Konzertsaal am verflossenen Sonnabend, nach Feierabend, eine Nachtvorstellung für ihn in dem Alhambratheater am Kurfürstendamm veranstaltet. Sie alle waren gekommen, soweit man sie überhaupt in dem vierstündigen Programm, von 11 Uhr abends bis 3 Uhr morgens, unterzu-

bringen in der Lage war. In dem ersten, ernsten Teil „schmiß" die Branzell mit ihrem wundervollen Organ eine Carmen, daß alles elektrisiert wurde. Und Karl Armster von der Hofoper tat auch mit, obwohl er als frischgebackener Hochzeiter vielleicht lieber daheim geblieben wäre. Er hatte den Hochzeitsfrack sozusagen noch gar nicht ausgezogen. Ilse v. Gamp ist seine Frau geworden, die Tochter des verstorbenen freikonservativen Abgeordneten und Geheimen Oberregierungsrates a. D., der — er selber hatte einst in die Elberfelder Chemikerdynastie hineingeheiratet — seinerzeit durch seinen Verzicht auf jede Pension Aufsehen erregt hatte; wenn man wohlhabend sei, sagte er, so sei es skandalös, wenn man dem Staat noch Geld abnehme. Das waren damals eben andere Zeiten und andere Männer. In der Nachtvorstellung dirigierte Ignatz Waghalter, sangen und rezitierten auch noch andere erste Kräfte Berlins, bis sich endlich „Murren im Publikum" erhob und — zwei bekannte Konferenziers vom Brettl erklärten: nun habe man sich genug mit hoher Kunst gemopst, in der Zeitung habe „Nachtvorstellung" gestanden, und auf einmal gebe es Große Oper und so!

Nun war in fünf Minuten alles auf den Kopf gestellt, ein paar weibliche Kabarettsterne, an der Spitze die zwerchfellerschütternd rüde Cläre Waldoff, wurden auf die Bühne gelotst und traten in einen Sängerkrieg ein, in dem zwei Paar Wiener Würstchen als Ehrenpreis winkten. Mitten unter ihnen — den Sternen, nicht den Würstchen — Mädy Christians! Das in gutem Sinne eleganteste Mädel aller Berliner Bühnen, eine junge Dame von exquisitester Welt. Und die sang ein so unanständig süß-freches Lied, daß man erschauerte und dann wie rasend applaudierte. Aus dem Klatschen kam man fortan überhaupt nicht mehr heraus. Bei einem Radrennen mit Walzenuhr sah man sich die Augen aus dem Kopfe nach den eifrig strampelnden Harry Liedtke und Hans Waßmann, und man wieherte und brüllte, als nachher der große dicke Diegelmann im Kostüm der Henny Porten (Anna Boleyn) — andere mimten Mia May und Fern Andra — auch zum Wettbewerb erschien. Schon regnete es Prämien, Hunderter und Tausender.

Auch die Plätze bei der Wohltätigkeitsvorstellung hatten einen ganz anständigen Preis, 100 bis 600 Mark, und die Alhambra war knüppeldick voll, der ganze Kurfürstendamm mobil. Der alte Herr in Ballenstedt am Harz, dem alles dies gilt, kann wohl zufrieden sein. Er bekommt buchstäblich einen ganzen Eimer voll Papiergeld.

Wenn er sich nur rechtzeitig dafür etwas „hinlegt", sagten die bis zuletzt Ausharrenden in der Alhambra: Waren oder Devisen. Das Papiergeld allein macht nicht glücklich, man muß auch etwas dafür haben, und je länger man es aufbewahrt, desto weniger kann man dafür haben. Wer es noch kann, der legt sein Geld in Sachwerten an, aber da schnappen einem jetzt die Ausländer mehr denn je die besten Objekte vor der Nase weg. In ihrem Troß gewinnt der eine oder andere Mitläufer allenfalls etwas durch Spekulation in oberschlesischen Werten oder anderen Aktien. Auf dem Berliner Grundstücksmarkt kommt man schon nicht mehr mit. Ein Haus nach dem anderen kommt in den Besitz der Valutastarken. Das alte Preußen der Fridericus-Zeit hatte Unter den Linden, in der Behrenstraße, in der Wilhelmstraße ein pied-à-terre neben dem anderen, wo der Landadel ein oder zwei Wintermonate während der Hoffeste zubrachte. Jetzt verschwinden die letzten. Am Pariser Platz wird das fürstlich Blüchersche Palais zu einer Bank umgebaut. Käufer ist ein Mister Zinding, ein in Amerika reich gewordener Lette. Gleich nach Ostern werden die Mörtelwagen vorfahren. Hier zu wohnen, wünscht die Valutaaristokratie durchaus nicht, sondern nur hier Geschäfte zu machen, und es dauert vielleicht gar nicht mehr so lange, bis auf dem Brandenburger Tor ein Ausschank für american mixed drinks eröffnet wird. Man sieht's, man fröstelt und man sagt: na, dann vergnügte Feiertage!

13. April 1922

Digitized by Google

Ein Stinnes-Theater? — Die Kinder im „Tell“ — In Berlin vor 110 Jahren — Feminine Herrenmoden — Die Archipenko-Ausstellung — Frühling in Sanssouci — Was uns die Grenadierstraße beschert

Die Kunst geht nach Brot und schreit nach Stinnes. Selbst eine so gesunde und von reinen, starken Idealisten geleitete Bühne wie das Steglitzer Schloßparktheater in der umgebauten Villa des alten Feldmarschalls Wrangel kommt um eine Sommerverpachtung für französische Schundschwänke nicht herum. Man will eben leben. Und der Brotkorb hängt hoch.

Aber im tiefsten Innern aller unserer Darsteller reckt sich die Sehnsucht nach etwas Besserem, nach einer Kunst, die von dem Geschmack des Berliner Amüsierpöbels, der Geschäftsreisenden aus dem Reiche, der Ententeoffiziere in Zivil nebst weiblichem Anhang unabhängig ist. Es ist Sehnsucht nach einem preußischen Bayreuth. Der Versuch, durch Geldbeträge vieler Begeisterter wie einst im Richard-Wagner-Verein eine nationale Bühne zu schaffen, mißlingt immer wieder. Begeisterung ist da, aber kein Geld. Da richten sich denn die Augen auf den großen deutschen Industriekapitän. Stinnes macht alles, vom Bergwerk bis zum Hotel, vom Dampfer bis zur Zeitung, und alles gelingt — warum sollte er uns nicht auch aus dem Theaterelend erlösen können? Es ist doch unerhört, daß just in Berlin unsere deutschen Klassiker nur sehr sporadisch zu Worte kommen und daß in dieser Zeit der Knechtung der Freiheitsodem vaterländischer Dramen erstickt wird. Als Ulrich Haupts Freilichttheater mit Kleists „Hermannsschlacht“ in die Binsen ging, hoben sich zuerst die Hände zu Stinnes. Ihm müsse es doch eine Kleinigkeit sein, ein oder zwei gute Berliner Theater hinzustellen, von denen ein belebender Strom nationalen Stolzes ausginge. Nun ist er auch gar nicht abgeneigt. Aber erst, wenn sich die rechten Werkleute zusammengefunden haben. Auch er empfindet es wie wir alle als eine Schmach, daß sogar im besetzten Wiesbaden eine wundervolle „Tell“-Aufführung über die Bretter gehen

kann, in Berlin aber seit Jahren die großen Bühnen sich ihr verschließen. Das letzte war der übliche und üble Treppenwitz im staatlichen Schauspielhaus: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen!" sagt Tell und zeigt auf die den ganzen Raum ausfüllende — Treppe. Da wendet sich der Gast mit Grausen.

In einer Zeit wie der heutigen kann man aber unsere Jugend unmöglich ohne „Tell" heranwachsen lassen. Man liest ihn zu Hause mit verteilten Rollen. „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!" Und dann geht man schließlich in das sogenannte klassische Theater, eine Organisation von leider recht mäßigen Darstellern, die zweimal wöchentlich nachmittags auf irgendeiner Bühne mimen; die Eintrittskarten werden in den Schulen zu billigem Preise vertrieben, und den „Tell" gibt es in diesem Schülertheater mindestens alle vierzehn Tage einmal, und immer ist es pfropfenvoll. Der Berliner nennt das das Zopfbandtheater. Sitzt man im Oberring etwa im Schillertheater Charlottenburg, so sieht man auf ein Meer von Zopfbändern und Haarschleifen in Rot und Rosa und Blau und Braun hernieder, so viele kleine Mädchen im Alter von 8 bis 12 Jahren sind da versammelt. Auch noch kleinere Bübchen. Viel zu wenig dagegen heranwachsende Jünglinge, und gerade die müßten doch her. Man sieht: es geht den Eltern nur darum, daß ihre Kleinen „auch schon im Theater" gewesen sind. Allenfalls schickt man der Bildung wegen das Fräulein mit. Das muß dann den Jungen oder das Mädchen — überhören. Hinter mir dauernd dieses Gewisper.

„Wem sind die Augen ausgestochen?"

„Dem alten Mann."

„Welchem alten Mann?"

„Der da sitzt."

„Aber Kind, das ist doch Stauffacher!"

„Ja."

„Also welchem alten Mann?"

„Ich weiß nicht, Fräulein!"

Das ist eine Qual. Vor hundertundzehn Jahren war es anders in Berlin. Da überließ man die Kinder nicht irgend-

einer Demoiſelle, wo es um das Höchſte ging, ſondern die Mutter ſelber ſetzte ihnen die Gemüter in Flammen. Das war damals, als zwei fremde Geſandte in Berlin ihren Regierungen übereinſtimmend berichteten, die Stimmung des Volkes inmitten der franzöſiſchen Überwachung ſei ganz unbeſchreiblich; wenn dieſes Volk nicht in den Krieg gegen die fremden Unterdrücker geführt werde, dann mache es ſicher Revolution. Das war damals, als die Waldenburger Bergleute von ihrem Lohn einige hundert Taler ſammelten, um für einundzwanzig der ihrigen die Ausrüſtung zu kaufen und ſie zu den Freiwilligen ſtoßen laſſen zu können; damals, als Arbeiter und Geſellen, nicht etwa nur die ſogenannten Gebildeten, freudig Gold gaben für Eiſen. Nach einer ſolchen Geſamtſtimmung ſucht man heute in Berlin noch vergeblich, darüber dürfen wir uns keinerlei Täuſchung hingeben. Erſt vor wenigen Tagen iſt es einem lieben Logierbeſuch bei uns, einer jungen Dame aus Wernigerode, paſſiert, daß in der Wannſeebahn ein betrunkener Arbeiter, ohne daß er von den eingeſchüchterten Mitreiſenden niedergeſchlagen wurde, ſie angrölte:

„Rücken Sie bloß nicht aus, Fräulein, ich ſchieß ja nicht! Ich ſchieße bloß auf Unteroffiziere und Offiziere, wenn uns einer wieder einziehen will! Wir ſind Proletarier, und die Franzoſen ſind unſere guten Freunde!“

Das iſt nicht der Geiſt von 1812, ſondern Geiſt von 1918; nicht Geiſt von Stein und Arndt, ſondern Geiſt von Scheidemann und Haaſe.

Noch iſt er überwiegend, wenigſtens in Berlin N. und Berlin O., obwohl ſchon mancher Mann auch dort aus dem Irrwahn erwacht iſt. Und in Berlin W. fröſtelt es einen aus einem anderen Grunde: weil man da ſo wenig Männlichkeit unter der männlichen Jugend ſieht. Alles ſtolziert „auf Taille“ umher — und mit wattiertem Weiberbuſen, aus dem ein buntſeidenes Taſchentüchlein kokett hervorlugt. Die Mode effeminiert uns und maskuliniert die Frauen, während ihr eigentlicher Zweck doch iſt, das Geſchlecht zu unterſtreichen. Der Vorkriegsamerikaner mit den vom Schneider verſtärkten Schultern und den vom Schuſter verbreiterten Stiefeln hatte mehr Sinn.

Heute aber verzierlicht sich die Herrenwelt und wird im Gegensatz hierzu die Frauentracht immer viereckiger, so daß einzelne Tauentziengirls von weitem aussehen wie ein pythagoreischer Lehrsatz auf Stelzen.

Natürlich haben sich das die Modeblätter nicht von selber ausgedacht. In der Formzertrümmerung ist die bildende Kunst vorangegangen, begeistert umheult von der zünftigen Kritik. Jetzt wird der Kritik selber bange vor dem, was da angerichtet ist, und sie stellt kleinlaut fest, daß ein starkes Drängen zurück zur Natur unverkennbar sei. Man sieht doch wieder erklärliche Bilder und verständliche Skulpturen. Aber einmal noch haben die Verdreher ihre Kraft zusammengenommen und nun in Berlin eine Gesamtausstellung der Werke Alexander Archipenkos veranstaltet. Dieser russische Bildhauer ist ja Idol aller Formzertrümmerer. Auf einem Riesenkörper der nur angedeutete Kopf eines Neugeborenen. Ein mächtiger Bauchnabel mit ein paar angeklebten verkümmerten Extremitäten. Überlebensgroß steile Bügelfalten als angebliche Beine unter einem zur Persönlichkeit erweckten Kropf. Das ist so seine Welt. Diese exzentrische Welt des Willens zum Verblüffen ist ja auch für die Mode kennzeichnend; Körperformen werden nicht mehr gezeigt, sondern gezerrt. Wir müssen das auch noch eine Weile erdulden, auch die Sturm-Clique, auch Alexander Archipenko und seinen ganzen Heerbann. Eine Entwicklung, die sich in allen Zeitaltern wiederholt, wird uns danach zu ganz ungekünstelter Einfachheit und Formenwahrheit führen: über kurz oder lang sind wir wieder reif für die klassischen Gewänder aus der Zeit der Königin Luise.

Der Weg zu ihrer Grabstätte im Charlottenburger Schloßpark wird dem Volke durch die Obrigkeit verrammelt, wie ja auch neulich dem Staatsopernorchester das Spielen von Richard Wagners „Kaisermarsch" und Siegfried Wagners „Fahnenschwur" verboten worden ist. Aber alles Verrammeln und Verbieten hilft nichts: wir finden schon den Weg zu unserer Geschichte! Wir finden ihn trotz Berlin N., Berlin O., Berlin W. Und zwar finden wir ihn durch die herströmenden Besucher aus dem Reich, soweit sie dem gebildeten Mittelstande

angehören und nicht Berliner Nächte, sondern — den Potsdamer Morgen suchen. Sie bringen uns wieder bei, daß das Schönste an Berlin eben Potsdam sei, und mit ihnen zusammen genießen wir dann die Rückschau auf brandenburgisch-preußisch-deutsche Herrlichkeit von den Terrassen aus, die zu Sanssouci emporführen. Die bieten jetzt, wo die Magnolienbäume blühen, einen wundervollen Anblick. Nur soll man wirklich frühmorgens hin, auch nicht an Sonntagen, denn da wird man erdrückt in der Menge und empfindet auch nicht die ganze Weihe. Es gehört Stille und Ehrfurcht dazu. Der an sich laute Berliner ist aber heute an solchen Stätten unleidlicher denn je. In der Gemäldegalerie des Alten Fritz ist — selbstverständlich — das Rauchen verboten. Der Pförtner macht höflich darauf aufmerksam. Entrüstet aber wendet sich der Berliner Bürger zu seiner Frau um und kreischt ihr zu:

„So'n Pochtjeh! Einfach oijinell! Haste Wochte?"

Mehr oder weniger wird es freilich wohl überall in der Welt so zugehen. Auch auf der Akropolis in Athen ist es peinigend, wenn man da in eine große Cook- oder Stangen-Reisegesellschaft hineingerät oder schon vorher durch die Gasse der einheimischen Händler mit gefälschten Antiquitäten Spießruten läuft, dagegen himmlisch schön, ganz einsam — vor offizieller Öffnung oder nach offizieller Schließung des Propyläen-Gitters — in den Marmortrümmern zu liegen und hinüber in die Bläue von Salamis zu starren. Sanssouci hat auch am späten Abend seine besonderen Reize, wenn rotgolden von Westen her die untergehende Sonne durch die Flügel der „historischen" Windmühle scheint, das Gezirp der Vogelwelt schon aufgehört hat und durch die klare Luft von der Garnisonkirche her, dem letzten Ruheort Friedrichs des Großen, das Glockenspiel „Üb' immer Treu und Redlichkeit" herüberklingt. Man hat diesen Text schon früher verballhornt, aber wenn jetzt jemand zu den abgemessenen Schlägen abgemessen mitsingt:

„Üb' immer treu Parademarsch
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Vom Vordermanne ab!",

so ist man nicht entrüstet, sondern eher gerührt: auch das ist Geschichte, was da auf dem alten Exerzierplatz zwischen Garnisonkirche und Stadtschloß sich über hundert Jahre abgespielt hat, bis der Platz zu eng wurde und das Bornstedter Feld ihn ersetzte. Die Potsdamer durchaus nicht „reaktionäre" Stadtverwaltung hat die allerletzte soldatische Vergangenheit ihres Gemeinwesens auf Notgeldscheinen festhalten wollen. Da sieht man die Uniformen der „Stoobigen" (3. Gardeulanen), „Strippenjungens" (Leibgardehusaren) und der übrigen Potsdamer Regimenter. Aber das hat unsere hohe staatliche Obrigkeit sofort wieder verboten. Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können, heißt es. Trotzdem versuchen es die Novembermänner, auch dieses Paradies uns zu verrammeln. Vergebliche Mühe! Noch einige Jahre weiter, dann werden sogar Drückeberger, Deserteure und heute noch knallrote „Pazifisten" ihren Kindern und Enkeln leuchtenden Auges von ihren Heldentaten im Kriege und von ihrem strammen Exerzieren davor erzählen, werden ihnen die alten Militärmärsche vorpfeifen und sich Mühe geben, mit einem Besenstiel den Kleinen tadellose Griffe vorzuklopfen. Man muß nur Geduld mit dem Volke haben. Es hat immer erst in tiefster Not die Augen sich öffnen lassen.

Noch ist sie nicht da. Irgendwo im Saarland vielleicht oder im Posenschen, aber nicht in Berlin. „Teuerung ist Not nur für diejenigen, die kein Geld haben," sagt der Berliner Bäckergeselle und steckt lächelnd 840 Mark Wochenlohn in die Tasche. Außerdem wird die Welt draußen allmählich nun doch grün, und die Hoffnung regt sich, daß „Genua oder sonst was" uns helfen werde. Zum Sommer zu ist dem Großstädter das Herz immer federleicht, auch wenn er fast gar nichts vom Sommer merkt. Und doch hat er so einige Anzeichen dafür. Die Kinder auf der Straße stecken die Murmel — die bedeuten die Frühjahrssaison — weg und peitschen statt dessen Kreisel auf dem Asphalt. Die Theater werden an Gastgesellschaften verpachtet. Der Lunapark wird futuristisch neu angepinselt. Mutter holt das letzte Sauerkraut aus dem schon stark riechenden irdenen Topf. „Und denn, wissen Se, wat janz sicher is, det wissen wa

aus'm Felde, nämlich, wenn de Wanzen rauskommen, denn is Somma!", ſagt etwas elegiſch der Mann aus Berlin C. und Berlin N., wo die vielen zugezogenen Öſtlichen dieſe Beſcherung eingeniſtet haben. Von dort aus wird das ehedem ſo blitzſaubere, ungezieferfreie Berlin allmählich zum Großabnehmer für Inſektenpulver gepreßt. Denn die Zuwanderer bleiben keineswegs in Berlin C. und Berlin W. Sie machen Geſchäfte und „verbeſſern" ſich. Eine der unverſchämteſten Zeitungsanzeigen, die ich je geleſen, kam mir dieſer Tage vor Augen:

„Ein Zimmer mit Küche, Grenadierſtraße, gegen Zehn-Zimmer-Wohnung, Weſten, zu tauſchen geſucht."

20. April 1922

32

Zwiſchen 1 und 4 Uhr nachts — Sumpfbummel — Valuta-Nackttänzerinnen — „Mutti, ſoll ich?" — Käthe Dorſch als Madame Unverfroren — Judith und Holofernes — Internationale Werkzeugſammelwoche

Ich bekomme leider ſehr viele Briefe.

Ich beantworte leider nur ſehr wenige.

Meiſt ſchreibt man mir, es müſſe ja ein Vergnügen ſein, ſich meinen Spaziergängen durch Berlin anzuſchließen, und da man nächſtens ein paar Tage nach Berlin reiſe, möchte ich doch Namen und Adreſſe angeben, dann könne man gemeinſam was unternehmen, und auf einen Taler, und fünf Neugroſchen käme es im übrigen nicht an. Solche Briefe laſſe ich kiloweiſe einſtampfen. Herrſchaften, ich weiß ſchon: Daheim wollt ihr von „Berlin bei Nacht" erzählen können, und ihr glaubt es mir nicht, daß ich — wie überhaupt 999 von 1000 Berlinern — nachts zu ſchlafen pflege, nachdem ich tags tüchtig gearbeitet habe. Nicht der Berliner iſt der Bummler, ſondern der Auswärtige oder, wie man ſüdlich des Mains zu ſagen pflegt, der Hergeloffene. Die Leute, die in St. Pauli das meiſte Geld verjuxen, ſind auch beileibe keine Hamburger, und die Damen,

die in Garmisch in Breeches einherstolzieren, sind auch keine bayerischen Sennerinnen. Ich kann den Brieffschreibern, die durchaus zwischen 1 und 4 Uhr nachts „Berlin kennenlernen" wollen, nur raten, es ohne mich, am besten in Begleitung ihrer eigenen Frau, zu versuchen.

Also Sie gehen spät abends in die Weiße Maus oder in den Schwarzen Kater oder in die Libelle oder in die Rakete oder in ein anderes der Hunderte von Kabaretts, machen eine tüchtige Zeche, lassen merken, daß Sie dicke Marie — nämlich eine wohlgefüllte Geldscheintasche — haben, brüllen dann um 1 Uhr nachts:

„Was, schon Schluß? Wo geht man jetzt denn hin?"

und können daraufhin sicher sein, daß Sie fortan, mit Hilfe des Portiers und anderer Menschenfreunde, die Trinkgelder für keine Beleidigung halten, richtig verfrachtet werden. Zuerst kommen Sie vielleicht nur eine Stiege höher oder einen Hof weiter in ein Lokal, in dem bei zirpender Musik ein paar dürftige Ladenfräulein paarweise in ihrem besten Ausgehkleidchen tanzen, der Schaumwein für die glotzenden und sich im Grunde langweilenden Besucher das Doppelte des Tagespreises kostet und jedermann eine Mitgliedskarte des „Vereins Frohsinn" nebst Einladung zu dem Kränzchen just dieses Tages erhält. Man kommt sich wer weiß wie verwogen vor, daß man so von Vereins wegen der Polizei anscheinend ein Schnippchen schlägt, hat aber vom Verein Stumpfsinn bald genug, da es hier noch weniger orgienhaft zugeht als im Rauchklub „Blaue Wolke" am hellen Nachmittag in irgendeiner soliden Weißbierkneipe. Wer aber dann seine dicke Marie noch weiter entfetten will, der findet sicher so zwischen 2 und 3 Uhr nachts vor dem Hause Droschken und Schlepper, die ihn weiter verfrachten und nun wirklich an die Stätten bringen, wo man sich den Kneifer auffetzen muß, damit einem nichts entgeht, und wo für die Flasche Schaumwein, deren Kauf das Honorar bedeutet, das Vierfache gefordert wird.

Seit bald zwanzig Jahren — die Kriegsjahre, wo ich an der Front war und in Urlaubszeiten anderes zu tun hatte, davon abgerechnet — mache ich einmal jährlich einen Sumpfbummel

durch Berlin, um den Pegel der großstädtischen Verlumpung festzustellen. Als Ehrendame nehme ich da meine Frau mit. Sicherheitshalber, verstehen Sie! Und weil sie mich überhaupt beruflich unterstützt, und weil vier Augen mehr sehen als zwei, und weil ich persönlich von der Hälfte des Schampus genug habe. Meine eigene Schwägerin, die zwar Ärztin, aber eine unbescholtene ältere Jungfrau ist, macht Stielaugen und sagt: „Wie kannst du bloß! Zu solchen Orgien!“ Aber es ist wirklich nichts Orgiastisches dabei, soviel ich von Unverheirateten beiderlei Geschlechts auch danach gefragt werde, die es darunter nun mal nicht gelten lassen — sondern im Grunde nur Beschämendes. Besonders jetzt, wo die Lebensnotwendigkeiten so teuer sind, gute — seidene Strümpfe beispielsweise 800 Mark. Also ich überspringe als alter Berliner die Vorstufen des Kabaretts und des markierten Vereins und werde mitsamt meiner Frau von einem Schlepper an dem Portal einer Mietskaserne abgeliefert, wo gerade — das ist allnächtlich an Hunderten von immer wieder wechselnden Stellen der Fall — in einer Privatwohnung was los ist. Ein paar Morsezeichen mit der Knipslaterne. Das Portal geht auf. Aus der Finsternis zuckt ein Strahl auf und beleuchtet unsere Gesichter. Es ist gut. Der zweite Posten übergibt uns einem dritten. Auf dem Hof wird eine Tür aufgeschlossen, man geleitet uns drei Treppen empor. Nun sitzen wir in dem Speisezimmer der ziemlich ausgeräumten Wohnung. In der Mitte baumelt die Hängelampe über der Stelle, wo sonst wohl der große Eßtisch steht und wo nun getanzt werden soll, an den Wänden stehen verhängte Stücke — ich stoße mir den Ellenbogen an einer Singer-Nähmaschine ab — und Tischchen mit Stühlen, ein schwitzender Kellner gleitet einher und läßt Pfropfen knallen, zwei Musiker fiedeln leise und eindringlich, außer uns sitzen hier und im ehemaligen Salon noch einige Ehepaare, außer uns — lauter Ausländer.

Also da tanzt eine.

Das heißt: sie trollt und schlenkert sich nach dem Takt der Musik durch die beiden Stuben, hat von wirklichem Tanzen keine Ahnung. Sie läßt sich nur — sachlich, kühl, ein bißchen verekelt — von den Insassen hüben und drüben beäugen, während sie sich

dreht. Im vorigen Jahr habe ich auf einer solchen Studienfahrt festgestellt, daß die Tänzerin nur mit — ein paar Haarnadeln bekleidet war. Diese mit überhaupt nichts mehr. Gelöstes Haar. Kein Lendenschurz. Platte widerliche Nacktheit; also nichts lüstern Verhülltes. Ein Däne, Typ Großkaufmann, der drüben mit zwei älteren Kopenhagener Damen der Gesellschaft sitzt, um die Zeit totzuschlagen, sieht zu, gänzlich ungereizt. Er wirft der Tänzerin ein paar Hundertmarkscheine hin, die für ihn ja nur wenige Kronen bedeuten. Sie kriecht — kriecht buchstäblich — an ihn heran wie ein Hund und küßt ihm die lässig über die Stuhllehne herabhängende Hand. Die Schamröte steigt uns ins Gesicht über diese deutsche Erniedrigung vor der fremden Valuta. Aber das schwarzhaarige Frauenzimmer scheint wenigstens keine gebürtige Deutsche zu sein; ihre Wiege hat wohl irgendwo in Galizien gestanden.

Dagegen links von uns steht an der Wand, ganz angekleidet, ein junges Ding mit silberblondem Haar, 15 — fünfzehn — Jahre alt, Stupsnase in dem ausdruckslosen Berliner Rangengesicht. Die tanze auch, sagt der Kellner, und viel besser. Wir fragen sie erschüttert, ob das wahr sei. Ja. Eigentlich habe sie heute schon genug. Sie müsse doch früh um 9 im Geschäft sein. Was sie denn sei? „Ixpedentin!" „Ach so — Expedientin?" Ja. Sie habe gedacht, da lerne man auch Schreibmaschine und Buchführung, aber sie sei bloß Laufmädel. Tanzen habe sie drei Jahre lang bei einer richtigen Ballettmeisterin gelernt. Aber nun sei Vater tot und die Tanzstunde zu teuer. Ob sie noch einmal heute hier auftrete, fragen wir. Sie sieht uns ungewiß an, wahrscheinlich auf „dicke Marie" hin, und sagt dann:

„Aber nur mit Badehose, nich ganz ohne!"

Bitte sehr, wie sie wolle. Und nun kommt das Überraschende. Plötzlich quäkt ihr Stimmchen durch den Raum:

„Mutti, soll ich?"

Wir fahren herum. Wahrhaftig, da hinten rechts sitzt, ganz ehrpusselig, Frau Marthe. Sie holt sich das Kind heran, entkleidet es vor aller Augen bis aufs Hemd, zieht ihm darunter die schlotternde Badehose an, hebt das Hemd dann ab und läßt das

magere Figürchen los. Das Silberblond wirbelt durchs Zimmer, die Kleine wiegt sich kunstgerecht nach der Musik, sie hat wirklich etwas Schulung. Die Mutter zählt derweil die Trinkgelder. „Ach, wie schön, 375 Mark, das gibt Strümpfe und Handschuhe für das Mädel!" Ich kann mir kaum ein Menschenvieh vorstellen, das an dieser Vorstellung sich ergötzte. Man ist ernüchtert, ist nur noch Soziologe. Das Weinen ist uns näher als alles andere.

So, Herrschaften, wenn ihr nun noch Lust habt, Berliner „Orgien" euch anzusehen, dann kommt her, und wenn ihr unsereins um solche beruflichen Feststellungen beneidet, könnt ihr mir leid tun, und wenn euch der Jammer über die deutsche Verlumpung nicht erschüttert, dann verdient ihr nicht, in der ehrenfesten alten Zeit gelebt zu haben.

Nein, wir wollen lieber, wenn Besuch nach Berlin kommt, ins Theater gehen. Auch das ist freilich verlumpt genug, nährt sich noch immer von Pariser Abfall, aber gelegentlich kommt von drüben auch ein „anständiges" Stück. Im Lessingtheater wird jetzt Sardous alter Reißer „Madame Sans-Gêne" aufgeführt, nicht etwa aus künstlerischer Freude an diesem Napoleon-Volksstück, sondern nur deshalb, weil man eine ganz wundervolle „Madame Unverfroren" in Käthe Dorsch besitzt. Die Berliner Theater können nur leben, sobald sie einen Liebling des Publikums haben, das ist die ganze Erklärung des heutigen Starsystems. Es ist gar nicht einmal ein wirklich großer Künstler, eine wirklich große Künstlerin nötig. Nur halt ein „lieber" Mensch, von dem jeder entzückt ist und von dem jeder wissen will, wie sein Hundchen heißt, wie sein Schneider, wie seine Manicure. Noch vor wenigen Jahren war Käthe Dorsch kaum bekannt, nur dem einen oder anderen als eben „sehr lieb" aufgefallen, der dann wohl am Ausgang des Komödienhauses am Schiffbauerdamm auf sie wartete, wie solche Talententdeckungen überhaupt angefangen werden. Inzwischen ist Käthe Dorsch an das vornehmere Lessingtheater übergesiedelt, hat als „Flamme" ihren ersten großen Erfolg, in den „Müttern" von Hirschfeld ihre erste allgemeine Anerkennung und als Gretchen im „Faust" ihre erste schwere Belastungsprobe gefunden. Sie hat Harry Liedtke

geheiratet. Er filmt, sie spielt, beide sind Schwerverdiener, beide Liebling des Publikums. Ihr keckes Näschen und ihre Drolerie hat sie behalten, ist dazu inzwischen viel molliger geworden, kurz, „Madame Sans-Gêne" ist eine großartige Rolle für sie. Ich sehe dieses Wäschermädel, das es dann zur Herzogin bringt, darob aber ihr goldenes Herz und das Geradeherausreden nicht vergißt, wohl schon zum sechsten Male. Auf der französischen Bühne von der Réjane, die eine funkelnde kleine Katze war. Auf der englischen von Ellen Terry, die trotz des gut gespielten Temperaments mir zu alt und zu steifleinen erschien. Auf der deutschen unter anderen von Jenny Groß, die viele Brillanten zur Schau trug und so herzhaft zu küssen verstand, daß im Parkett die ältesten Greise lebendig wurden — den sogenannten Theaterkuß hielt sie für schäbigen Betrug an den Zuschauern. Aber so nett in einem Atem zu jubeln und zu schluchzen, jubelnd zu schluchzen, schluchzend zu jubeln wie Käthe Dorsch als „Madame Sans-Gêne", wenn sie ihrem Manne, dem ehemaligen Sergeanten und nunmehrigen Marschall Lefèbvre, an den Hals fliegt, das hat doch keine von den dreien fertiggekriegt. Jedenfalls die schwärzesten Kritiker schwärmen leise ihre Blondheit an. Es ist nicht das schwere Weizengelb der Haarkrone Lucie Höflichs, es ist ein ganz gewöhnliches Berliner Blond, aber schon das ist allmählich eine Seltenheit auf unseren Bühnen geworden. Käthe Dorsch hat auch die künstlerische Reife von Lucie Höflich noch nicht erreicht. Und doch: an ihren lachenden Augen wird man gesund. So ist denn kein Abend verloren, an dem man sie sieht, ob es nun auf den weltbedeutenden Brettern ist oder daheim im Hause Liebke. Aber die Zeit, wo man den Theaterlieblingen die Pferde ausspannte, sind wir hinaus, denn heute fahren sie im Auto. Sonst könnte Käthe Dorsch auch das erleben.

Im Großen Schauspielhaus Reinhardts fehlt die Intimität der Guckkastenbühnen. Im Großen Schauspielhaus kann man vielleicht berühmt, bestimmt aber nicht beliebt werden; außerdem ruiniert man sich da vor dem Vierthalbtausend die Stimme. Zu dem klassischen Massentheater gehört eben die — Verzeihung — Maulöffnung der Maske als Megaphon. Deshalb hat so

Agnes Straub, unsere gegenwärtig größte Menschendarstellerin, dem Reinhardtzirkus Valet gesagt. Statt ihrer hat man sich aus Hamburg Mea Steuermann für Hebbels „Judith" als Heroine verschrieben. Sie hat edlen, großen Ton, sie füllt als Heldin den mächtigen Raum, aber wo sie als Weib in Holofernes Zelt unter der Berührung des Welteroberers erschauert, wo sie flüstern, stöhnen, keuchen muß, da wird sie von der Riesenhalle verschluckt. Die Bühne selbst im Großen Schauspielhaus ist nun von der Arena fast ganz in den Guckkasten verlegt, Reinhardts ursprüngliche Idee also gescheitert; geblieben ist nur allabendlich das Plus von zweitausend verkauften Eintrittskarten mehr. Das Dichterwort aber versagt. Es wirkt nur noch, wie im Film, das Bild und der Vorgang. Wie Holofernes da, unnahbar auf hoch emporgewuchtetem Thron, in gleißender goldener Starrheit sitzt, ein furchtbar prächtiger Götze, das geht an die Nerven. Der Scheinwerfer tut ein übriges dazu. Wenn die Regisseure nicht, was schon in den „Räubern" auffiel, so symmetrisch die Massenszenen stilisierten, sondern das Volk von Bethulien mehr losließen, wäre man versucht, gleich eine Filmaufnahme zu machen.

An einer anderen Stelle würde Hebbels gewaltige Sprache so hinreißend wirken wie die Kleists, hier aber sieht man nur das Bild. Wie ein gepeinigtes Volk seine Retterin, seine Rächerin findet: wie sollte das heute in den Herzen nicht nachklingen? Die hungernden und verschmachtenden Bethulier stehen im Düster gegen ihre Stadtmauer. Als das Tor geöffnet wird, um Judith hinauszulassen, die den schweren Gang zu Holofernes tun will, flammt orangefarben der Himmel herein. Bilder, prachtvolle Bilder, aber nichts als Bilder. Ist diese Auflösung des gedankenmächtigen Wortes in unserer gedankenlosen Zeit am Ende gar Erfordernis? Es ist, als wolle das Volk von Berlin nicht zur Besinnung darüber kommen, daß auch wir in die Hand des Holofernes gegeben sind. Wir raffen und rauben, und das Schicksal der Nation wird vergessen. Wo jemand daran erinnert, wie kürzlich in der Versammlung des Jugendbundes „Bismarck", da schlägt kommunistische Jugend alles kurz und klein. Ihr liegt ganz anderes am Herzen. Ihr

Reichskomitee der sogenannten Arbeiterhilfe veröffentlicht unter dem Motto, Rußland hungere nach Werkzeug, jetzt einen Aufruf zur Beteiligung an einer vom 1. bis 15. Mai stattfindenden internationalen Werkzeugsammelwoche, in dem es heißt:

„Bei euch liegt mancher Hammer, manches Beil, mancher Meißel, sonstiges Werkzeug und Nägel unbenutzt im Winkel herum! Sucht es heraus und bringt es zur Sammelstelle!"

Wo liegt das alles herum? Daheim beim Arbeiter? Sicherlich nicht. Sondern in der Werkstatt, in der Fabrik. Noch nie ist so frech öffentlich zum Diebstahl aufgefordert worden. Aber man riskiert ja nicht viel. Die Kriminalität hat sich im Berlin der Republik so vermehrt, daß man für die ertappten Einbrecher und Diebe, wenn sie nicht ganz hervorragend schwere Jungen sind, nicht einmal Platz in der viele hundert Zellen umfassenden Stadtvogtei hat. Man muß sie also, so unglaublich das auch klingen mag, nach der Personalfeststellung — „vorläufig" wieder laufen lassen. Im Jahre 1913 hatten wir rund 600 Einbruchsdiebstähle in Berlin. Heute — 5500 in einem Jahr.

27. April 1922

33

Maifeier einst und jetzt — Das Fest der Schutzpolizei — Ein Wunder — Der 2. und 3. Mai — Radek und Bucharin agitieren ungestört — Die gehängte Minna — Bankbauten — Die ehemalige Hopfenblüte

„De—her Mai ist — gekommen ...."

Wenn ich dem Jungen drüben am Fenster bloß den Mund stopfen könnte! Er singt immer wieder, daß die Bäume ausschlagen. In unserer Straße ist kein Baum. Ich glaube, vor der neuen Ära war einer da. Damals legten auch die Hühner viel frischere Eier, sagt unsere Gemüsefrau und schließt, wie gewöhnlich, ihren Morgenspeech an die versammelten Dienstmädchen mit den Worten: „Willem muß wieder zurück!" Die gute Seele. Sie täuscht sich natürlich, wie auch viele andere,

über die kausalen Zusammenhänge. Die Rückkehr eines Monarchen würde uns nicht gleich ein goldenes Zeitalter verschaffen. Aber was die gute Frau von der — Hühnerleiter heutzutage erzählt, das stimmt schon, und der Chorus derer, die ihr zustimmen, wird täglich größer.

„De—her Mai ist — gekommen ..."

Verdammter Bengel, laß mich mit dem Mai zufrieden! Wenn ich ihn vor den Stadtmauern Rothenburgs erlebte oder an der Außenalster in Hamburg oder auf dem Blumenmarkt in Bozen, dann würde ich freilich besänftigt sein. Oder gar in alter Jugendseligkeit in Heidelberg. Ach ja. Man hat bei Menzer in Neckargemünd auf der Terrasse Mavrodaphne und Kalliste und andere griechische Weine zu märchenhaft billigen Preisen geschlürft, gleitet dann im Boot bei goldigem Abendrot flußabwärts, und wenn man um die letzte Ecke steuert, erstrahlt das Heidelberger Schloß in feuriger Lohe. Wissen unsere Großstädter überhaupt noch, was so eine richtige Maifeier der guten alten Zeit bedeutet? Erst mußte Feierabend sein; tagsüber wurde wie immer tüchtig geschafft. Dann aber ergriff linde Fröhlichkeit jedermanns Herz, alle Menschen waren einem ganz besonders sympathisch, und bis tief in die laue Nacht hinein freuten sich Bruder Studio und Bruder Steinklopfer, freuten sich Dienstmädchen und Professor und Lausbub und Geheimrätin und Leutnant und Briefträger des neuen Frühlings über dem lieben Deutschen Reiche.

Der Asphalt-Mai ist leider ganz anders. Da wird zunächst, ob man will oder nicht, Arbeitsruhe befohlen. Diese Maifeier ist Dienst, da muß man demonstrieren, sonst holt einen der Teufel und der Terror der Genossen. Und so zieht man denn betrübt daher ...

Nur einige Beobachtungen abseits der Reporter über den 1. Mai in Berlin seien hier vermerkt. Zum erstenmal hat in diesem Jahre auch — die Berliner Schutzmannschaft eine Maifeier versucht. Die Radikalsten unter den Grünen hatten vom Polizeipräsidenten, dem Genossen Richter, eigens die Erlaubnis dazu bekommen. Auf dem Hofe des „Alex" wurde eine Reihe weißgedeckter Tische aufgestellt, wo man schmausen wollte, auch

eine Rednertribüne war dabei, und die Schutzmannskapelle sollte spielen. Rundum an den Fenstern aber standen, erbittert lachend über diese Narretei, die weniger Radikalen und hatten allerlei ungefährliche, aber zum Teil übel duftende Wurfgeschosse bei der Hand. Da erbarmte sich der Himmel und verhütete die interne Schlacht der Grünen: es tröpfelte, es troff, es goß, und unter homerischem Gelächter mußten die Feierwütigen schnell ihre Tische wegräumen.

Es goß nicht minder im Lustgarten, wo infolge Aufgebots auch aller „zielbewußten" — Kinder bis zu 6 Jahren herunter eine Riesenversammlung zustande gekommen war, so daß man die „Feier" ungeheuer beeilte und bereits fertig damit war, als die letzten Demonstrationszüge auf den Platz erst einschwenkten. Nicht ein einziges fröhliches Gesicht habe ich unter den Tausenden, die an mir vorüberdefilierten, gesehen, wohl aber jammernde kleine Mädchen, die den Ruin ihrer Lackschuhe beklagten und denen der rote Regensaft aus den Stoffblumen im Haar das Mullkleid befleckte. Noch am nächsten Tage gab es Kinder mit einer Art Feuermal im Gesicht. Die Farbe hatte nicht weichen wollen. Vielleicht vier Fünftel der Demonstrierenden wären sicher zu Hause geblieben, wenn es nicht eben befohlener Dienst gewesen wäre und man bei Nichterscheinen allerlei Strafe hätte gewärtigen müssen. Die Maifeier ist als eine Kundgebung zur Erzwingung des Achtstundentages ins Leben gerufen worden, ist also heute, wo der Achtstundentag bei uns längst Gesetz geworden ist, ein Blödsinn. Tut nichts — was befohlen wird, wird gemacht; auch wenn im Grunde alles über den Blödsinn schimpft.

Aber das Publikum steht nicht mehr wie erstarrt, sozusagen mit den Händen an der Hosennaht da. Man weiß ja, wie entrüstet die Sozialdemokratie früher tat, wenn ein marschierendes Bataillon „den Verkehr hemmte", und da will es einem nun nicht in den Sinn, daß man einen kilometerlangen Zug von halbwüchsigen Gören mit roten Fähnchen und Blumen und Reifen ehrfürchtig abwarten muß. Ein Ordner schnauzt einen etwa sechzigjährigen Herrn, der eilig hindurch will, heftig an: „Sie da, hier geht's nicht durch, scheren Sie sich zurück!" Und nun geschieht das Wunder, das noch vor zwei Jahren undenkbar

gewesen wäre: der Herr, dem die Zornader schwillt, ruft: „Ihr Ochsen mit eurer Weltrevolution!", haut dem Ordner zwei gewaltige Backpfeifen herunter, daß der zurücktaumelt, und geht durch die scheu und still zurückweichenden Demonstranten, wie die Kinder Israel dereinst durch das Rote Meer. Ein Wunder. Alles ist still. Und kein Pharao setzt mit Roß und Reisigen hinterdrein.

Das Publikum — bald wird man sagen können: die Mehrheit des ganzen Volkes — hat die überflüssigen Demonstrationen satt. Nur der Polizeipräsident, Genosse Richter, hat unbegrenzte Hochachtung vor Demonstranten. Am 2. Mai ging es vor dem Berliner Rathaus los. Die Demonstranten fühlten sich da „provoziert", weil sie am Halse eines Polizeioffiziers, des Hauptmanns v. Bernuth, den — Pour le Mérite entdeckten. Bernuth, einer der tüchtigsten und ruhigsten Beamten, hat der Menge nichts getan. Einerlei. Er hat provoziert. Er muß weg. Und schon stellt Polizeipräsident Richter ihn zur Disposition. Da der Appetit beim Essen kommt, verkünden nun die „Funktionäre" der Berliner städtischen Arbeiterschaft, die Erklärungen Richters seien ungenügend, und beschließen am 3. Mai einen vierundzwanzigstündigen Streik. Nun haben wir ihn. Die Straßenbahn steht still, das elektrische Licht versagt. Kerzen heraus, Karbidlampen heraus. Aber auch viele Werkstätten stehen still, da der Strom fehlt. Diese allerneueste Demonstration kostet der Arbeiterschaft also viele Millionen an Lohn. Tut nichts. „Die Masse muß in Bewegung erhalten bleiben!" Die Berliner Sowjetrussen haben es befohlen. Der deutsche Arbeiter aber versteht zu gehorchen. Radek und Bucharin setzen trotz der Verpflichtung der Sowjetregierung, sich nicht in unsere inneren Verhältnisse einzumischen, ihre kommunistische Propaganda in regster Form weiter fort. So hat Radek am 28. April in der Brauerei Friedrichshain eine Rede gehalten, in der er die Kommunisten zur Herstellung der reinen Arbeiterregierung aufforderte. In letzter Zeit sind mehrfach Rundscheiben durch alle kommunistischen Stellen gegangen, die, wenn auch pseudonym unterzeichnet, mit Sicherheit von Radek stammen und eine Aufhetzung der kom-

munistischen Partei bezwecken, die zwar noch keine 100 000 Anhänger in ganz Deutschland zählt, aber auf das Mitfortreißen der Massen rechnet. Die Vorgänge vor dem Rathaus am 2. Mai sind auch mit Sicherheit auf die Aufhetzung Radeks zurückzuführen. Unsere Regierung hätte alle Veranlassung, dafür zu sorgen, daß die Sowjetregierung ihrerseits ihre Verpflichtungen innehält; aber darauf kann man lange warten — in Genua befrühstückt man einander, und in Berlin haben wir einen sehr braven Polizeipräsidenten.

Am schlechtesten sind auf ihn die Hausfrauen zu sprechen, die eine große Familie nicht ohne Dienstmädchen betreuen können. Man schämt sich freilich fast, wenn man überhaupt eines hat. Immerhin: manche Frau hilft doch geistig ihrem Mann im Berufe, dient ihm als Sekretärin oder gibt den Kindern Nachhilfestunde, oder betätigt sich sonstwie derart, daß sie den Hausstand nicht allein besorgen kann. Selbst kommunistische Abgeordnete leisten sich einen dienstbaren Geist, also kann das doch kein Protzen- und Drohnentum sein. Hat man aber ein Mädchen, dann gnade einem Gott, denn bei der Polizei gibt es keine Hilfe mehr. Rückt die Küchenfee aus, so kannst du zum Schlichtungsausschuß laufen. Zertöppert sie dir dein ganzes Porzellan, so spiele den Leutseligen. Drohst du ihr aus sonstigen Gründen mit einem schlechten Zeugnis, so streckt sie dir höhnisch die Zunge aus; denn die polizeilich gestempelten Dienstbücher sind wie das ganze Gesinderecht ja seit der Revolution abgeschafft. Trotzdem werden sie gehandelt, wie in Rußland der Zarenrubel. Es ist doch was dran. Es gibt organisierte Diebszünfte in Berlin, die bis zu 2000 Mark für ein Dienstbuch bezahlen, um damit ein Mitglied in wohlhabende Häuser zu schmuggeln. Seit Berlin steht, ist hier noch nicht so viel gestohlen worden, wie heute. Geht eine Donna nur mit einer Garnitur Brautwäsche und sonstigen „Kleinigkeiten" auf und davon, so soll man die Polizei mit einer Anzeige nicht erst behelligen, man wird doch nur ausgelacht. Weil es aber so ist, werden auch die ehedem Besten vom Diebsgeist angesteckt. Mit welch innigem Behagen habe ich früher gelegentlich von Pastors Minna erzählt, wie sie, wenn sie „als Schokei" auf den Maskenball zum Verein

der Berliner Laternenanzünder ging, sich zuerst bei Pastors in ihrer ganzen prallen Schönheit bewundern ließ. Und nun auch sie — es ist zum Herzbrechen. Also sie hat geklaut. Geld und anderes. Selbstverständlich auch Wäsche. Zuletzt, dreist geworden, auf einmal mehrere Mäntel und Pelzjacken, die im Korridor abgelegt waren, während die Besitzer im Zimmer bei Pastors saßen. Das wurde nun aber wirklich geklappt und gemeldet, die Polizei nahm den Tatbestand auf, ohne daß freilich ein Verfahren gegen das Mädchen eröffnet wurde, und Minna schrieb nun in ihrem Kämmerlein folgenden Brief an die Ihrigen, den ich hier buchstabengetreu wiedergebe:

„Meine liebe liebe Eltern. Ich kann nicht mehr leben, und euch nicht wieder sehen, denn wie ihr jetz hören mus, was ich alles verbrochen habe, so schlägst du mich lieber Vater tod, oder schmeißt mir raus, das du mir nicht wieder sehen willst, was habe ich alles in letzter Zeit verbrochen, und weiß nicht wie meine Hand dazu kam, soll ja ohne Strafe davon kommen, der Polizeibeamte hab ich sehr viel zu danken, aber der Scham vor euch also ist mir ein Strick um Halse lieber, läßt mir begraben wie ein Hund, mehr bin ich nicht wert, Was hab ich für liebe Eltern und Geschwister, ich bin solch ein Räuber, das ich mit Steinen geworfen werden muß, Gott las euch alle glücklich leben, und mir in die Hölle werfen, also lebt wohl eure gehängte Minna."

Dieser Brief, offenbar für das gute Herz des Pastors bestimmt, blieb in dem Kämmerlein liegen, ist nie abgeschickt worden. Minna selbst, die natürlich entlassen wurde, wirkt jetzt anderswo. Erhängt hat sie sich nicht. Das tun heute nur noch allenfalls die Bestohlenen, nicht mehr die Diebe, und gehenkt werden von diesen weder die großen noch die kleinen. Man läßt sie einfach alle laufen.

Im übrigen blüht nicht nur das Geschäft der offiziellen und inoffiziellen Langfinger. Auch sonst rollt und flattert Geld. Die Banken haben auch in der gegenwärtig flauen Zeit immer noch so viele Aufträge, daß sie ihr Personal vermehren und ihre Räume erweitern müssen. Eine Berliner Großbank hat augenblicklich nicht weniger als 70 halbfertige Bauten unter Aufsicht ihrer angestellten Architekten. Meist handelt es sich dabei um

Aufstockungen. Ein vierter Stock wird auf ein dreistöckiges Haus gesetzt und darüber noch ein Dachgeschoß mit vielen kleinen Bürozimmern. Außer den Banken baut fast niemand — abgesehen natürlich von denen, die sich „gesundgemacht" haben und ihr Geld, wenn es durchaus anderswie nicht mehr unterzubringen ist, dazu benutzen, sich ein Landhaus im Vorort errichten zu lassen. Man hat ja sein Auto. Und das läuft doch über Geschäftsunkostenkonto.

Die Banken aber, die außer den eigenen alten Häusern immer noch weitere brauchen, machen selbst vor sozusagen historischen Berliner Stätten nicht kehrt. So ist die „Hopfenblüte", das alte Rieprichsche Bierlokal Unter den Linden, nun schon lange in Bankbesitz übergegangen und wird vorläufig als Kasino für die Angestellten bewirtschaftet. Wer jemals in Berlin studiert hat, der kennt natürlich die Hopfenblüte. Dort saßen junge und alte Akademiker, Offiziere in Zivil und Handwerksmeister — Kleinbürger aus dem Gefolge der Ahlwardt und Pückler zumeist — bunt durcheinander in den getäfelten Riesenräumen bei gutem Bier und ließen sich vergnügt, nicht immer stillvergnügt, von 36 Kellnerinnen bedienen, die — darauf hielt der wackere Rieprich — bei aller Appetitlichkeit doch über das kanonische Alter schon hinaus sein mußten, damit das Lokal so anständig bleibe, wie es die Bierstuben in München sind, und nicht auf die Stufe der Animierkneipen herabsinke. Das sogenannte lateinische Viertel, nördlich der Linden, war nahe genug, an Besuchern fehlte es nie, und wenn auch mal ein derber Scherz fiel, ein herzhafter Klaps auf Wohlgepolstertes traf, eine kosende Hand sich um eine Hüfte legte, so waren die 36 doch allesamt Mannes genug, sich unerwünschter Zudringlichkeiten ebenso zu erwehren, wie ihre sonst unvergleichlichen Münchener Kolleginnen. Das märkische Mundwerk versagte nicht. Ein langer Deutschamerikaner saß kurz vor dem Kriege einmal mit mir in der Hopfenblüte und erlaubte sich, durch das vierte Maß befeuert, eine anzügliche Bemerkung zu einer der Heben. Als sie dann aber hoheitsvoll nur mit „Sie —, Sie fettgemachter Zwirnsfaden, Sie!" ihn anschmetterte, blieb ihm der Atem stecken.

Um ½2 Uhr nachts mußten die Mädels abgerechnet haben. Dann stand schon eine kleine Schar Getreuer draußen am Nebenausgang in der kleinen Seitenstraße. „Man stand Flanellwache", hieß das. Heute ist es abends da ganz still. Auch vorn in dem großen maurischen Hof mit seinen bunten Fayencewänden. Nur mittags ein Gewimmel wie ehedem. Aber da wird von Kursen und Devisen und täglichem Geld und Bezugsrechten gesprochen, nicht mehr von Politik und Studium und Liebe. Im lateinischen Viertel sitzen heute Ostjuden. Und ein Lokal wie die Hopfenblüte ist heute auch anderswo nicht mehr möglich, weil die alte Biergemütlichkeit dahin ist.

4. Mai 1922

34

Knutschen in Uniform — Neue Hauptleute — Die Sportlehrer in Plötzensee — Valuta-Restaurants — Café „Islam" und Café „Bosporus" — Frau Enver Pascha — Grabbes „Napoleon" bei Jeßner

Man muß nur die Augen aufmachen, dann sieht man lauter „Errungenschaften" der neuen Zeit. Wurde früher nicht ständig darüber geklagt, daß unser Offizierkorps zu exklusiv sei? War es nicht empörend, daß das Schicksal einer neuen Weinstube davon abhing, ob „man" dort in Uniform hingehen könne oder nicht? Wurde das Benehmen der Herren nicht stets so kontrolliert, als seien sie unmündig? Damit ist es nun zu Ende. Wir haben die neue Freiheit, und wer, wie gesagt, die Augen aufmacht, der sieht, wie das ausgenutzt wird.

Da steht ein aktiver Hauptmann in Uniform am hellen lichten Tage im Toreingang eines Hauses im Berliner Westen, knutscht sich mit einem Dienstmädchen ab und schwört ihm ewige Liebe und Treue. Mir wurde — vor Glück natürlich — fast schwindlig. Ich dachte nach: Hauptmann — also schon vor dem Kriege unter dem Kaiserreich mindestens Leutnant — also gänzlich umgelernt — neuer Typus — Hurra, Hurra, Hurra! Oder Hoch, Hoch, Hoch! Oder Nieder, Nieder, Nieder! Ich

kenne mich mit der neuen Etikette noch nicht so ganz aus. Aber der Fall interessierte mich so, daß ich ihm nachspürte, und da erfuhr ich denn, was bisher noch gar nicht bekanntgeworden ist, daß es heute in der Reichswehr Hauptleute gibt, die — erst 1918 Offizier geworden und kürzlich unter Überspringung der Oberleutnantscharge zu Hauptleuten ernannt sind.

Das sind die vom neuen Stil. Ein ehemaliger Sergeant von den Kürassieren ist heute Pionierhauptmann; wenn ein Brückenschlag von ihm verlangt wird, kriegt er den Zungenschlag. Jetzt verstehe ich es auch, warum ein lieber alter Kamerad aus dem Felde, ein braver Feldwebel, dem ich noch zum Leutnantspatent herzlich gratuliert habe, mir seit einiger Zeit nicht mehr schreibt. Er ist auch plötzlich Hauptmann geworden. Und da geniert er sich vor mir. Unter dem alten System gab es ja auch freie Bahn für den Tüchtigen, und ein ehemaliger mecklenburgischer Hütejunge, Reyher, wurde schließlich sogar General und Chef des preußischen Großen Generalstabes. Aber er hat den Oberleutnant nicht übersprungen. Und nachdem er wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Offizier befördert worden war, hat er zunächst einen mehrjährigen Urlaub bekommen, um die notwendigen Schulkenntnisse nachzuholen. Auch das scheint heute nicht mehr nötig zu sein. Hurra, Hurra, Hurra. Ich kann mich aber immer noch nicht ganz in die neue Freiheit und ihre Sitten hineinfinden. Wenn ich nun nächstens auf unserer Küchentreppe einen aktiven Hauptmann antreffen sollte, beim Schnäbeln mit unserer Ottilie — muß ich ihn dann, samt unserer Ottilie, in den Salon bitten und ihm eine meiner letzten Bernstorffs und ihr ein paar Knusperchen anbieten? Die Sache ist nicht so einfach. Es müßte ein republikanisches Handbuch des guten Tons herausgegeben werden, damit man sich darüber belehren kann. Aber, wer weiß, vielleicht ist es dann schon anders. Die Zeit geht wirklich im Sauseschritt.

Es ist einfach fabelhaft. Schelte mir einer noch auf die Ideenlosigkeit und Unfruchtbarkeit der neuen Zeit! Er soll es mit mir zu tun kriegen. Diese Zeit hat schon ihre Ideen und ihre Früchte, nur kommen jene nicht immer in die große Masse und reifen diese meist nur im geheimen. Auch Berlin hat so

seinen lauschigen, geheimen Winkel. Da haben wir beispielsweise im Norden Plötzensee, wohin sich bisweilen manche Mitbürger auf eine Weile zu beschaulicher Ruhe zurückzuziehen pflegen. Nicht um im See nach Plötzen zu angeln. Die gibt es da nicht mehr. Wohl aber dicht dabei einen großen Gebäudekomplex, die Strafanstalt. Da wuchern die neuen Ideen, da läßt die neue Zeit ihre Früchte reifen. Seit einigen Monaten wird den Gefängnisinsassen von zwei Studenten der Hochschule für Leibesübungen — regelrechter Sportunterricht erteilt, um, wie es in dem offiziellen Bericht heißt, „Freude in das Leben der Freudlosen" zu bringen, sie durch Sportbetätigung zum Gemeinsinn und zur Gesetzesbeachtung zu erziehen. Diese Arbeit sei „praktischer Sozialismus" und werde hoffentlich recht bald zur Anstellung eines etatsmäßigen Gefängnis-Sportlehrers führen. Springen und Schnellaufen kann man ja auch nachher brauchen, wenn man den grünen Greifern entwischen will. Trockenschwimmen ist schon weniger beliebt. Aber den Knacker-Maxe beim Diskuswerfen und den Chaussee-Emil beim Kugelstoßen solltet ihr erst sehen! Dieser Kohl ist nicht einmal auf eigenem Miste bei uns gewachsen. Er ist exzentrisch-amerikanisch. Aber auch drüben in der Neuen Welt hat man noch keinen schweren Jungen durch Fußballspiel wirklich kuriert; selbst die Meisterschaft von Sing-Sing bewahrt letzten Endes nicht vor dem elektrischen Hinrichtungsstuhl.

Am meisten Arbeit machen unserer Polizei die ausländischen Verbrecher. Berlin ist heute schon babylonischer, als früher Hamburg und Marseille, Moskau und London. Außerdem ist eine gewisse Wechselwirkung da: je mehr Deutsche von ausländischen Spitzbuben bestohlen und beraubt werden, desto mehr Ausländer fallen auch deutschen Gaunern zur Beute. In den „vornehmsten" Pensionen wird am meisten geklaut, das erzählen einem täglich die Anschlagsäulen. Nach Möglichkeit bleiben ja die Ausländer schon unter sich. Im Mercedes-Restaurant, Unter den Linden, dem protzigen Enkelkinde von Dressels Weinstuben, die in keinem Berliner Roman der achtziger Jahre fehlen durften, hört man kaum mehr Deutsch. In der Barberina-Diele am Zoologischen Garten, dieser Rokoko-

Koketterie, die sich in ihren Anzeigen als „Berlins letzte Errungenschaft" bezeichnet, spricht sogar der Ansager englisch und führt eine Tänzerin als „greatest american attraction" ein. In solchen Lokalen verkehrt freilich nur die Edelvaluta; unsereins nur gelegentlich zu Studienzwecken.

Viel bescheidener als die Angelsachsen sind in Berlin die vielen Türken, obgleich auch ihre Valuta im Vergleich zu der deutschen ihnen allerlei Sprünge wohl erlaubte. Die Besoldung der türkischen Offiziere und Beamten ist immer kärglich gewesen. Heute steht aber das türkische Pfund so gut, daß ein junger Hauptmann aus Konstantinopel, den ich dieser Tage hier traf, zurzeit in Berlin monatlich 10 000 Mark zu verzehren hat. Er soll für die Angora-Regierung Raupenschlepper kaufen, Tanks mit Radgürteln. Dabei fällt ja auch wohl noch was ab. Aber der Mann lebt — seine kränkliche Frau hat er mit hier — ganz still und zurückgezogen. Allenfalls gehen die Türken in ihre Kaffeehäuser — „Islam" in der Passauer Straße, „Bosporus" in der Lutherstraße —, um nach heimischer Art stundenlang Kef zu machen (was mit unserem „Döser" nur äußerlich verwandt ist) oder zu debattieren oder dem Brettspiel zu huldigen. Dazu gibt es Café türk, schwarzen, gleich beim Aufwallen gesüßten, mehlfein gemahlenen und als Brei in der Tasse mitkredenzten Kaffee. Dazu Baklawa oder sonst einen türkischen Kuchen; aber meist nur hiesiges, europäisches Gebäck, kaum je Kaimak oder andere herrliche Spezialitäten der Zuckerbäcker Mohammeds. Dann natürlich auch „weißen Kaffee", wie man den Raki, den mit Fenchel versetzten türkischen Weinbrand aus Koranrücksichten schonend benennt. Hier und da kommen auch Deutsche in diese kleinen Kaffeehäuser und sehen zu, wie die Türken blitzschnell rückwärts schreiben, wenn sie eine Karte nach Hause schicken wollen. Auch deutsche Mädchen, die den Unterschied zwischen Mark und Pfund kennen, von den Türken kaum beachtet werden, desto mehr aber von den Levantinern und namentlich den Spaniolen aus Saloniki und Umgegend. Niemals wird man eine türkische Frau hier treffen. Sie gehört ins Haus, in die Pension, höchstens ins Konzert oder ins Theater, weil sie nun mal im Abendlande weilt, aber nicht in die Gesellschaft fremder

Männer. Daheim in Konstantinopel sind ja sogar die Straßenbahnwagen in zwei Abteilungen geschieden: vorn die Frauen und Kinder, hinten die Männer. Dazwischen ein Friesvorhang, auf dem in den letzten Kriegsjahren die Kleiderläuse exerzierten. Aber „man" fuhr ja auch nicht mit der Straßenbahn. Unglaublich viel Türkinnen der besten Stände weilen augenblicklich in Berlin. Auch Enver Paschas Frau, die kaiserliche Prinzessin, mit ihren zwei Kindern. Gelegentlich taucht ihr Mann, der große Phantast und Bandenführer, in Berlin auf. Dann ist er in Aserbeidschan an der persischen Grenze. Oder in Moskau. Oder in Afghanistan. Oder in Buchara. Er denkt immer noch, er könne einmal das britische Weltreich aufrollen. Am Bosporus wohnte ich eine Zeitlang im Sabah Eddin Kjöschk, auf einem Berge, der noch 40 Meter höher war als der nächste, auf dem sich Enver Paschas Kjöschk befand. In den Park dieser Sommervilla rollt eines Tages Envers Auto. Darin seine Frau nebst Gesellschafterin, der Eunuch, der Chauffeur. Die drei ersten steigen aus, der Chauffeur braust weg zur Garage. Und nun geht die kaiserliche Prinzessin, Frau Enver Pascha, nicht erst ins Haus, sondern gleich auf den Rasen, um dort — sich zu erleichtern. Der Eunuch steht dabei. Das tut nichts. Er ist ja kein Mann. Außerdem ist das Gesicht der Herrin tief verschleiert. Und das ist das einzige, was man nicht zeigen darf. Alles andere ist nicht so schlimm. Als Enver noch nicht Pascha, sondern Bey war, als er in Berlin lange vor dem Kriege als türkischer Militärattaché weilte, liefen ihm in Gesellschaften die Berliner Damen nach. Der stattliche, ganz untürkisch straffe Mann bekam eine Liebeserklärung nach der anderen. Er war entsetzt. Seine ganze Begeisterung für Deutschland war am Scheitern. So geht es noch heutigen Tages manchen Türken. Sie halten uns für verworfen und abgrundschlecht, sie atmen erst wieder auf, wenn der Friede ihrer eigenen Familie sie umfängt, und sie können es nicht fassen, wie bei uns der lüsterne Schwatz vom „Haremsleben" aufkommen konnte, obwohl es ein solches in dem Sinn, wie Zigarettenschachteln und Tanzoperetten es uns aufzeigen, drüben gar nicht gibt.

Sie kennen „ihr" Deutschland gar nicht wieder. Jenes

Deutschland, von dem sie glaubten, ihm gehe die Freiheit über das Leben. In allen Theatern plätschert es seicht. Immer wieder französische Importen. Gelegentlich wagt sich eine Bühne an die große vaterländische Historie, aber dann gibt es meist ein Unglück, denn die Grundstimmung dafür ist eben nicht da. Leopold Jeßner, der vom esprit d'escalier besessene Intendant des Staatstheaters, bringt uns jetzt Grabbes „Napoleon", selbstverständlich wieder mit der durchgehenden Treppe quer über die ganze Bühne in allen 5 Akten, in allen 13 Bildern. Auf dem Markt zu Paris: die Treppe. Im Bourbonen-Saal: die Treppe. Auf Elba: die Treppe. In der Schlacht von Waterloo: die Treppe. Man sieht gegen den gelben Himmel gelegentlich gute Schattenrisse. Das ist aber auch alles. Das übrige ist hölzernes Marionettentheater. Napoleon brüllt, Front zum Publikum; Blücher brüllt, Front zum Publikum. Links und rechts ein Dutzend Soldaten, Front zum Publikum. Bum-bum! Drei fallen um. Bum-bum: Drei fallen um. Bum-bum: Drei fallen um. „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht." So etwas Lächerliches, Unbeholfenes, als ob es nie die Meininger gegeben hätte, als ob nie Max Reinhardt gelebt hätte, sieht man doch heute nicht einmal mehr in Kyritz an der Knatter. Das ist eine Vergewaltigung, für die man noch außerdem sein gutes Geld bezahlen muß. Wie die Kritik in der Malerei uns den Kubismus, den Expressionismus, den Futurismus aufzwingen wollte, so sollen wir jetzt in der Manie und der Manier exotischer Bühnenleiter ersticken. Es wird nur noch mit Tricks gearbeitet. Unser Staatstheater ist nicht mehr zur Erhebung der Menge da, sondern zur Verblüffung der Nurästheten. Es glaubt seine Aufgabe erfüllt zu haben, wenn es Stoff zum Debattieren gibt. Das mag noch eine Weile so gehen; eine Weile unterhält man sich in den Salons über die „Auffassung" Leopold Jeßners, aber schließlich will man doch Grabbe, Schiller, Hebbel, Shakespeare selber genießen, will man doch ihre Auffassung auf sich wirken lassen. Wie lange der heutige Zustand noch dauern wird, weiß ich nicht. Aber die Götzendämmerung naht. Man glaubt nicht mehr an die nachrevolutionären Autoritäten, weder in der Kunst noch in der Politik. 11. Mai 1922

35

„Wenn Kalkulators ...“ — Im Blütenrausch — Bronnens „Vatermord“ im Deutschen Theater — Soll man Skandal machen? — Eine achtjährige Tänzerin — Isadora Duncan rediviva — In den Wohnzimmern des Kaiserpaares — Prinz Wilhelm und Louis Ferdinand

Die alten Bräuche versinken in dem steinernen Meer der Großstadt. In Naumburg mag man noch das Hussitenfest feiern, in Heidelberg mit „Schri, schra, schro, de Summertag is do“ den Popanz Winter verbrennen — aber in Berlin ist der einst berühmte Stralauer Fischzug für immer dahin. Auch das bekannte Schild in Ausflugsorten „Hier können Familien Kaffee kochen“, was der Berliner gern „Hier können Kaffern Familien kochen“ zitiert, schwindet mit der alten Behäbigkeit immer mehr. Nur eines läßt sich der Berliner ebensowenig rauben, wie der Münchener seinen alljährlichen Salvatorrausch: das ist der Umtrunk in Werder am ersten richtigen Blütensonntag des Jahres. Nun liegt er diesmal hinter uns. Allein die Eisenbahn hat über 44 000 Fahrkarten nach Werder verkauft. Ungezählte andere Tausende sind nur bis Potsdam gefahren, sind weiter durch das junge Laub des Wildparks gewandert und haben sich dann zu Wasser nach Werder übersetzen lassen. Weitere Tausende sind aus allen Richtungen der näheren Umgebung hingeströmt. Wir haben beinahe den Rekord von 1906 gebrochen, was die Quantität des Besuches angeht, und sicher alle Rekorde, die über die Qualität des Rausches notiert sind, denn auch der Obstwein von 1921 ist ein Tausendsassa. Im Grunde ist der herkömmliche Ausflug zur Baumblüte nach Werder das Fest des Mittelstandes geblieben. Es ist so wie in ganz alten Zeiten, wo in diesem Kreise „der Herr Kalkulator“ noch als das Feinste galt und wo lange Reihen Seliger, alle

untergefaßt, unter dem ständig wiederholten Gesange einherschwankten:

„Wenn de Kalkelatersch in de Boomblüte ziehn,
Ziehn de Kalkelatersch in de Boomblüte hin;
Leicht wird das Herz und froh der Sinn,
Wenn de Kalkelatersch in de Boomblüte ziehn!"

Schon zu Zeiten Jettchen Geberts, die Hermann ja besonders liebevoll schildert, war es so. Auch damals schon war „Boomblüte!" der Schlachtruf, unter dem selbst das sonst scheue junge Bürgermädchen zur Attacke auf Erdbeerwein, Johannisbeerwein, Stachelbeerwein, Brombeerwein losging und nicht als unmädchenhaft galt, wenn es dabei sehr forsch wurde. Auch heute noch sieht man im ganzen Jahre nicht so viel purpurrote Jungmädchenwangen und verwühlt wehende Haarsträhnen in Berlin, als an einem solchen Sonntag spät abends oder auch am lichten Tage. Man ist ja so glücklich. Und man glaubt bestimmt, daß man sich verlobt hat. Man weiß nur nicht mehr recht, mit wem. Jedenfalls: den Kirschblütenzweig, den man in der Hand hält, hat man von ihm. Von wem nur gleich? Sicher war er Kavalier, war er „schnieke", war er „dufte", denn der Zweig ist stattlich, nicht so ein armseliges Dingelchen für nur 25 Mark. Störend sind diesmal nur die vielen nach Ansicht der alten braven Bürgerfamilien Entgleisten gewesen, die ehedem „nich mehr wie mir ooch" waren, jetzt aber im Auto herantöfften und wesentlich zur Hausse in Blütenzweigen beitrugen, weil sie den ganzen Wagen sich wie zum Blumenkorso schmücken ließen. Manch einem von diesen Leuten ist Werder übrigens schon zu „poplig". Man autelt am Blütensonntag nicht mehr dorthin. Nur die vielen Blütenzweige kauft man sich — in irgendeinem Blumenladen des Westens. Das ist und bleibt doch das eigentliche Frühlingsfest des Berliners. Auch der 1. Mai „kommt da nich jejen an".

Man könnte natürlich sagen, die Zeiten seien für so etwas zu ernst. Es vergeht in Berlin keine Woche, wo nicht ein Hausbesitzer, jawohl, Hausbesitzer, wegen Verarmung Selbstmord begeht, meist also die Gashähne bei sich öffnet. Aber seine Mieter,

für die er früher „der Reiche" war, verjubeln Hunderte von Mark bei Obstwein in Werder. Und nun gar junge Mädchen! Aber das Ganze kommt einem doch so harmlos vor, wenn man damit vergleicht, was für Rauschgift derweil in den Theatern geboten wird. An demselben Sonntag in einer Nachmittagsvorstellung bei Holländer der „Vatermord" von Bronnen. Gewiß hat Bronnen Talent, geradezu vulkanisches Talent. Aber das ist doch kein Freibrief für widernatürliche Brunst. Ein junger Gymnasiast, der gerade über die erste Pubertät hinaus ist, von einem Kameraden homosexuell beeinflußt wird, an der eigenen Mutter sich erregt und auch von ihr mänadisch angefallen wird, erschlägt seinen Vater, der für ihn Quäler und Nebenbuhler zugleich ist, und sagt dann, ernüchtert, der lüsternen Mutter etwa: „Den Dank, Dame, begehre ich nicht!" Das Stück ist zuerst in Frankfurt, dann jetzt in Berlin aufgeführt worden; hier wie dort wurde von einigen Entrüsteten skandaliert, was ganz zwecklos ist in ihrem Sinne, denn es bedeutet doch nur Reklame. Was kann man gegen diesen Schmutz überhaupt tun? Daß Künstler, begabte Künstler, häufig das Gewagteste darstellen, ist ihre Sache, ist nicht einmal antimoralisch, sondern ein Stück Befreierarbeit an schwierigstem Stoff. Es gibt wohl kaum einen Maler, wenn er nicht gerade Thoma oder Steinhausen heißt, der nicht gelegentlich Schwülstes hingewischt hätte. Im Weimarer Archiv gibt es Briefe des jungen Goethe an Karl August, die um ihres Inhaltes willen nie veröffentlicht werden könnten, da sonst selbst alten Roués sich die Haare sträuben würden. Aber das sind Dinge, die über den Adressaten oder die Tafelrunde nicht hinausdringen. Wird das Rauschgift dagegen mit vollen Händen unter das große Publikum ausgestreut, so ist die Volksverwüstung da. Wenn erst jeder Laufbursche den „Vatermord" sich ansähe — es ist nicht auszudenken. Daran denkt sicher auch Bronnen nicht. Solche jungen Künstler schaffen nur, so glauben sie, für die geistig Hochstehenden, deren Sinne jenseits von Gut und Böse stehen. Das ist der große Irrtum. Diese Hochstehenden gehen heute überhaupt nicht mehr ins Theater, sondern das wird vom Amüsierpöbel bevölkert. Also was tut man? Das Beste ist:

in aller Nüchternheit und Sachlichkeit niedriger hängen, nicht in Entrüstung machen, sondern einfach feststellen, wie auf den Bühnen heute mit uns experimentiert wird. Dann wendet sich der anständige Mensch. Dann findet er Genossen. Dann lehnt schließlich auch die große Masse das Krankhafte ab. Totschweigen ist nicht möglich, da bei der heutigen personellen Zusammensetzung der Kritik doch nahezu alle Zeitungen das Perverseste mit Vorliebe besprechen und im übrigen die Anschlagsäulen täglich für die Publikation sorgen; und laute lärmende Opposition erreicht, wie wir ja beim „Reigen" mit seinen mehr als 300 Aufführungen gesehen haben, das Gegenteil des Gewünschten.

Das Aufbegehren wider gewisse Tänzerinnen hat ja auch nur den Erfolg gehabt, ihren Zulauf zu steigern. Sonst wäre es mit dem Interesse für sie vielleicht schon zu Ende. Aber getanzt werden muß auf jeden Fall, ohne Tanz „zieht" ein Lokal nicht mehr. So als angenehme Nachmittagsunterhaltung, nicht zum Aufpeitschen der Sinne bestimmt, sieht man es heute schon in ungezählten Kaffeehäusern. Im „Faun", Ecke Friedrich- und Taubenstraße, dessen verfänglicher Name übrigens keine Dame aus guter Gesellschaft abzuschrecken braucht und dessen Steiner-Konzerte nach wie vor die besten Berlins sind, tanzen ganz junge Dinger. Man erfreut sich ihrer Anmut, man hat einen ruhigen, ästhetischen Genuß. Vielleicht gehört überhaupt erst ein gewisses Alter — wie Celly de Rheydt es erreicht hat — zu einer raffinierten Wirkung.

Die jüngste Tänzerin Berlins, die — achtjährige Musterschülerin der Staatsoper, Hertha Nemson, wurde dieser Tage einem engeren Kreise von Berufsgenossen der Feder präsentiert, die sich im Reichstagsrestaurant zur nachträglichen Geburtstagsfeier zweier — siebzigjährigen Tagesschriftsteller eingefunden hatten, Dr. Elkan und Pohlenk. Das läßt sich hören. Wenn das kleinwinzige Mädel mit runden Armchen Rosen über die weißen Häupter der Jubilare streut, nun gut. Aber die Leistung selbst? Das Gesicht in erfrorenem Lächeln wie bei den „großen" Vorbildern. Die Beintechnik einschließlich Spitzentanzes ebenso. Und doch kann weder das Klipp-klapp der Schuhchen noch die Musik das — Keuchen des Kindes übertönen. Hier ist nur

Arbeit, harte Arbeit. Man ahnt das Leid der ganzen Dreſſur an der Meſſingſtange und auf dem ſchrägen Parkett. Es fehlt noch das Unbewußte, das wunderſam aus dem Blut Schwingende, die innere Muſik; es fehlt das Erlöſte, weil die Sehnſucht fehlt und — das Objekt. Eine Achtjährige tanzt noch nicht um jemand, ſondern höchſtens für jemand. Vielleicht iſt die kleine Hertha Nemſon nach zehn Jahren ein Stern, falls ihr bis dahin nicht wie ſo vielen ihresgleichen die Arbeit die Fußfeſſeln zu ſehr verdickt hat. Aber dann wird ſie kaum durch Siebzigjährige zum Erſtrahlen gebracht werden.

Eine ältere Kollegin, die den Ruhm hat, als erſte dem Beintrikot entſagt zu haben, eine ehemalige Berühmtheit, hat Berlin jetzt wieder aufgeſucht: Iſadora Duncan. Sie hat, was anderswo wohl kaum mehr möglich geweſen wäre, in Moskau noch einen Mann gekriegt, den Dichter Deniſſin, und bringt dieſen wenig beleckten Bären jetzt wieder nach Weſteuropa. Drüben bei den Bolſchewiken hat ſie den Tanz, der dort Staatsſache iſt wie bei den alten Tempeljuden, angeblich mit guter Wirkung in einer großen Schule organiſiert. In Berlin nimmt ſie nur kurzen Aufenthalt, ehe ſie nach London geht. Sie will ihre Schweſter Elizabeth, die immer noch im Neuen Palais in Potsdam dank unſeren ſozialdemokratiſchen Miniſtern ihre amerikaniſche Springſchule unterhält, beſuchen.

Im Neuen Palais bin ich ſeit Jahren nicht mehr geweſen. Aber kürzlich wieder im Berliner Königlichen Schloß, und zwar nicht in den Prunkräumen, die jetzt in ermüdend vielen Glaskaſten einen Teil der Schätze des Kunſtgewerbemuſeums bergen, ſondern in den ehemaligen Wohngemächern des Kaiſerpaares. Die ſind jetzt Möbelſpeicher. Was während der Revolution nicht zerſchlagen, zerſchoſſen, geſtohlen worden iſt, das iſt da jetzt alles, mit roten Leinwandüberzügen verhängt, zuſammengeſchoben. Die preußiſche Regierung hat eine Auseinanderſetzung mit den Hohenzollern über ihr Privateigentum noch nicht zuſtande gebracht. Es iſt noch alles „beſchlagnahmt“. In der Bibliothek Wilhelms II., die neben Militäriſchem und Seemänniſchem — auch „Unſer Seeheld Weddigen“ und die ſonſtigen kleinen Kriegsbücher ſind dabei — überraſchend viel

ernst Wissenschaftliches enthält, liegen im Erker auf einem Haufen, wie beim Althändler, die orientalischen Waffen und sonstigen Geschenke, die er von Jerusalem heimbrachte, regellos geschichtet. In einem anderen Raum ist das Leder vom Sattel des Velotrab heruntergeschnitten. Auf Schritt und Tritt traurige Erinnerungen. Nach der Revolution ist mancher, der den heute Regierenden nahesteht, hiergewesen und hat seinen Witz an dem Hausrat gewetzt. Herr Théodore Wolff-Mosse hat sich darüber aufgehalten, daß die Kacheln im Badekabinett des Kaisers Schiffsbilder zeigen. Nymphen wären Herrn Wolff wohl verständlicher gewesen. Selbstverständlich gibt es manche Pracht in dem Schlosse; Schinkel und Schlüter haben nicht umsonst gelebt. Aber manches „mondäne" Ehepaar wäre wohl erstaunt, daß Kaiser Wilhelm und Kaiserin Auguste Viktoria — püh — nicht einmal besondere Schlafzimmer besaßen, sondern ein gemeinsames, mit einem einzigen sehr breiten schlichten Bett darin. Das kleine Haus Doorn genügt des Kaisers Ansprüchen vollständig; Prunk brauchte er nicht für sich, sondern nur zur Repräsentation.

Aber daß er nun nicht mehr die Enkel heranwachsen sieht, das empfindet er schmerzlich. Die beiden ältesten, Wilhelm und Louis Ferdinand, sind ja neulich in der Friedenskirche in Potsdam, dem herkömmlichen Ort dieser Feier im Zollernhause, konfirmiert worden. Ohne daß der Großvater dabei sein konnte. Auch sonst war nicht alles wie einst. Die Kränze an den Wänden des Gotteshauses hat man sich diesmal aus Sparsamkeitsgründen versagt. Im übrigen wachsen die beiden jungen Menschen zur Freude ihrer Umgebung heran, sind natürlich und aufgeweckt, werden von den Lehrern beim Vornamen genannt, von den Mitschülern gebuzt und machen alles mit, nur daß sie nachmittags in der Woche nie „spielfrei" haben. Sie müssen eben — das war immer schon so — noch etwas mehr lernen als andere. Wilhelm ist ein ernster und gewissenhafter Junge, aber nicht so begabt wie Louis Ferdinand. Der „frißt" jedes Buch, lernt jetzt auch noch nebenbei aus eigenem Vergnügen Spanisch, ist aber doch kein Bücherwurm; bei mancher Keilerei ist er mitten im Knäuel. Manchmal werden Sonntags

nachmittags Kameraden zu den beiden Prinzen eingeladen. Tennis, Kricket, Baseball wird gespielt, auch reiten lernen jetzt die Kronprinzensöhne. Potsdam ist kein Plön. Es fehlt die völlige Abgeschiedenheit des dortigen Prinzenhauses. Aber Gott sei Dank: Großstadt ist Potsdam nicht.

18. Mai 1922

36

32 Grad im Schatten — Großstadtdünste — Herrenpartie am Himmelfahrtstag — Alles draußen — Im Lunapark 22 350 Besucher — „Ab' Aug' und Hand!" — Die leere Wand bei Kempinski — Wieder Kaviar

„Uff!" ist eigentlich der einzige artikulierte Laut, den man noch hervorbringt. Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen im Theater oder in der Kunstausstellung, um über Berliner Kultur zu schreiben. Lieber gesellt man sich da, möglichst leicht bekleidet, zum Berliner Treibholz und läßt sich dahingleiten, wohin die Strömung einen trägt. Und überall stöhnt ein „Uff!" einem entgegen.

So gar sehr schlimm mit der Hitze kann es noch nicht sein, denn man sieht noch keine Omnibuspferde mit Strohhüten, erklären mit weiser Miene die bekannten Berliner Alleswisser. Matt pflichtet man ihnen bei. Gewiß: wenn es ganz toll heiß ist, tragen die Omnibuspferde Strohhüte. Irgendwie ist diesen Zustimmenden der Denkapparat in Unordnung geraten. Es gibt doch am Tage überhaupt keine Omnibuspferde mehr in Berlin! Da rattern nur die großen Benzolkasten, der „Feurige Elias" und die anderen, und wenn der Nachtomnibus — mit Pferden — einsetzt, ist kein Hitzschlag mehr zu befürchten. Außerdem: welches Omnibuspferd könnte sich heute noch einen Strohhut leisten? Also wir müssen schon dem Thermometer glauben, das 32 Grad im Schatten anzeigt, während eine fettig dicke Luft, voll von Gerüchen verbrannten Öles, fälschlich Benzingeruch

genannt, uns das Atmen erschwert. Natürlich, wer mal „draußen" war, der tut so, als sei dies noch gar nichts. Ich habe auch einmal 49 Grad im Schatten erlebt und lag in schwerem Fieber, und in der Hütte nebenan lag ein toter Araber, um den die Klageweiber unaufhörlich heulten, und rundum bellten die Schakale. Aber man hatte doch wenigstens reine Luft, wenn es auch Backofenglut war, während die Großstadt bei einiger Hitze sich mit den Dünsten einer Kloake uns auf die Lungen legt. Bekanntlich ist der Berliner auf sein Berlinersein ungeheuer eingebildet. Wenn er aber an solchen Tagen, wie wir sie jetzt wieder durchleben, neidische Briefe von Kleinstädtern bekommt, dann kriegt er einen Wutanfall. Was gäbe er darum, wenn er auch in zehn Minuten vor den Toren sein könnte! Oder wenn Waldluft, Bergluft, Seeluft diese Berliner Stickatmosphäre einmal durchbliese! So aber versagt schließlich sogar der nimmermüde Berliner Humor. Stumm sitzen abends auf Stühlen vor den Haustüren die Portiersleute, die Kellerbewohner, die Hinterhofmieter und jappen nach Luft.

Gestern, am Himmelsfahrtstag, ist man freilich im Grunewald oder sonstwo in der Umgegend gewesen, diesmal ohne Familie, denn der Himmelfahrtstag ist nun mal seit Menschenaltern für die „Herrenpartie" geheiligt. Du lieber Himmel, dieses aufgeplusterte Forschsein! Junge Leute gehen nach wie vor zu zweit mit ihrem Schatz. Die alten Krippensetzer — die Rechnungsräte im Finanzamt I, die Kegelbrüder Gut Holz, die Rayonchefs von Tietz, die Kaffeehausbesitzer von Berlin C. und so — aber machen ihre Partie. Ein Papptäfelchen schwankt dem Zuge voraus: „Verein der Ehekrüppel: Los von Muttern!" Vor dem Bauche baumeln, an Knöpfen der offenen Weste befestigt, Hut und Stullenpaket. Wie es scheint, werden die Leutchen, los von Muttern, ihrer Freiheit nicht recht froh. Krampfhaft versuchen sie, Stimmung zu machen. Gleich in die erste Gastwirtschaft an der Krummen Lanke wird eingefallen. Eine Lage Bier. Noch eine. Es perlt der Schweiß, es stockt die Unterhaltung. „Eine Lage große Cognacs!" Wenn das nicht hilft, hilft gar nichts mehr. Noch eine Lage. Dann wieder Bier. Und so fort in verschiedenen anderen Wirtschaften der Umgegend,

bis die Zungen sich endlich lösen, dem einen oder anderen ein saftiger uralter Witz einfällt, dem dritten und vierten die Pulse beängstigend auf den Kalk hämmern und die Sangesfreudigen gluckend hervorstoßen:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Abgeholzt und dann verschoben . . ."

Kurz, die richtige Berliner Herrenpartie, bei der also die „Damens" fehlen, die sonst für jeden Scherz dankbar quietschend quittieren, ist eine trostlose Sache und hat nur das eine Gute, daß am nächsten Morgen „Mutter" wieder hoch im Kurse steigt, wenn sie ihrem Heimkehrer kalte Umschläge auf den Brummschädel gibt und ihm sauren Hering hinstellt. Dann ist auch alles erkünstelte Forschsein zu Ende. Vielleicht hat gerade dieser Heimkehrer noch am Abend zuvor johlenden Beifall gehabt, als er schrie:

„Wat, Feuerzeug? Brauch' ick nich! Ick hau eenfach meine Olle in't Ooge, det se Funken jibt!"

Nur gemach; so sehr — bisweilen — der Berliner mit dem Mundwerk vorneweg ist, so sehr ist er — allermeist — zu Hause um den Finger zu wickeln. Auch wenn er kein böses Gewissen hat. Über das Familienleben unserer durchschnittlichen Kleinbürger läßt sich im allgemeinen nicht klagen, und in den sogenannten gebildeten Ständen hat die Teuerung das Aufeinanderangewiesensein von Mann und Frau erst recht unterstrichen, so daß da auch auf die „einzige" Herrenpartie des Jahres immer mehr verzichtet wird.

Manchmal fragt man sich an solchen Sommertagen, wer eigentlich überhaupt in seiner Wohnung bliebe. Zehntausende liegen in den Freibädern am Wannsee und am Müggelsee herum, so daß man denkt, nun müsse das Wasser bald ins Kochen geraten. Zehntausende bevölkern die Spielwiesen im Treptower Park und streifen durch den Plänterwald, durch den Tiergarten, durch die Jungfernheide. In allen Biergärten der Millionenstadt ist kaum ein Platz zu haben, im Grunewald tritt man sich auf die Hacken, in Potsdam münden große Menschenströme. Am Anhalter Bahnhof ein schwarzes Meer von

Zylinderhüten, aus dem sich bunte Banner erheben, denn da werden gerade Kölner oder Wiener Sangesbrüder empfangen. Gleichzeitig „demonstrieren" Zehntausende für oder gegen irgend etwas im Lustgarten, drängen sich Zehntausende anderer auf den Rennbahnen für Pferde oder für Radler, auf den Sportplätzen für Fußball- oder Hockeyspieler. Womit nicht gesagt sein soll, daß deswegen die Vergnügungsparks leer blieben. Unser größter, der Lunapark in Berlin-Halensee, am Ende des Kurfürstendammes, ist nach wie vor der beliebteste Aufheiterer in dieser trübseligen Zeit. Natürlich geht „man" meist „mit seiner Kleinen" hin, aber diese Pärchen, bei denen die Zahlungsfähigkeit des männlichen Teiles eine große Rolle spielt und die daher vielfach auf ein Valutaverhältnis hinauskommen, gehen doch in den Scharen der übrigen Besucher unauffällig unter. Ganze Familien verleben hier Sonntags ihren Nachmittag und Abend, da das Eintrittsgeld, 9 Mark für Erwachsene, 5 Mark für Kinder, für heutige Zeiten lächerlich gering ist und da in den drei Riesenrestaurationsterrassen für jede Art Geldbeutel bis zum bescheidensten herunter eine passende Stätte sich findet. Ganz unten wird man von dem Kellner angestaunt, wenn man nicht nur eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier während mehrstündigen Aufenthalts bestellt, sondern am Ende gar ein paar Würstchen; hier unten packt Mutter gewöhnlich die Kuchen oder die belegten Schnitten aus ihrem Körbchen aus. Hoch oben aber erregt man umgekehrt Aufsehen, wenn man in das Souper „hineinsteigt", ohne davor etliche Vorspeisen zu genehmigen, wo doch die schönsten Helgoländer Hummer rot und verführerisch herüberblinken und allerlei getrüffelte Herrlichkeiten locken, und da knallt denn auch bald manche Pulle Deutz & Geldermann. Unten kann man viel pausbäckige Jugend sehen. Oben viel Mondänen jeglichen Alters und jeglicher Rasse. Durchwandert man die drei Terrassen, so hat man einen Querschnitt unseres großstädtischen Lebens wie kaum anderswo. Und vor und in den vielen „Attraktionen" am Halensee quirlt nun das Ganze durcheinander. Es geht hier nicht so derb volkstümlich zu wie in Coney Island, und es wird hier auch nicht auf so lange gehemmte Seefahrerinstinkte spekuliert wie in St. Pauli. Alles

in allem ist es eine große und belustigende Harmlosigkeit von den Zerrspiegeln im Lachkabinett an über die Berg- und Talbahn, den Wackeltopfrutsch, den sich drehenden Tanzsaal, die ruckende Treppe und die rund 40 anderen Sehenswürdigkeiten und Lachmöglichkeiten hinweg bis zum „fabelhaften" Brillantfeuerwerk am Abend, wobei zum Schluß ein Turmseilkünstler in Ritterrüstung hoch über dem See gegen den Nachthimmel einhergleitet, während aus der Spitze seines Helms Raketen emporsprühen und an den Enden seiner Balancierstange Feuersonnen sich drehen. Am vorigen Sonntag waren 22 350 Besucher im Lunapark — und das ist noch nicht einmal eine Rekordzahl. Die Masse muß es bringen, denn die täglichen Unterhaltungskosten dieses ganzen Rummels betragen 120 000 Mark, und man kommt in ganz phantastische Zahlenreihen, wenn man gar noch die Speisen und Getränke mit ihrem Millionenumsatz täglich aufmarschieren sieht. Auch wochentags zieht hier jedermann den Sonntagsmenschen an; die eine den selbstgestrickten „Jumfer", wie der Berliner das Ding nennt, der es „richtig englisch" nicht aussprechen will und nicht weiß, daß man auf gut deutsch an der Wasserkante überall ins Boot jumpt und nicht „dschömpt" — und die andere in einem Toilettengedicht von Drecoll in der Budapester Straße, das unter 40 000 Mark nicht zu haben ist. Aber alles amüsiert sich mit dem gleichen Vergnügen, nur daß die einen kreischen, die anderen gurren. Selbstverständlich fehlt hier auch das oberste Jahrmarktsvergnügen nicht, das erst den Gent und Ritter macht, die Schießbude in mancherlei Gestalt. Und da habe ich den einzigen Unterschied im Vergleich zu früheren Zeiten feststellen können. Wir alle kennen doch die herkömmliche Inschrift:

Schießsalon.
Ab' Aug' und Hand — fürs Vaterland!

Man sah dieses Firmenschild tausendfach im alten Vaterlande, auf dem Rummelplatz der Großstadt wie auf der Kirchweih des Bergdörfchens. Aber die Schießbudenbesitzer sind denkende Menschen, lesen ihre Zeitungen und wissen, daß der Friedensvertrag uns jede Waffenübung fürs Vaterland verbietet.

Es darf keine wehrhaften, zielsicheren Deutschen mehr geben, und außerdem: was sollten die Jonnys und Japs und Tartarins von uns denken, wenn sie so etwas im Lunapark läsen? Also steht da heute im Jahre des Unheils 1922 geschrieben:

Schießsalon.

Ab' Aug' und Hand — Ab' Aug' und Hand!

Für wen? Wozu? Die Bitternis steigt einem auf, auch wenn man die naive alte Inschrift früher wohl belächelt hat. Wie lange wird es noch dauern, bis wir wieder Selbstbewußtsein gelernt haben?

Die Spuren der Kriecherei von 1918 sind auch an anderen Stellen noch nicht verwischt. Das Weinhaus Kempinski in der Leipziger Straße — volkstümlich „Freß-Wertheim" genannt — hat einen Kaisersaal, die Wände mit Majolika aus Kabinen belegt, darin mächtige bronzene Medaillons aller preußischen Könige. Nur eine Muschel, in der früher eine Bronzebüste stand, ist leer. Ein Bolzen an dem sie befestigt war, starrt zwecklos aus der Wand. Unter der Leere aber steht: „W. II." Wenn schon, denn schon — dann hätte man doch gleich Scheidemann oder Erzberger hinsetzen können. So aber erzählt die öde Stelle nur von der Spießerangst. Schließlich muß ja wohl jeder Wirt Rücksicht auf „sein" Publikum nehmen — und es mag sein, daß sich das Publikum Kempinskis vollkommen gewandelt hat, daß die Besitzer der Weinstube keinen Wert mehr darauf legen, ihre alten Stammgäste zu behalten. Die neue Gesellschaft hat vielfach nicht ganz saubere Fingernägel, aber es kommt ihr nicht darauf an, sich ein Portiönchen echten russischen Kaviars, dessen Einfuhr jetzt endlich wieder mit Rücksicht auf unsere fremden Gäste erlaubt worden ist, bei Kempinski für 350 Mark zu leisten. Erst recht, weil es so viel kostet. Denn sonst: wer 1914 Heringstonnen eigenhändig noch gerollt, 1917 schon mit Frachtbriefduplikat geschoben hat, für den ist Fisch eben Fisch und das Entzücken über die grauen Perlchen etwas im Grunde ganz Unverständliches. 26. Mai 1922

37

Berlin wird Paris — Im Dachgarten des Edenhotels — Verödende alte Weinreſtaurants — Der reiche Schwede — Große Kunſtausſtellung — Suprematismus — Die Ulap kommt — „Weeßte, Rieke . . .“

Weltſtadt iſt „Preußiſch-Berlin“ bisher nie geweſen. Dazu war es eben zu preußiſch, zu reinlich, zu ſchlicht. Wenn der Amerikaner ſeinen Trip zum alten Kontinent machte, ging er über Schottland „to Paris“, und dort traf er Goldmagnaten vom Witwaterrand, braſilianiſche Kaffeekönige, ruſſiſche Großfürſten, Abenteurer aus der Levante, mehr oder weniger dunkelhäutige Schieber und Spieler, dazu den Talmiluxus aller Erdteile und — gefällige Franzöſinnen. Jetzt wird Berlin Paris. Genau die gleiche Menſchenmiſchung, wie ich ſie eben genannt habe, treffe ich abends etwa auf dem Dachgarten des Edenhotels am Zoologiſchen Garten, wohin — von einem valutaſtarken Verwandten eingeladen zu werden, ganz amüſant iſt, dagegen allein hinzugehen den beſtfundierten Berliner Monatsetat ruinieren kann. Da oben um die roten Stehlampen herum, bei einſchmeichelnder Muſik, ausgeſuchten Tafelfreuden, berückenden Toiletten, flutet genau das Leben, das man früher nur an der Seine fand, nicht an Panke und Spree. Nur daß ſtatt franzöſiſcher Kokotten deutſche ſich in die Seſſel ſchmiegen. Hier werden Tauſendmarkſcheine läſſig in die Weſtentaſche geknüllt, Hundertmarkſcheine verächtlich dem Pagen zugeſchoben. Hier iſt Babel; hier würde kein Menſch ſich wundern, wenn plötzlich vor den Bechernden die Flammenſchrift an der Wand erſchiene. Nun girrt die Kapelle gerade aus der Operette das bekannte:

„Sennora, Sennora,
Wie ſteht das
Mit den Peſetas?“

während irgendein ſpaniſcher Importeur, deſſen Peſetas heute ſiebzigfach mit deutſcher Mark aufgewogen werden, lächelnd

seiner tizianbraunen — eigelbblond ist nicht mehr Mode — Berliner Zeitvertreiberin das goldene Zigarettenetui reicht. Man glaubt manchmal wirklich, sich bei Ritz in Paris zu befinden. Nur daß die deutschen Kellner besser und sprachgewandter sind und daß man hier alles bekommen kann, was man selber wünscht, nicht was der Kellner vorschlägt. Neben uns am Nachbartisch sitzt eine junge Engländerin, die wie eine Fürstin gekleidet ist, aber eine Stunde zuvor vielleicht noch Handstand in einem Variété gemacht hat, mit einem herkulischen Kerl, der für einen Boxabend bei uns zweimalhunderttausend Mark Honorar erhält, und quirlt ihren Schaumwein und verlangt beiläufig und fast achtlos ohne Heben der Stimme „pineapple with cream" von dem vorübergleitenden Frackträger — und eine Minute später liegen große Scheiben der würzig duftenden exotischen Frucht, die man um diese Jahreszeit sonst nirgends mehr sieht, in süßer Sahne vor ihr. Die Geigen schluchzen, die Pulse schlagen dringlicher, Ohrläppchen röten sich, Hände suchen einander. Das ist die Internationale, die es früher nur in Paris gab, dem großen Babel.

Auch heute brandet drüben noch das alte Leben, gewiß; aber die Vergnügungsstätten werden, wie ein eben von Paris zurückgekehrter Bekannter mir erzählt, leerer und leerer, vor allem leerer — von Franzosen. „Man ist nicht mehr Herr in seinem Hause; um eines amerikanischen Schweineschlächters willen werden zehn Pariser, die früher die Könige des Bois waren, über die Achsel angesehen!" klagt ihm einer der ehedem Tonangebenden. Der Pariser kann sich die Nase an den Spiegelscheiben plattdrücken. Von draußen natürlich. Aber ist es in Berlin nicht genau so? Die alten großen Weinrestaurants, in denen früher der Einheimische verkehrte und die dem Fremden von heute nicht luxuriös genug sind, veröden allmählich. Bei Traube in der Leipziger Straße — oder vielmehr seinen Erben, denn er selber ist im Felde verstorben — ist der vordere Salon zu einem Feinkostgeschäft umgebaut, und das obere Stockwerk liegt meist im Dunkel, weil zwei oder drei Räume im Erdgeschoß heute völlig genügen. Allmählich freilich rückt die neue Gesellschaft nach und füllt zögernd die von der alten notgedrungen

gemiedenen Lokale, die neue Gesellschaft derer, die im Achtstundentag bestbezahlte Handarbeit liefern und dann noch in Überstunden, weil sie sich noch ganz ausgeruht fühlen, etliches Luxusgeld sich dazu verdienen. Da ist ein Maschinenführer in einer bekannten Berliner Zigarettenfabrik, der wöchentlich 2500 Mark bekommt, im Monat also etwa 11 000 Mark. Seine erwachsene Tochter verdient monatlich 4500 Mark, sein halberwachsener Sohn nicht viel weniger. Da ist es denn kein Wunder, wenn die Frau in der Droschke zur Markthalle fährt und die ganze Familie für drei Juliwochen ins bayerische Hochgebirge geht — „selbstredend ooch zu die Oberammergauner". Man trifft so etwas übrigens jetzt in der ganzen Welt. Die Umschichtung ist noch gar nicht zu Ende. Die Valutaunterschiede ermöglichen es sogar, daß schweizerische oder englische oder holländische Arbeitslose — von ihren Unterstützungsgeldern glänzend in Deutschland leben können. Es ist manchmal schwer, die Stände auseinanderzuhalten. Da ist einer Nichte von mir — der Vater ist Arzt — neulich die Freude widerfahren, daß ein „reicher Schwede", der in einer der vornehmsten Pensionen für zwei Monate abgestiegen war, sehr gut bezahlte deutsche Stunden bei ihr nahm. Das junge Ding rechnet und rechnet in glühendem Eifer: da kann man sich ja ein Kostüm, einen Mantel, ein Voilekleid leisten! Vielleicht lädt der fremde Gentleman, für den das Geld Chimäre ist, sie am Ende gar nach Stockholm in seine Familie ein. Oder will die Familie vielleicht ein schlichtes deutsches Mädchen aus akademisch gebildetem Hause nicht haben? Hat sie gar eine deutsche Gräfin schon zur Gesellschaft der Töchter? Aber inzwischen hat das Glücksmärchen ein jähes Ende gefunden. Mein Schwager erzählt mir, seine kleine Eva sei bitterlich enttäuscht. Urplötzlich hatte der „reiche Schwede" abreisen müssen: jetzt beginne die Hochsaison — und er sei in Stockholm Kellner in einem Hotel.

Während so das wunderliche Leben seine Schaumwellen wirft, wird es still um die Kunst. Draußen im Landesausstellungspalast am Lehrter Bahnhof, „die Große", war sonst um diese Zeit gesteckt voll von Besuchern. So voll wie im Sommer der Palmengarten in Frankfurt am Main. Mit dem Katalog

in der Hand stand man vor Bildern und Statuen und sog sie förmlich ein. Halbe Stunden lang saß vor einem besonders eindrucksvollen Kunstwerk auf dem Sofa manche alte Dame und ließ die Stielbrille nicht von den schwärmerisch-feuchten Augen. Draußen im Garten stand meist etwas Monumentales. Noch kurz vor dem Kriege der riesige erzene Achilles, der dann auf die Besitzung des Kaisers in Korfu übergeführt wurde, um später von verlausten Serben besudelt zu werden. Heute hockt, in Stein gehauen, eine erschütternde Gruppe, eng aneinander geschmiegt, da draußen, ein alter Mann, eine abgehärmte Frau, ein junger knochiger Arbeiter, zwei verschüchterte Kinder: „Die Vertriebenen." Deutsche Flüchtlinge. Deutsches Schicksal. Das ist der einzige wuchtige, bleibende Eindruck, den man hat. Drinnen in den Sälen viel Hübsches und Sauberes, namentlich in den „aus Berliner Privatbesitz" hergeliehenen Stücken, lehrreich insofern, als man daran sehen kann, daß wirklich gekauft doch nur die Bilder und Bildwerke werden, die sich voll Liebe beschauen lassen. Aber in den Sälen hallt es wider, wenn ein Einsamer sie durchschreitet. Oft sind weniger Besucher da als Saaldiener. Die fünf Mark Eintrittsgeld sind heute doch wahrhaftig für Herrn Jedermann erschwinglich. Aber eine tiefe Mutlosigkeit ergreift die meisten vor dem, was heute uns als Kunst geboten wird. In den „akademischen" Sälen rechts, wo es zwar einzelnes Starke und Wundervolle gibt, ein Frauenbildnis von Eduard v. Gebhardt, einen Elch im Hochmoor von Kuhnert und anderes Schöne, sieht es vielfach so herzlich mittelmäßig aus, und in den Sälen links, wo die kunstrevolutionäre „Novembergruppe" sich austobt, schmerzen einen alsbald die Augen, hat man nach einer halben Stunde schon Stirnhöhlenkatarrh und fragt sich wieder einmal: „Bin ich selber verrückt oder sind es diese Künstler?" Wenn die Maler selber es nicht herauskriegten, was sie zusammengepinselt hatten, schrieben sie im vorigen Jahre darunter: Bild. Das hat Spott hervorgerufen. In diesem Jahre sieht man nun denselben Salat von grellen Kreisen, Balken, Dreiecken, Wellenlinien und darunter steht: Komposition.

Als sozusagen gebildeten Menschen bleibt einem nur übrig

zu erfragen, welchem Ismus zurzeit die Künstler huldigten. Der Im- und Expressionismus, der Kubismus, der Futurismus also sind Dinge von vorgestern. Wer sie erwähnt, muß so tun, als spräche er von Hofmalern irgendeines Pharao von Ägypten. Heute nennt man das einzig Wahre den — Suprematismus. Er folgt, sagt die Novembergruppe, dem, was „über" uns ist, nämlich „den Geraden und Kurven des Aeroplans", während der Kubismus sich noch auf den Geleisen der Erde bewegte. Jetzt verstehe ich einigermaßen. Denn Fliegeroffizier bin ich selber gewesen, sogar der an Jahren älteste im ganzen deutschen Heere, der noch über dem Feinde flog. Da hatten wir einmal bei der Rückkehr von einem Bombenflug über Dünkirchen im Morgengrauen daheim in Flandern starken Bodennebel, sahen keinen Flugplatz und auch sonst nichts, rundum war sozusagen nur dampfende graue Waschküche. Aber hinunter mußte man auf alle Fälle. Rrrrums, sause ich unter Krachen in ein kleines Bauernhaus. Balken splittern, Ziegel poltern, in purpurner Finsternis sausen mir Feuerräder im Gehirn: da sah ich im Bruchteil einer Sekunde eine solche „Komposition" wie jetzt in zahlreichen Bildern auf der großen Landesausstellung. Ich fühlte wohl auch so etwas Ähnliches wie die Novembergruppe vor der „Gipfel" benannten Pinselorgie eines der ihren: „Ein brutales Aufwinden zuckender spitzer Körperlichkeit über die weichen runden sich windenden Farben und Formen in einem vampirhaften Überbewußtsein." Na, denn prost.

Jedenfalls: der Glaspalast ist leer. Um den Kunstjüngern auf die Beine zu helfen, gibt es nur eines. Die Ulap. Die Ulap ist natürlich eines der blödsinnigen neuen Buchstabenrätsel, aus „Universum-Landesausstellungs-Park" herausgezogen, und bedeutet den neuen Rummelplatz, der hier als Zugmittel vor der großen Kunst aufgebaut werden soll. Dann freilich wird der Besuch sich steigern; ist einem in den Sälen etwa vor der „Wöchnerin Europa" übel geworden, einer auf den Operationstisch geschnallten nackten Frau mit Chloroformmaske und aufgeschnittenem Bauch, aus dem das Blut herunterfließt, dann kann man sich gleich danach auf der amerikanischen Riesenschaukel im Garten oder auf dem Teufelsrad erholen. Ich sehe

ſchon, wie die Kunſtbegeiſterung aller Kindermädchen fortan tropiſch wuchern wird. Sie alle gehen zur Ulap. Bei den Saaldienern kann man dann vielleicht den Kinderwagen ſamt Inhalt gegen Garderobemarke abgeben und derweil mit ſeinem Schatz draußen bei Muſik flanieren. Den Säuglingen ſchadet die Novembergruppe nicht. Wenn nur die Kinderwagen nicht Feuer fangen! Das iſt jetzt ein koſtbares Möbel, kaum mehr zu erſchwingen. Beſonders ſo ein weißlackierter, denn der iſt luxusſteuerpflichtig, ſagt das Geſetz der deutſchen Republik. Man muß ihn alſo blau lackieren. Blau ſind wir häufig, lackiert ſind wir alle, ſagt ein Kellertreppenphiloſoph aus unſerer Straße, gießt noch ein Tröſterchen hinter die Binde und ſingt dann traurig ſeinen Lieblingsrefrain:

„Weeßte, Rieke,
Mit de Republike
Is et mies . . .“

1. Juni 1922

38

Wer kann noch verreiſen? — Gebirgstour im Strandkoſtüm — Heimfahrt-Intimitäten — Iſt der Krieg ſchuld oder iſt die Revolution ſchuld? — Kleinſtadtfrieden — Pfingſtausflug ins Ausland — „Wenn du einmal eine Braut haſt“ — Richter Rutherfords Predigt

In einer Bergwerksgeſellſchaft in Mitteldeutſchland wurde vor einigen Wochen das übliche Umlaufſchreiben wegen der Urlaubstermine den Angeſtellten in die Hand gedrückt. Im vorigen Jahre hatten 72 Prozent der Angeſtellten angegeben, daß ſie eine Sommerreiſe vorhätten; diesmal — waren es 5 Prozent. Vielleicht iſt die Zahl nicht typiſch. Vielleicht verreiſen andere Schichten heute um ſo mehr. Jedenfalls aber auf kürzere Zeit, als früher im Bürgerſtande üblich war. In vielen

Fällen hat man einfach gegen die großen die Pfingstferien eingetauscht und ist nur auf diese paar Tage in die schöne Gotteswelt hinausgezogen, mit diesmal ganz besonders aufnahmefähigen Sinnen, weil man am Ende zum letztenmal es sich leisten könne.

So entvölkerte sich auch Berlin. Daß am „dritten" Feiertag blau gemacht wird, ist altes Herkommen in den meisten großen Fabriken; am Sonnabend zuvor geht man auch schon mittags fort, kurz, auch die hauptstädtische Arbeiterschaft hatte die Möglichkeit, dreieinhalb Tage sich weit draußen zu erholen und ließ diese Gelegenheit nicht ungenutzt. Also nicht etwa nur Meyers im Auto und Müllers im Motorboot zogen los. Der junge Fritz Lehmann, Expedient im Bandagengeschäft, steht am Sonnabend mittag, um in die Sächsische Schweiz zu fahren, in langer, weißleinener Strandhose nebst dito Schuhen und 7½ Zentimer hohem Stehkragen auf dem Anhalter Bahnhof; wie er am Sonntag vormittag, nachdem er unter Regenschauern durch das Nadelöhr zum Pfaffenstein emporgestiegen ist, ausgesehen hat, das meldet kein Lied, kein Heldenbuch. Und was auf derselben Tour aus den ebenfalls 7½ Zentimeter hohen Absätzen der Lackhalbschuhe der Telegraphenassistentin Marielies Schulze und ihrem Crêpe-de-Chine-Kleid geworden ist, das erzählt sie wohl selbst ihren besten Freundinnen nicht. Daß wir doch immer noch posieren wollen! Gut angezogen ist doch nur immer der zweckentsprechend angezogene Mensch. Was für den Tauentzienbummel in Berlin paßt, paßt nicht für den Hexentanzplatz im Harz, und was sich auf der Warnemünder Strandpromenade vortrefflich macht, eignet sich kaum für den Staub in der Jungfernheide.

Im übrigen hat das wechselvolle Wetter — Regen am Sonntag, warme Sonne am Montag und Dienstag — doch alles wieder demokratisiert und gleichgemacht, auf der Heimreise zu dampfenden Menschenbündeln geknüllt, in denen jede Toilette unterging. Parole: „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!" Da lehnt die Kleine ihren Kopf mit den schweißverklebten Haarsträhnen auf die Schulter des Nebenmannes, der sozusagen um die Ecke sie küßt; ihre eine herab-

hängende Hand ſtreichelt derweil ihr Gegenüber, die andere ſtreichelt ihr anderer Nebenmann. Es iſt ſo ein bißchen ſelige Trunkenheit unter all den Heimkehrern. Polygamie neben der Polyandrie; auch daß an einen jungen Mann zwei oder drei Mädels ſich liebesdurſtig ſchmiegen, ſieht man allüberall. Bitte, in jeder Wagenklaſſe. Man ſieht es, man lächelt dazu, man träumt. Oder man iſt choſkiert. Ja, es mag ſchon ſtimmen, daß die Schamhaftigkeit bei unſeren Jungmädchenblüten heute ſelten geworden iſt. Die aus beſten Kreiſen kommende Braut des jungen Bankbeamten, die mit ihm und ſeinen zwei Freunden einen Tagesausflug auf dem Waſſer macht, ſitzt die ganze Zeit im Badetrikot im Boot und wärmt ſich an den Blicken — der beiden Freunde.

„Vor der Revolution war das anders!"

„Nein, vor dem Kriege war das anders!"

Hart prallen auch hier die Meinungen aufeinander, ob die Revolution oder der Krieg an jeglicher Verwilderung ſchuld ſei. Ich meine, die Antwort iſt leicht nachzuſchlagen. Wie war es denn nach 1815, 1866, 1871? Da fehlten alle die üblen Erſcheinungen von heute. Da gab es nicht das rieſenhafte Anwachſen der Kriminalität, da machte ſich auch nicht dieſe Laxheit in Sitte und Lebensgewohnheit breit. In neun von zehn Fällen iſt freilich „nichts dabei", iſt alles ganz harmlos. Aber die jungen Mädchen, die in Flirt und Ungeniertheit mit dem Zeitgeiſt gehen, tun einem leid, denn der Blütenſtaub wird dabei abgeſtreift — und die Heiratsluſt der jungen Männer ſinkt. Manch einer von ihnen hat heute, namentlich als ſelbſtändiger Geſchäftsmann, ſehr gute Einnahmen und könnte wohl eine Familie ernähren. Aber er liebt das Forſche allenfalls bei einem „Verhältnis", nicht bei ſeiner zukünftigen Frau, und immer wieder ſucht er nach dem ſchlichten und ſchamhaften Mädchen alten Stiles, das geheiratet zu werden pflegt.

Über Pfingſten bin auch ich Berlin entronnen. Urplötzlich hatten wir uns davon überzeugt, wie lärmvoll doch die Großſtadt ſei. Unſer Gaſt im Fremdenſtübchen hatte kürzlich nach der erſten Nacht in Berlin erklärt, zum Schlafen komme man kaum, denn unaufhörlich bis zum Morgengrauen tuteten ja die vorüber-

raſenden Autos. Wahrhaftig? Wir haben das bisher nicht gemerkt, wir hören auch nicht das Kurvengekreiſch der Straßenbahn. Aber es mag ſchon ſtimmen. Alſo los, in kleinſtädtiſche Stille! Schon ſind wir da, atmen erquickt den Waldesduft und rufen abends im Städtchen: „Nein, dieſer köſtliche Friede!“ Feierabend für abgehetzte Nerven. Wie ein laues Bad umfängt einen die Ruhe. Da: ein Peitſchenknall. Wir fahren auf. Nicht doch. Es hat bloß drüben in dem verträumten Häuschen ein Junge aus dem erſten Stock auf die Straße geſpuckt, und wir haben das Aufklatſchen gehört. Nun iſt's wieder ſtill. Die Welt atmet kaum. Dann aber flüſtert ein Liebespaar unten im Torgang, und jedes Wort ſchlägt hart in die Stille. Dann ſchlurft der Nachtwächter daher. Dann ſchlägt ein Hund an. Dann rumpelt ein Schubkarren über das Pflaſter. Dann hallt die Turmuhr. Dann knarrt drei Häuſer weiter ein Hausſchlüſſel. Unſereins liegt da wie auf Horchpoſten und findet keinen Schlaf, ſondern nur die Einſicht, daß ſchließlich jeder Ort ſeine eigenen Geräuſche hat und daß jeder Einheimiſche an ſie gewöhnt iſt. Abends bei der Heimkehr hatten wir uns über die „törichten Spießbürger“ aufgehalten, die ihre Fenſter geſchloſſen hielten, ſtatt die balſamiſche Luft hereinzulaſſen. Wir riſſen in unſerem Gaſthofzimmer natürlich ſofort alle Fenſter auf. Und — ſimſerimſimſim — ſchon waren ganze Mückenſchwärme bei uns! Wo das war? Wo ich überhaupt über Pfingſten geweſen bin? Ich wollte in einen der neuen Staaten Europas mit unausſprechlichem Namen ausfliegen, in den nächſten, am billigſten erreichbaren; alſo ging ich in die Gegend, die früher Böhmen hieß und die heute Tſchechoſlowopolackei oder ſo ähnlich genannt wird. Im Elbſandſteingebirge und im Egertal iſt alles hier noch ſo ganz und gar deutſch wie früher. Der Eintritt in das Land iſt auch kinderleicht, denn auf dem Dampfer bekommt man ohne weiteres für 2 Mark den Aufenthaltsſchein für 48 Stunden. (Eine Randbemerkung: die Tauſende, die zu Pfingſten hinübergingen, natürlich gänzlich undurchſucht, hätten Milliarden von Kapital ins Ausland verſchieben können; unſere Geſetzgebung iſt alſo für die Katz.) Nur nimmt heute jedermann reichlich Mundvorrat mit, während er ſich früher ſo auf die

österreichische Küche freute, auf Ochsenfleisch mit Krautsalat, auf ein Backhähndl, auf die Mehlspeisen, auf das Pilsener Bier. Heute gilt die republikanische deutsche Mark gegenüber der tschechischen Krone zu wenig. Ich habe drüben in diesen Tagen überall Berliner getroffen. Aber die Speisekarte — von 38,50 Mark für ein belegtes Brotschnittchen bis zu 264 Mark für eine Portion Gänsebraten — ließ sie blaß werden, und still und ergeben sog eine fünfköpfige Familie an einem einzigen Glase böhmischen Bieres. Alle Wirte klagen. Der Besuch läßt nach, und man verdient nichts an den deutschen Valutasträflingen; die paar Schieber mit gespickter Brieftasche spielen prozentual gar keine Rolle.

Wieder in Berlin. Durch das Brausen der Metropole geht ein Summen. Fast jede Maid, deren Beruf oder Neigung sie an die Bar und Diele bannt, summt es, aber auch die Tagegeister summen, die Plagegeister summen, die Straßenfeger, der Schutzmann, die Rotundenfrau, der Kommerzienschn, der Filmdirektor, der Abgeordnete, der Betriebsrat — und im Deutschen Künstlertheater singt laut schon das gesamte Logenpublikum mit:

„Wenn du einmal eine Braut hast,
Der du immer sehr vertraut hast,
Und du siehst sie mit 'nem andern,
Laß se wandern,
Laß se wandern!"

Das ist wie die Blütenpracht nach dem ersten warmen Sommerregen auf einmal über ganz Berlin ausgestreut, obwohl die Uraufführung der „Ersten Nacht" von Urban und Zerlett — mit der Musik von Hugo Hirsch und seinen verschiedenen Vorempfindern — erst dieser Tage stattgefunden hat. Noch eine Woche, und dann sind die Grammophonplatten fertig; noch eine, dann drehen alle Leierkastenmänner das Lied; und in der dritten trällern es schon die Geschäftsreisenden in Flensburg und Beuthen, in Memel und Konstanz. Die Schlagerseuche hat noch bessere Siebenmeilenstiefel als die Grippe. Jedenfalls aber haben wir „die" Sommeroperette dieses Jahres geschafft. Der

Kand. jur. Max Knölle, der am nächsten Tage ins Referendarexamen steigen soll, läßt sich breitschlagen, in die Flamingodiele zu gehen; es ist die „erste Nacht" seines Lebens, die er in einem solchen Lokale verbringt. Dort spielt er, schnell beschwipst, bald die von ihm erbetene Rolle des wilden Lebemannes, bald die eigene des soliden Büfflers, aber immer an der falschen Stelle; Bräute, Bardamen, Schwiegermütter, Staatsanwälte, Kaschmirprinzen werden verwechselt, vertauscht, geküßt, gekickst, versinken hinter Klappsofas und Falltüren, eine lustige Filmparodie wird eingelegt, und der Rest ist Gesang, was man so Gesang nennt, und das Beintrillern vor der Rampe, Tanz genannt. Max Adalbert, der den Kand. jur. Knölle gibt, hat Humor, Lilli Flohr, die von allen Konfektionsgeschäften als Mannequin begehrte Soubrette, hat keine Stimme. Aber das macht nichts. Auch wirkliche Barmaids haben oft eine leichte Jodkali-Trübung in der Kehle, einen etwas heiseren Ton. Wenn nur die Kniekehlen federn! Für alle die Ausländer, die vom Edenhotel herüber ins Deutsche Künstlertheater kommen und ohne Wimperzucken ihre 300 Mark für den Platz bezahlen, ist diese Sommeroperette wie geschaffen. Aus dem Textbuch schneiden sie sich ein anderes Liedchen aus, um es bei Gelegenheit, falls man sich mündlich nicht so schnell verständigen kann, vorweisen zu können:

„Schmeiß doch deine Kleider weg,
Denn die haben keinen Zweck;
Wenn er uns erst packt,
Der wilde Takt,
Dann tanzt man nackt!"

Das hört hier an Ort und Stelle nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Berliner; die eigentliche Verbreitung erfolgt an wohlfeilerer Stätte, wo ein Klavier oder eine Laute oder eine Geige zur Begleitung genügt, schließlich in jedem Kaffeehause. In unsere Theater strömen von Tag zu Tag mehr fremde Reisende. Laß se wandern, laß se wandern! Besonders in die Operette. Wir haben meist nur wenig daran verloren.

Im übrigen sorgt schon Amerika dafür, daß wir nicht zu oberflächlich und zu unmoralisch werden. Der Bankmagnat

Frank Vanderlip hat es ja gesagt: „Europa braucht Amerikas moralische Hilfe. Es braucht eine Erneuerung des Geistes." In dieser seelischen Mission kommen Leute wie der Richter Rutherford zu uns, der jetzt den Berlinern erzählt hat: „Millionen jetzt lebender Menschen werden nie sterben!" So etwas in faustgroßen-Buchstaben an den Anschlagsäulen zieht mächtig. Es kommen die Mühseligen und Beladenen, um von der Hoffnung auf das Tausendjährige Reich sich neu zu nähren. Es kommen aber auch sehr viele sogenannte späte Mädchen, die nicht immer von Sorgen beschwert sind, mitunter sogar über beträchtliche Besitztümer verfügen. Sie sehnen sich nach Mystik. Mystik ist die Erotik der Unbegehrten. Dieser hagere Rutherford entwickelte seine biblischen Zahlenreihen, die für 1926 das Himmelreich auf Erden verhießen, trocken und nüchtern, mit der unbedingten Selbstverständlichkeit des Reformierten, des gottseligen Puritaners, des Pilgervaters. Im Grunde ist dies eine Mystik ohne Gott. Gott ist hier der souveräne Verstand, der in der Bibel die Regenwürmer der Zahlenberechnungen findet. Und dies alles schwunglos auf englisch, Satz für Satz von einem Dolmetscher übertragen. Nur einmal etwas Wärmeres auf deutsch. Die Zeit komme, wo es keinen Untergang mehr gäbe, „uo män känn sing, Doitsländ über aollis!" Da gab es den ersten schüchternen Beifall. Man vergaß, daß die Amerikaner aus demselben dürren Verstandesfanatismus heraus den Krieg gegen uns gemacht haben. Den späten Mädchen glänzten die Augen. Sie drängten sich nachher um den Propheten. Die Mühseligen und Beladenen aber gingen ungetröstet vom Judge Rutherford wieder heim. Und sahen abends draußen den Dollar deutsche Unmoral erkaufen. 8. Juni 1922

39

Dienſtreiſen einſt und jetzt — Schiffers Zylinder — Demokratiſche und ſozialiſtiſche Exzellenzhühner — Frau Siering — Die neue Volksoper — Autorennen — Rote Wandervögel

Bei dem Wort „Dienſtreiſe" verklären ſich die Geſichter. Einmal hinaus aus dem täglichen Amtseinerlei, einmal was anderes ſehen, einmal ohne eigene Unkoſten in die Ferne: das machte ſchon im alten kaiſerlichen Deutſchland Laune. Nur war dieſes alte Deutſchland gar zu ſparſam. Major Groß, der Kommandeur des Luftſchifferbataillons, wurde einmal dienſtlich nach Frankreich geſchickt, um mit der Luftfahrtinduſtrie aller Länder Fühlung zu nehmen, die erſten Wettbewerbe der Flugzeuge ſich anzuſehen und daheim darüber zu berichten. Tagegeld: 25 Franken! „Ich bitte Sie, was fängt man damit in Paris und Monako an?" ſagte mir Groß. „Ich habe natürlich jede Einladung zu einem Frühſtück ablehnen müſſen, denn ich konnte ſie ja doch nicht erwidern!"

Das iſt jetzt im neuen Deutſchland ganz anders geworden. Die Regierung (das heißt, unſere Parlamentarier) iſt gegenüber ihren Abgeſandten (das heißt, unſeren Parlamentariern) lange nicht ſo knickerig. Da wird der demokratiſche Abgeordnete Schiffer für drei Wochen nach Genf geſchickt, um hier an der ſchweizeriſchen Riviera über die Formalitäten der Abtretung Oberſchleſiens zu verhandeln. Tagegeld: 100 Franken! Von dieſer Summe konnten unſere Delegierten bei recht gutem Leben durchſchnittlich nicht viel mehr als die Hälfte ausgeben, ſie kehren alſo, in deutſche Währung umgerechnet, mit „Erſparniſſen" von rund 60 000 Mark von dem dreiwöchigen Ausflug zurück. Das lohnt ſich doch ſchon. Um ein Haar hätte Herr Schiffer, der Führer der deutſchen Abordnung, aber noch eine unnütze große Ausgabe gehabt. Der ſchweizeriſche Diplomat Dr. Planta wurde in Genf beerdigt. „Da muß ich wohl im Zylinder hin," ſagte unſer Reichstagsdemokrat und temporärer Reichsdiplomat, „aber ich habe keinen hier — ob mir wohl der Hotelmanager einen pumpt?" Das wurde Herrn Schiffer von den jüngeren

Mitgliedern der Delegation ausgeredet. Er solle sich lieber einen Zylinder kaufen. Schließlich kriegte er doch einen gepumpt, nämlich in einem Hutgeschäft. Da dies zu den dienstlichen Auslagen gehört, wird er hoffentlich nicht verfehlt haben, die Leihgebühr der deutschen Reichskasse anzuschreiben. Wozu wären denn sonst die Dienstreisen da? Und unsere Republik ist großzügig.

Etwas scheel sehen in Berlin die preußischen Abgeordneten zu diesen unbegrenzten Möglichkeiten der Reichstagsmitglieder empor. Nun ja, man macht mal Autofahrten von Hannover nach Berlin, oder man schießt Elche in ehedem königlichen Jagdrevieren. Aber schon nach Oberammergau ist nur der Reichstag zu einem Gratisbesuch eingeladen (man hofft, daß im Sonderzug auch für Frau und Tochter Platz sein wird), und nur er schickt seine Leute bis ins Ausland. Da werden denn die derzeitigen preußischen Machthaber leicht mißgestimmt und grantig. Der sozialdemokratische Abgeordnete Siering ist beim letzten Kabinettswechsel an Stelle des Demokraten Fischbeck Handelsminister in Preußen geworden und in das ministerielle Palais eingezogen. Früher hatte er am Wedding in Berlin N. eine Zweizimmerwohnung; jetzt im Regierungsviertel einen Saal, 21 Zimmer und viele Nebenräume. Die Familie des Vorgängers Fischbeck hat, bis sie eine neue Behausung findet, noch 3 Zimmer dort inne. Nun paßt das Sierings nicht. Es gibt Auseinandersetzungen. Vor allem soll Frau Fischbeck ihre Hühner aus dem Stall im Ministerhofe entfernen. „Die Hühner stinken!" sagt Frau Siering. Nur demokratische Hühner stinken. Frau Siering hat auch Hühner. Sozialistische Hühner stinken nicht. Der Versuch, die demokratischen Hühner aus dem Stall zu entfernen und in Frau Fischbecks Küche zu treiben, mißlang dank der Wachsamkeit des demokratischen Hahnes und der Energie der Frau Fischbeck, aber dafür haben Sierings den Schlüssel des Fischbeckschen Abortes der eigenen Dienerschaft gegeben. Weddingmanieren im Ministerviertel. Es ist hohe Zeit, daß auch die preußischen Parlamentarier mit 100 Franken täglich ins Ausland geschickt werden; dann gibt es sicherlich nicht so verärgerte Stimmungen.

Man sollte annehmen, daß schon der reichliche Genuß von Theater und sonstigem Vergnügen mildernd auf die Gemüter der neuen Herrschaften wirken müßte. Im Metropol gab es neulich eine Modenschau, veranstaltet von den ersten Konfektionshäusern. Sierings — wozu wären sie sonst Handelsministers — hatten dazu Logenfreiplätze. „Nächstens gehn wa auch in die Oper," sagt Frau Siering zu einem anderen Logengast, „ich geh mit mein Mädchen hin". Der Logengast fragt: „So, so — wie alt ist denn Ihre Kleine?" Und bekommt von Ihrer Exzellenz der Frau Handelsminister die Antwort: „Quatsch, Kleine — ich mein' mein Dienstmädchen!" Hoffentlich sind beide auch wirklich hingegangen und haben sich gemeinsam mit ihren kontrapunktischen Kenntnissen ausgeholfen. Jedenfalls ist dieses Handinhandgehen nett, sehr nett. Es gibt heute viele Arbeiter — die Berliner Bierkutscher haben zurzeit 69 000 Mark festen Jahreslohn und außerdem noch Provision — mit einem derartigen Einkommen, daß ihre Gattin die Gnädige spielen und sich eine Putzfrau halten kann, aber diese Putzfrauen beklagen sich oft, daß zwar das Essen gut sei, daß aber die „gute Behandlung" fehle. Solche Klagen hört man ja auch über die neue Bourgeoisie anderer Länder. Da ist es also wirklich besonders nett, was Frau Siering sich vorgenommen hat. Zumal, da die große Oper sonst nicht in den Umkreis gehört, der dem Verständnis von Hinz und Kunz erschlossen ist.

„Quatsch keene Oper!" lautet eine bekannte Berliner Redensart, die gegenüber Leuten gebraucht wird, die eine lange, unverständliche Erklärung abzugeben sich gedrängt fühlen. Jetzt muß die Oper ins Volk und das Volk in die Oper. Der Reichspräsident Fritz Ebert hat sich selbst „an die Spitze der Bewegung gestellt", wie man in solchem Falle von hohen Herren zu sagen pflegt. Zu einem Festabend für die Errichtung einer Volksoper, den Ebert durch seine Anwesenheit verschönen sollte, ergingen Einladungen, auf den Namen lautend, in die Wandelhalle des Reichstages. Es wurde dafür geworben, daß das Publikum Anteilscheine für die Volksoper zeichne und Darlehen dafür gäbe. Die frühere königliche Sommeroper, das „Krollsche Etablissement" auf dem Königsplatz, mit dem Moltke-Denkmal

davor, ist dazu ausersehen. Vorläufig sieht man nur das verwahrloste, alte, unbenutzte Gebäude, einen bereits abgerissenen Vorbau und viel Schutt an der Front. Aber nach dem Garten zu ist das Bühnenhaus schon bis unter das Dach gediehen. Ursprünglich waren 12 Millionen Mark für den Umbau veranschlagt. Jetzt rechnet man damit, daß mindestens noch 30 Millionen bis zur Fertigstellung verbraucht werden. Die Volksbühne am Bülowplatz ist unter Friedrich Kayßler wirklich zu einem Tempel guter Kunst geworden. Wenn die Volksoper am Königsplatz in ähnlich geniale Hände kommt, soll's uns freuen. Zwar das, was die Roten „das Volk" nennen, wird nicht die größte Besucherzahl stellen, dieses Volk liebt mehr die Operette. Aber die Enterbten von heute, die Angehörigen des gebildeten Mittelstandes, die sich einen Platz in der Staatsoper nicht mehr gönnen können, werden dankbar hierher pilgern.

Man sieht diese Enterbten in der Öffentlichkeit kaum, darum glauben auch die fremden Kommissionen nicht an ihre Existenz. Ein Franzose etwa, der aus dem stagnierenden Paris herkommt, sieht hier nur Bewegung, Arbeit, Leben, Reichtum. Zu dem großen französischen Autorennen in diesem Jahre fanden sich kaum zehntausend Besucher ein. Das unserige am vorigen Sonntag zählte weit über hunderttausend. Und jeder kleine Steppke ein Sachverständiger, der alle Rekorde kennt, über Kolbenbruch und Vergaserbrand orakelt, die verschiedenen Magnetzündungen abschätzt und seine Tante — unter dem Regenschirm, denn es goß — über die führenden deutschen Marken unterrichtet. Wie ist doch alles so schnell gekommen! Noch haben wir den Klang im Ohr: „Muckepicke, muckepicke, muckepicke, muk—ke—pik———ke . . ." Und dann stand das Beest. Ich kann mich noch des Aufsehens erinnern, das einst eine Zeitungsnotiz erregte: irgendwo in Sachsen habe, wahrhaftig, ein Auto ganze 30 Kilometer ohne eine einzige Panne zurückgelegt. Man staunte. Nein, so was. Und heute sausen die Kraftwagen quer durch ganz Europa von einem Ende zum anderen, und in Amerika gibt es Städte, in denen jeder vierte Erwachsene sein Kleinauto besitzt, und am Sonntag in Berlin haben auf der chaussierten Grunewaldstraße, die keineswegs etwa

eine zementierte Rennbahn ist, die siegenden Wagen eine Stundengeschwindigkeit von 135 Kilometern erzielt, was noch kein Schnellzug zuwege bringt. Die Hauptsache: das waren keine eigens gebauten Rennmaschinen, sondern Serienwagen, wie sie in den Fabriken zu Hunderten für die Käufer hergestellt werden. Beileibe keine hundertpferdigen. Nein, die stärksten hatten nur ihre 10 Pferdekräfte! Wiederum staunt das Ausland. Deutschland braucht bloß Atemluft und Freiheit, dann leistet es schon was, nicht seine leider wenig erfolgreiche Regierung, aber seine Industrie, seine Technik, seine Wirtschaft.

Es fragt sich nur, wie lange wir den Atem behalten. Rußland, das einst halb Mitteleuropa mit Brot versorgte, hungert heute. Österreich, das einst als Phäakenland galt, hat heute hohläugige und verzweifelte Bewohner. In dem einen Staate haben die Kommunisten, in dem anderen die Sozialdemokraten das Heft in der Hand, hier wie dort konnte genügend experimentiert werden. Bei uns hält noch, nur noch, die Wirtschaft den Staat zusammen, aber ihr Betriebskapital wird, infolge dauernder staatlicher Abzapfung, immer knapper und ihr Arbeiternachwuchs immer undisziplinierter. Die Umgegend von Berlin wimmelt Sonntags von „roten" Wandervögeln mit entsprechenden Fahnen. Da wird egalweg

„Wir sind die Arbeiterjugend,
Das Pro—le—ta—ri—at!"

gesungen, da wird jeder Entgegenkommende mit „Frei Heil!" angeödet, da wird abends — es sind immer junge Leute beiderlei Geschlechts — „neue Moral" praktisch demonstriert, da kriegt jeder entrüstete Bourgeois seine Keile, da wird den „antikollektivistischen" Bauern geklaut, was sich klauen läßt. Wer diese Schilderung für übertrieben hält, dem sei aus der Freiheit, dem Organ der Unabhängigen, nachstehende Lesefrucht überreicht: „Diese Burschen, meistens leider Proletarierkinder, vergällen durch ihr flegelhaftes Benehmen, durch ihren Vandalismus, durch ihre jedem Schamgefühl widersprechenden, absichtlich laut geführten Unterhaltungen jedem echten Wanderer die Freude an der Natur, jedes Tier muß gequält, jeder Vor-

überkommende von dieſer frühreifen und frühverdorbenen Sippe verhöhnt werden: auf zur nachhaltigen Selbſthilfe!"

Auf dieſe Hilfe wird man lange warten können, wenn ſie von den Roten kommen ſoll. 15. Juni 1922

40

Der erzürnte Eton-Boy — Weltmarktspreiſe — „So etwas kommt bei uns nicht vor!" — Der Fall im Hauſe Scheidemann — Ein Wunderbau hinter der Heerſtraße — Wie der 10 000-Mark-Schein ausſieht — Deutſche Kampfſpiele

Der unterſte Weſtenknopf ſteht ihm offen. Das iſt das unauffällige Erkennungszeichen aller derer, die einmal Eton-Boys waren, und das Eton-College bedeutet in England viel mehr als bei uns die Latina oder Schulpforta oder die Fürſtenſchule oder die Ritterakademie.

Ich habe alſo einen gebildeten Engländer der beſten Kreiſe vor mir. Er ſteht in einem Berliner Kodakladen und iſt ganz unengliſch heftig. Für einen Agfa-Filmpack 9 : 12 ſoll er 176 Mark bezahlen — und das ſei eine Gemeinheit. Da ſei ja das beſte amerikaniſche Fabrikat heute ſchon billiger. Dieſe verdammte Nepperei gegenüber Ausländern in Deutſchland! Das ſei ja nicht einmal in Italien vor dem Kriege ſo ſchlimm geweſen! Ich kann, da mir der geſcholtene und doch unbeſcholtene Verkäufer leid tut, den Aufgeregten etwas beruhigen, indem ich ihm die eben erhaltene Quittung über meinen eigenen Einkauf vorzeige: auch ich habe 176 Mark bezahlen müſſen und bin doch Inländer. Einer der wenigen, die — gelegentlich — überhaupt noch photographieren, und auch ich ſeufze über die Koſten. Das iſt ja meiſt der Grund des Unmuts bei unſeren fremden Beſuchern, daß ſie mit der Meinung herkommen, bei uns könne man für ein paar Pfund oder Dollar immer noch ganze Rittergüter kaufen, während tatſächlich die Teuerung vielfach ſchon an die Weltmarktpreiſe heranreicht, und dann ſchimpfen die

Enttäuschten. Nun werde ich auch ernster. Der verehrliche alte Eton-Boy solle gefälligst vor der eigenen Tür fegen und dafür sorgen helfen, daß die englische Fremdenfeindlichkeit aufhöre. Noch immer besteht in Großbritannien überhaupt ein generelles Einreiseverbot für Deutsche. Und wenn ich auf einem neutralen Dampfer nach China fahre, darf ich unterwegs in den englischen Häfen Colombo oder Singapore auch nur auf wenige Stunden beileibe nicht an Land. Also er solle seine 176 Mark bezahlen und froh sein, daß er überhaupt etwas kriege und nicht wie ein Aussätziger behandelt werde. Verdient hätten die Engländer es allesamt.

So erstaunlich dies auch für Nichtkenner der englischen Psyche sein mag: der Mann bekam keinen Kinnbackenkrampf, sondern wurde recht höflich. Er hatte unrecht und traf auf Widerstand. Aber häufig haben die Leute wirklich recht. Sie erkennen das alte Deutschland nicht wieder, das sie vor dem Kriege vielleicht liebgewonnen hatten. Von der Verarmung wollen wir nicht reden. Wir haben's wirklich nicht mehr dazu, um in den Gasthöfen zum Essen Weißbrötchen „nach Belieben" unberechnet zur Verfügung zu stellen oder auf jedem Tisch gefüllte Streichholzdosen zu halten oder in den Eisenbahnwagen Handtuch und Seife allen Reisenden umsonst zu bieten oder auch nur wieder die Vorhänge als Schutz gegen Sonnenbrand vor den Fenstern anzubringen. Es wird auch kaum so bald die Zeit wiederkehren, wo eine leere Flasche als ein Nichts gilt, das man in hohem Bogen aus dem Wagen auf die Schottersteine wirft oder auf Ausflügen in den Bach oder Chausseegraben. Nein, davon soll hier nicht die Rede sein. Aber die uns wohlgesinnten Fremden einschließlich sogar — das fällt bei deren Schwärmerei für uns besonders ins Gewicht — der Finnländer beklagen vor allem das Schwinden der früheren deutschen Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit. Sie sagen: die Rechnungen entsprechen fast nie der vorherigen Abmachung, die Lieferungen selten den verabredeten Bedingungen, alle Geschäftsleute einschließlich der Kellner und Kutscher addieren falsch, und sogar die Beamten machen gegenüber Ausländern hohle Pfoten.

„Zustände wie auf der Balkanhalbinsel!"

Manches mag übertrieben sein. Aber die Beobachtung gerade der eingeborenen Berliner wiederholt sich, daß sie selber auf den Ämtern sich die Beine in den Leib stehen können, während die Valutastarken ungemein schnell und höflich abgefertigt werden. „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles; ach, wir Armen!" Wir nähern uns eben den Zuständen, die uns früher als bezeichnend für das verlumpte Ausland erschienen. Wir saßen beim Abendkonzert auf dem Markusplatz in Venedig in Luxus und Toilettenpracht, ließen uns bedienen, gaben reichliche Trinkgelder und konnten nicht begreifen, was im Baedeker stand: daß jeder vierte Venezianer Armenunterstützung bekommen müsse. Oder wir gingen, nachdem wir auf der Themseterrasse des Londoner Unterhauses die herkömmlichen Erdbeeren mit Schlagsahne mit englischen Freunden genossen und im Westend das lockende reiche Leben mitgemacht, nachher in Begleitung von schwerbewaffneten Detektivs in die Londoner Slums, in die entsetzlichen Elendsviertel der Weltstadt. „So etwas kann in Deutschland nicht vorkommen!" Das war immer unser Kehrreim; auch in Frankreich, in Rußland, in Ungarn, in Portugal, wo es sei. Durch diese Bemerkung, so berechtigt sie auch war, haben wir uns überall unbeliebt gemacht. Vielleicht mehr noch als durch unser leises Lächeln, wenn wir irgendwo Militär sahen. Es ist nicht so sehr der deutsche Kaiser, der deutsche Diplomat, der deutsche General, der allen unseren näheren und entfernteren Nachbarn auf die Nerven gefallen ist, sondern der auf die Vorzüge seines Vaterlandes stolze Deutsche schlechthin. Nun aber können wir in diesem Punkte beruhigt sein. Daß dies und jenes in Deutschland nicht vorkommen könne, wird kaum mehr von deutschen Reisenden behauptet. Es kommt alles vor.

Auch die Skandalchronik in den gegenwärtig führenden Schichten bleibt hinter der des Auslandes kaum mehr zurück. Man hat uns früher in Volksversammlungen immer gesagt, die Nation zerfalle in Kapitalisten und Proletarier, und die Kapitalisten lebten in Sünden und Schanden, die Proletarier in Not und Tugend. Danach sind die sozialdemokratischen Genossen, die sich zum Wochenende oder gar auf längere Zeit zu den

Schlemmerfesten in Parvus Helphands Herrenhaus auf Schwanenwerder versammeln, also auf keinen Fall Proletarier. Auch die ganze Familie Philipp Scheidemanns nicht. Der berühmte Nieverdorrte hat eine Tochter, Hedwig, jetzt 28 Jahre alt. Der junge Genosse Henck „jing mit se", wie man in Berlin zu sagen pflegt. Als der Papa Reichskanzler wurde, heiratete das Pärchen, das schon ein Kind hatte. Jetzt sind die beiden einander böse und klagen auf Scheidung wegen Ehebruchs. Henck hat, wie er in seinem Schriftsatz behauptet, seine Frau Hedwig gesehen, wie sie sich auf der Treppe des Helphandschen Palazzos vom Genossen Ulrich Rauscher, Exzellenz, abküssen ließ, und nachher am Abend habe er den Genossen Rauscher in einer noch verfänglicheren Situation betroffen und am Nachthemdzipfel noch glücklich von der Schlafzimmertür Frau Hedwigs weggerissen. Die Gegenpartei behauptet von Henck freilich noch Unerbaulicheres. Er habe sich ebenfalls verschiedene Seitensprünge erlaubt und sei dabei sogar mit einem bösen Paragraphen des Strafgesetzbuches in Konflikt geraten. Worauf Henck erwidert: na schön, aber Papa Scheidemann habe das doch gewußt und sich schon längst zum „Schwamm drüber" bequemt. Kurz und gut, es ist nicht sehr erfreulich, wenn dergleichen aus den heutigen hochstehenden Kreisen bekannt wird, und so ersucht denn auch Scheidemann seinen scheidenden Schwiegersohn, indem er beiläufig mit dem Staatsanwalt droht, sich bei dem Scheidungsprozeß „auf ein Minimum von Beweisanträgen" beschränken zu wollen. Das ist ganz selbstverständlich. Denn hier stehen nicht nur private, sondern auch Staatsinteressen im Spiel; Rauscher ist nicht der einzige Würdenträger der Republik, den Herr Henck vor Gericht zum Reden bringen will, sondern es sind ihrer noch mehrere. Die Sozialdemokratie hat früher, wenn sie irgendwelchen Unrat in gegnerischen Kreisen witterte, mit katonischer Sittenstrenge ihr Verdammungsurteil gesprochen und nicht etwa schamhaft geschwiegen. Sie soll sich also nicht wundern, wenn in diesem Falle ein gleiches Interesse bezeigt wird.

Es wäre auch kulturgeschichtlich wertvoll, einmal unter Zeugeneid sich erzählen zu lassen, wie es in der Residenz Parvus Helphands zugeht, wo er „renaissancemäßig" Hof hält. Diese

Bezeichnung stammt nicht von mir, sondern von dem früheren sozialdemokratischen Kultusminister Hänisch, der bei einem der Feste in Schwanenwerder bekanntlich ausrutschte und in die Havel fiel. Aber die Öffentlichkeit wird in dem Prozeß ja ausgeschlossen, und fern sei es von uns, etwa behaupten zu wollen, Parvus Helphand sei als Kriegs- und Revolutionsgewinnler der einzige, der sich derartiges leisten und seinen Freunden sogar eine Schweizer Reise schenken kann. Wer die längs der Heerstraße hinter dem Reichskanzlerplatz entstehende neue Villenkolonie besucht, der sieht an einer Parallelstraße jetzt einen Palazzo entstehen, der alles auf Schwanenwerder Existierende weit in den Schatten stellt. Säulenhallen und Nebengebäude sichern und verdecken vor profanen Augen nach allen Seiten das imposante Haus; ein Stall für 12 Pferde, eine Garage für 20 Autos sind bald fertig, und hinter dem Gebäudekomplex gibt es, in eine lange Grunewaldschlucht hineingebaut, eine unterirdische große Reitbahn mit Zuschauergalerien, mit einem Balkon für die Musik und mit einem künstlichen zementierten Teich in der Mitte, an deren Ausgang in das frische Grün der Schlucht sich der etwa einen Kilometer lange Park anschließt. Ein Angehöriger der Höchster Farbwerkdynastie, der dabei kinderlos ist und eine gelähmte Frau hat, soll sich dieses Märchenheim errichten. Es gibt also immerhin noch einige Leute bei uns, die es in ihrem standard of life mit der englischen Hocharistokratie ruhig aufnehmen können. Ebenso neidlos, wie Hänisch dem Genossen Parvus Helphand sein „Renaissancedasein" gönnt, gönne ich dem Besitzer des Neubaues hinter der Heerstraße seinen Reichtum. Stirbt großer Besitz ganz aus, dann stirbt auch die Masse. Die Möglichkeit des Emporkommens darf nicht verlorengehen, sonst geht auch jedes Streben verloren.

Ebenso neidlos habe ich dieser Tage den ersten 10 000-Mark-Schein — gesehen. Er ist etwas größer und lichter als der früher so ehrfürchtig angestaunte „Bräunling", trägt in ganz annehmbar linearer Stilisierung den neuen Ebert-Adler auf der einen Seite, selbstverständlich auch die eingedruckten Fasern, die man ehedem „ausgefallene Bismarckhaare" nannte, und weist in einer Ecke einen Porträtkopf auf, in dem man im

ersten Augenblick betreten das Konterfei irgendeines Bolschewisten zu entdecken glaubt. Meinetwegen eines Max Hölz. Oder eines alten Wiedertäufers aus der Zeit Thomas Münzers. Oder sonst eines Fanatikers. Aber man sagt, es sei hier nur das Klischee eines sehr bekannten Bildes von Dürers Hand verwendet, da man „in der Eile" nichts anderes beschaffen konnte. Gut. Die der Allegorie dringend verdächtigen Frauenzimmer auf unseren Kassenscheinen und Banknoten haben wir in der Tat satt, auch die Männer mit Sichel oder Hammer, aber selbst auf die Gefahr hin, mich künstlerisch zu vergehen, bekenne ich, daß mir etwa der Dürersche Patrizier Holzschuher als Symbol des Bürgerfleißes auf den 10 000-Mark-Scheinen lieber wäre als dieser flackernde Bursche. Der mir den Schein zeigte, ist übrigens ein Rittergutsbesitzer, der noch nicht weiß, wie er das fieberhaft steigende Betriebskapital für dieses Jahr zusammenbekommen soll und der mit seiner Familie nur Sonntags Fleisch ißt, „weil Hülsenfrüchte dasselbe leisten".

In diesen Schichten der Gesellschaft, die früher geradezu als Priester der Lebenslust derbster Art — und schon damals nicht mit Recht galten, ist heute weniger denn je der Bauch ihr Gott, wenn man sie in Vergleich mit den Emporkömmlingen von der Schwanenwerder Renaissancesorte stellt. Noch deutlicher zeigt sich der Unterschied im heranwachsenden Geschlecht. Den schrankenlosen Genuß predigen Blätter der proletarischen Jugend, während die akademische und die des Mittelstandes vor allem stark werden will und es in der Verachtung der gewöhnlichen Dinge dieser Welt bis zum Sansculottentum der Wandervögel bringt. Eine ungeheure Brandungswelle der körperlichen „Ertüchtigung" schlägt zurzeit über Berlin zusammen. Törichterweise von den „Arbeitersportlern" angefeindet, strömt hier die Jugend aller unserer Gaue zu den „deutschen Kampfspielen" her. Die Ritter vom Rasen und die Ritter vom Riemen. Von der Tenniskonkurrenz über Hockey und Fußball bis zur Ruderregatta. Meister bilden Massen und Massen bilden Meister, Hochschulen kämpfen gegen Hochschulen, Heer gegen Flotte, Städte gegen Länder, der örtliche und der Standespatriotismus gehen hoch, und überall ersteht eine freie

und kühne Sozialariſtokratie des Sports. Von dem alten Gegenſatz, der „Himmel oder Halle?“ hieß, dem Gegenſatz zwiſchen Freiluftſport und Saalturnen, wird kaum mehr geſprochen. Man läßt jedem das ſeine. Nur bewahre uns ein gütiges Geſchick davor, daß wir wie die Engländer auf ihrer jetzt abſteigenden Linie aus einem Volk von Sporttreibenden zu einem Volk von Sportzuſchauern werden, vor denen Profeſſionals für Geld ihre Kämpfe austragen. Vorerſt iſt noch Hellas, iſt noch Olympia bei unſeren Kampfſpielen. Von den internationalen Wettbewerben hat der Feind uns ausgeſchloſſen. Wir können auch ſo erſtarken. Die Eiche braucht zum Wachstum keinen Wald. In Gottes Luft und Sonne, die auch der Deutſche atmet, ſtraffen ſich unſere Glieder, die unter dem Mangel während der Blockade erſchlafften, und in unſeren Lenden ruht ein ungeborenes Geſchlecht, das einſt mit Siegerſchritten einhergehen wird. 22. Juni 1922

41

Rathenau-Totenfeier — Freiwillige Leibwache für Bedrohte — Die große Gleichgültigkeit — Der Student als Nachtchauffeur — „U. S. Navy“ — An E. Th. A. Hoffmanns Grab

Eine kleine Weile hat die Politik in ihrer grauſigſten Form, als Mord, das unbekümmerte Brauſen der Großſtadt überdröhnt.

Dann tiefe Stille.

Keine Hochbahn donnert, keine Straßenbahn kreiſcht, jede Arbeit hört auf. Nur werden viele Zehntauſende — viele von ihnen freilich unter Androhung von Gewalt durch den Betriebsrat gezwungen — in Marſch geſetzt. Draußen im Norden auf den Ringbahngeleiſen knirſchen zur ſelben Zeit Zugräder über Dutzende von zuckenden Menſchenleibern. Die Stillegung des Straßenbahnverkehrs ſchon vor der Stunde der Maſſendemonſtration für den toten Rathenau hat die Ringbahnzüge

als letzte Fahrgelegenheit überfüllt. Nun sind die Trittbrettgäste herunterrasiert und wälzen sich in ihrem Blute. Dichter würden vielleicht sagen, der Vorgang sei von so grandioser Schauerlichkeit, wie einst das Menschenopfer an der Bahre altheidnischer Könige. Und die Zehntausende marschieren, meist hinter roten Fahnen, in solchen Massen daher, als wollten sie in ihrer Unübersehbarkeit dartun, wie gewaltig noch die lebende Gefolgschaft sei. Kein Fürst ward je so begraben, wie dieser Walter Rathenau. Es ist, als hielte die Welt den Atem an. Die Börse hält ihre Pforten geschlossen. Die beiden jüdischen Studentenverbindungen, die bei der Totenfeier assistierten, ziehen mit umflorten Fahnen ab. Vor allen Läden und Gaststätten inmitten der Stadt sind die Rolläden niedergelassen. Keine Zeitung erscheint. Die Reichsbank beurlaubt schon am Mittag alle ihre Angestellten. Kaum je hat die Hauptstadt im ganzen etwas so Imposantes erlebt. Und — abgesehen von einigen geringfügigen Ausschreitungen — alles geht ohne Gewalttat ab, obwohl die Reichstagsdebatten reichlich aufreizend gewirkt haben könnten.

Diese Enthaltsamkeit im Gegensatz zu der ganz anderen Haltung der Massen an verschiedenen Orten im Reiche hat ihre guten Gründe. In Berlin fürchten die von Beruf und Neigung Auffässigen die Gegenwehr. So wie 1918 ist es nicht mehr. Eine neue Revolution träfe nicht mehr die vollkommene Lethargie der angegriffenen Stände. Man ist gerüstet. Man ist wach. Bisher hörte ich dergleichen nur als Gerücht, aber nun habe ich eine wirkliche Probe aufs Exempel erlebt. Ein Politiker der Rechten, übrigens nicht Helfferich, wie von vornherein bemerkt sei, kommt nach Hause. Da klingelt es. Drei Leute pflanzen sich kerzengerade, trotz des Zivils mit der Hand an der Hosennaht, vor ihm auf.

„Wir wissen, daß Sie Drohbriefe erhalten haben, wir kommen daher als Ihre Leibwache, und unten stehen noch siebzehn Mann."

Der also Bedachte wehrt sich lachend. Er brauche keinen Schutz. Aber die drei ehemaligen Soldaten, von denen der eine Feldwebel im alten Heere war und die jetzt Beamte und Kaufleute sind, bestehen auf ihrem Begehr.

„Herrschaften, ich kann ja gar nicht so viel Bier bezahlen, als ich euch anstandshalber geben müßte."

„Wir brauchen nichts."

„Aber Frau, Kinder, Dienstmädchen sind verreist, ich könnte nicht einmal drei, geschweige denn zwanzig Leuten ein Nachtlager geben."

„Wir schlafen auf dem Fußboden."

Schließlich werden die siebzehn wegkomplimentiert, aber die drei bleiben. Als unser Strohwitwer am nächsten Morgen aufsteht, findet er sämtliche Zimmer bereits gefegt und aufgeräumt und den Kaffee auf dem gedeckten Tisch. Dann geleitet man ihn weg, die drei Mann der Leibwache gehen auch an ihren Beruf, und um 4 Uhr nachmittags stehen sie wieder in der Wohnung und melden sich zum Dienst. Sie seien nationalgesinnte Soldaten und täten nur ihre selbstverständliche Pflicht. Jedes Haar auf dem Haupte der bedrohten Politiker werde bewacht. Es gibt mehr Leute in Berlin, denen unauffällig Schatten folgen, als sie selber es ahnen. Und diese Schatten werden wiederum häufig von anderen „beschattet", wie die Kriminalisten es zu nennen pflegen. Im Jahre 1918 prasselte die Revolution auf ein willenloses Geschlecht. Heute ist man auf beiden Seiten, rechts jenseits der Deutschnationalen, links jenseits der Unabhängigen, ganz anders vorbereitet, gibt es auf beiden Seiten eine Maffia. Wer dazwischen steht, muß darunter leiden. Es sind so wilde Zustände, wie wir sie in Deutschland nie für möglich gehalten hätten.

An dieser Stelle bleibe Parteipolitik fern. Mir ist es nur um Berliner Kulturbilder zu tun. Nichts aber könnte den Niedergang unserer Kultur besser illustrieren, als — die Gleichgültigkeit der großen Masse der Bevölkerung gegenüber dem furchtbaren Ereignis dieser Tage. Man hat demonstriert, gewiß; aber nicht aus Abscheu, nicht aus Trauer, sondern eben wieder aus Parteipolitik. Am Abend sind an der Peripherie der Stadt die Kneipen von einer fröhlich lärmenden Menge überfüllt. Die Theater sind ausverkauft. Frauen aus dem Volk, Marktfrauen in der Halle, haben sogar ganz despektierliche Äußerungen über den ganzen „Rummel" gewagt, ohne daß die kleinen Leute

rundum widersprachen. Vor den Anschlagsäulen interessiert man sich nach wie vor mehr für den mit Dollars durchgebrannten sechzehnjährigen Lehrling, als für die Reden Wirths und Loebes. Im Stadion wartet eine ungeheure Menge fieberhaft auf neue Rekorde. Man ist eben, da man in den letzten dreieinhalb Jahren zu viel Furchtbares erlebt hat, allmählich abgestumpft worden.

Überdies sind in den letzten Jahren Stände, Besitze, Anschauungen so durcheinandergeschüttelt worden, daß niemand sich mehr in seinem nächsten Nachbarn auskennt. Der erste aus der Mörderbande Rathenaus Verhaftete, Techow, ist der Sohn eines früheren demokratischen Stadtrats von Berlin, eingeschriebenen Mitglieds der freisinnigen Volkspartei. Er ist nun Nihilist geworden, weit über die äußerste Rechte hinausgeschlagen. Auf der anderen Seite wissen wir von der Tochter eines unserer besten Chirurgen, der als Meister in seinem Fach und politisch als durchaus bürgerlich-national gesinnt bekannt ist, daß sie weit über den rabiatesten Kommunismus hinaus in tiefrote Abgründe taumelt.

Zwischen diesen Fanatikern aber befindet sich eine Unmenge von gänzlich unpolitischen jungen Leuten, die nur bestrebt sind, in der wirtschaftlichen Sintflut unserer Tage oben zu bleiben und ihren rettenden Ararat zu finden. Auch da gibt es erschütternde Kulturbilder: Bilder von Menschen, die alle ererbten „Vorurteile" von sich geworfen haben, für die jedes Geld geruchlos ist, gleichviel, wie sie es erwerben. Etwas übernächtig kommt da der Student, der bei einem unserer größten Automobilwerke eine kleine Anstellung hat, morgens ins Büro. Sein Vorgesetzter, ein älterer früherer Fliegeroffizier, fragt ihn nach dem Grunde seiner Müdigkeit. Ja, er sei die ganze Nacht als Droschkenchauffeur gefahren und habe dannig verdient, auf verschiedenen Fuhren zusammen rund 700 Mark Trinkgeld, und dann auf einmal noch 1000, als er einen Ausländer mit einer deutschen Dame gegen Morgen ganz langsam bis Halensee und zurück hätte fahren müssen, die in dem geschlossenen Wagen ganz ungestört sein wollten. Die jungen Fanatiker jenseits der Rechten und der Linken denken nicht an Geldverdienen, nicht

an Heiraten, nicht an Essen und Trinken, nicht an den drohenden Richtblock, sondern nur an „das Vaterland" oder an „die Weltrevolution". Die aber zwischen diesen Extremen stehen und ihr staatsbürgerliches Genügen in irgendeiner der verfassungsgemäß arbeitenden Parteien finden, die werden immer mehr amerikanisiert und versuchen „Moneten zu machen". Gelegenheit dazu findet sich in der Großstadt mehr als anderswo, die Arbeitslosigkeit war nie so gering als heute, und während noch vor zwei Jahren, sobald man durch Anschlag am Schwarzen Brett der Universität jemand suchte, Hunderte von Studenten sich zu jedem Dienst meldeten, kann man heute auf diese Weise kaum mehr einen Sekretär für seine literarischen Arbeiten bekommen.

Kopfschüttelnd betrachten selbst Ausländer dieses tropische Blühen des Erwerbslebens, dessen einzige Basis unsere schlechte Valuta ist. Sie halten vielfach Blüte für Frucht. Die Frucht fällt ab, ehe der Hahn kräht, wenn wieder eine neue Preiswelle daherkommt, und dann beginnt erneut das Rennen um höheren Verdienst. Man trifft jetzt Ausländer auf „Studienreisen" auch immer in deutschen Familien, nicht nur in Hotels und Bars und Dachgärten und Nachtdielen, namentlich zwischen Amerika und Deutschland gibt es doch von früher her viele verwandtschaftliche Beziehungen. Nicht nur von Bindestrich-Amerikanern, wie Roosevelt die Deutsch-Amerikaner nannte, sondern auch von Vollblut-Amerikanern, sogenannten Hundertprozentigen. Sitze ich da neulich beim Tee mit einer ganzen Anzahl amerikanischer Damen, die an deutsche Männer in Berlin verheiratet sind. Hingegossen in den Schaukelstuhl, den „Uackelstuhl", doziert mir eine, wie verschieden doch das nationale Empfinden sei. Sie habe mit ihren beiden blonden Buben im Herbst 1919 die Großmama in Neuyork besucht, die entsetzt über die Matrosenmützen der Enkel war, auf deren Bändern „Hindenburg" stand. Die Bänder mußten gleich am ersten Tage ersetzt werden, sonst gäbe es in der Gesellschaft Skandal. Seit dem Frühling 1920 sind die drei wieder in Berlin, auf den Mützenbändern steht jetzt „U. S. Navy" (Vereinigte-Staaten-Flotte) — und seither habe sich noch kein Deutscher gefunden, der daran Anstoß genommen hätte. Man tätschele die Kinder, frage sehr interessiert nach

der Aufschrift und sage wohl gar lächelnd, die Buben wollten wohl mal drüben Admiral werden, worauf kürzlich der eine wütend die Worte hervorgestoßen habe:

„Nicht drüben Admiral, sondern hier deutschnational!"

So reicht Parteiung schon bis zu den Hosenmätzen herunter, während die Alten vielfach gänzlich uninteressiert sind. Jenes ist „Reaktion", Reaktion im eigentlichen Wortsinne: die Gegenwehr gegen das Herumfuchteln anderer Hosenmätze mit Sowjetsternen und roten Fahnen. Und da erwacht bei den Alten mit verdoppelter Wehmut die Erinnerung an glücklichere Menschenalter, wo noch nicht alles bei uns politisiert und radikalisiert war. Der frühere Hoftheaterintendant, der lange Hülsen-Haeseler, ist zu Grabe getragen worden. Bei der Gedenkfeier spricht der jetzige Leiter des staatlichen Opernhauses Max von Schillings in tiefer Bewegung das Wort von dem einstigen „augusteischen Zeitalter", in dem es dem Verstorbenen zu wirken vergönnt war. Heute haben wir wahrhaftig keines. Aber schon fällt die Meute über Schillings her und denunziert ihn den Behörden, weil er Gestürztes gelobt habe. Man sollte wenigstens, meine ich, den Künstlern keinen Maulkorb umbinden. Laßt sie doch schwärmen! Es kann doch nicht jedermann nur von Demokratie, Verfassung, Valuta und Schlichtungsausschuß sprechen. Der Ekel steht einem ja bis zum Halse.

Ich hatte gehofft, daß in diesen wüsten, haßerfüllten Zeiten wenigstens der hundertjährige Todestag eines der berühmtesten Berliner, E. Th. A. Hoffmanns, eine Riesengemeinde Geistiger vereinen würde. Man hat auch wirklich ein paar Vorträge über ihn gehalten, ein paar Zeitungsartikel veröffentlicht. Ich wollte zu seinem Grabe. „Der Dichter Hoffmann? Kenn' ick nich!" sagt der Kirchhofswärter. Er schickt mich ins Büro. Das schickt mich zu einem anderen Friedhof. Von dort wieder zurück. Endlich stehe ich vor der unter wildem Epheu ganz vergessenen Ruhestätte des einst so Ruhelosen, von Tönen und Gesichten Gehetzten. „E. Th. W. Hoffmann" steht richtig auf dem Stein; sein dritter Vorname war ja Wilhelm, nicht Amadeus, wie er sich nur zu Mozarts Ehren selbstherrlich nannte. Ein kleines wildes Röslein rankt sich schüchtern um die Tafel. Es gibt ja

wohl hundertjährige Rosenstöcke. Aus meinen Träumen, ob wohl Julia oder Donna Anna oder Euphemia oder sonst eine geliebte Frau ihn gepflanzt haben mag, reißt mich die Stimme des Wärters:

„Hier is sonst niemand, aber wenn se sich vor berühmte Gräber verinteressieren, will ick Ihnen zu Iffland seins führen, da kommt manchmal wer hin!"

Also doch: dem Mimen flicht die Nachwelt Kränze, nicht dem Poeten. 29. Juni 1922

42

Mörder in des Kaisers Rock — Immer noch sentimental — Die Prinzen in der 3. Klasse — Sind Sie schon gehaussucht? — In Ausländerdiensten — Tiergarten-Gespräche

Die früher blutroten Zettel des Polizeipräsidiums an den Anschlagsäulen, die irgendeinen Mord mit gellender Farbe hinausgeschrien, gibt es heute nicht mehr. Die Morde haben sich seit einigen Jahren zu sehr gehäuft. Das weiße Papier muß genügen. Aber auch noch etwas anderes ist neu. Früher sah man meist nur sogenannte Lombroso-Köpfe auf den Fahndungsbildern, typische Verbrecherschädel aus der moralischen Hefe der Bevölkerung. Das ist in der Mehrzahl der Fälle auch heute noch so, nur bei der letzten Bekanntmachung des Polizeipräsidiums über die Rathenau-Mörder blickt uns von dem Zettel ein frisches Gesicht, helläugig und klar, aus — einer Offiziersuniform entgegen. Vielleicht Reserve oder Landwehr, meinetwegen. Im Laufe des Weltkrieges haben auch manche Leute zum aktiven Korps gehört, die vorher kaum aufgenommen worden wären. Alles sei zugegeben. Um so erschütternder ist es für alle diejenigen, die noch im Geiste der Verordnung des alten Kaisers über die Ehrengerichte vom Jahre 1874 erzogen sind, ihr früheres Ehrenkleid jetzt so geschändet zu sehen. Kein Parricida ist ein Tell, kein Meuchelmörder ein vaterländischer

Held. Wenn im Rheinland oder in Oberschlesien fremde Unterdrücker erschlagen worden sind, so kann niemand den Gepeinigten daraus einen Vorwurf machen, aber wer gegen Landeskinder — selbst wenn er sie für Reichsschädlinge hält — die Mordwaffe erhebt, der streicht sich damit selber von der Liste der Ehrenhaften aus. Seine ehemalige Uniform bleibt durch die Tat besudelt. Einmütig bis zur äußersten Rechten ist das Berliner Publikum in diesem Gefühl — und auch daraus spricht im Grund nur die alte Achtung vor des Kaisers Rock. Hin und wieder hört man vor den Anschlagsäulen in den Gesprächen der Leute freilich auch die sentimentale Note durchklingen, die für uns Deutsche und eine ganze deutsche Literatur kennzeichnend ist, in der wir in romantischen Zeiten den edlen Räuber, den gemütvollen Dieb, die tugendhafte Straßendirne, den idealen Brandstifter verherrlichten. Ja, die bösen Zeiten, heißt es da; was müssen diese jungen Leute unter den heutigen Zuständen Deutschlands gelitten haben, daß sie zu solchen Taten des Fanatismus den Entschluß finden konnten. Das sagt der kleine Mann, nicht der „fette Bourgeois". Er ist auf einem bösen Irrwege. Mit sentimentalen Gründen darf man an so furchtbar ernste Dinge nicht herangehen. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig: wer die vielen Monarchenmorde der Sozialisten, wer die Abschlachtung Klübers, Bertholds, der Münchener Geiseln, der Frau des Admirals Scheer, der Freiwilligen-Offiziere in Schöneberg verabscheut, der muß heute ebenso gegen Rathenau-Mörder die blutigste Strenge verlangen.

Die Gegenwehr der Gefährdeten, der jetzigen und ehemaligen Mitglieder republikanischer deutscher Regierungen, der Wirth und Groener, der Oerter und Scheidemann schießt natürlich weit über das Ziel hinaus. Laut offenem Eingeständnis sollen die „Andersdenkenden" mundtot gemacht und die Gleichheit jedes Deutschen vor dem Gesetz dadurch abgeschafft werden, daß man Ausweisungsparagraphen für deutsche Prinzen in ein Gesetz bringen will. Der Berliner, der Charlottenburger, der Potsdamer bis weit in Arbeiterkreise hinein weiß aber doch, daß die Angehörigen der früher regierenden Häuser sich bei uns durchaus nicht „mausig" machen, auf jede Prätendentenrolle nach

Art der Orleans und Bourbonen verzichten und in größter Stille und Bescheidenheit leben. Die preußischen Prinzen nahmen kürzlich an einem Adelstag in Kolberg teil. Sie fuhren, in Zivil natürlich, in einem überfüllten Wagen 3. Klasse hin, bis unterwegs ein menschenfreundlicher Schaffner durch Einräumen einiger Abteile 2. Klasse etwas Luft schaffte. Sie sind überhaupt so unauffällig, als es nur denkbar ist. Daß die Königstreue der biederen Landeskinder aus den Herzen nicht verschwindet, daß ein alter Bahnhofsvorsteher es sich in seiner Freude als alter Soldat nicht nehmen läßt, flugs weiße Handschuhe anzuziehen und so in Gala diesen „Passagieren 3. Klasse" sein strahlendes Gesicht zu zeigen, daß schließlich Kolberg in ein Meer schwarzweißroter Fahnen getaucht ist, das ist trotzdem verständlich. Daran wird auch kein Gesetz etwas ändern können. Und wenn jedes äußerliche Bekenntnis dieser Art verboten sein sollte, schlägt tief innerlich die Liebe und die Treue um so stärker Wurzel.

Diesen Geist kann man nicht ausrotten, wenn man es auch möchte. Er ist dabei in keiner Hinsicht gemeingefährlich. Die heutigen Propagandisten der Tat jenseits der Rechten, so Kapp, so Techow, stammen aus alten 48er demokratischen Revoluzzerfamilien. Denen sitzt es im Blute. Bei uns anderen aber sucht man nach Material, ob wir nicht vor das Sondergericht gehören. Die neueste beliebte Frage in Gesellschaft in Berlin lautet: „Sind Sie schon gehaussucht?" Das geschieht nachgerade bei jedem, der kein Hehl daraus macht, daß er durchaus kein Republikaner sei. Am vorigen Freitag früh wurde auch ich aus den Federn geholt, weil zwei Beamte der Kriminalpolizei mich zu sprechen wünschten. Haussuchung bei Rumpelstilzchens! Solch einen Spaß hat unser ganzer Stadtteil schon lange nicht gehabt. Die Herren zeigen mir als Ausweis ihre bronzenen Kriminalmedaillen. Sieh da, sieh da: immer noch der gekrönte preußische Adler mit dem Schwert in den Fängen. Das ist ja geradezu monarchistische Propaganda durch eine republikanische Behörde. Da ich als Mann des alten Systems einem Staatsbeamten natürlich nie Schwierigkeiten mache, stehen im Handumdrehen alle Schreibtische offen, lasse ich alles sonst

Sehenswerte herbeischleppen. Von der Wand blickt ein großes Bild Bismarcks mit eigenhändiger Unterschrift auf den sonderbaren Vorgang hernieder. Ob ich zu irgendeiner verbotenen Organisation gehöre, kann ich redlich verneinen. Dazu habe ich keine Zeit. Ich gehöre nicht einmal zu einem Stammtisch, nicht einmal zu einem Offiziersverbande. Nur zu dem Moonschen Blindenverein. Da zahle ich 20 Mark jährlich. Ich wünschte überhaupt, daß allen Blinden in Deutschland die Augen geöffnet würden. Zum Kaiserlichen Aeroklub habe ich mal gehört. Da bin ich aber ausgetreten, nachdem er nämlich das Wort „Kaiserlich" in seinem Titel gestrichen hatte, im Gegensatz zu dem Kaiserlichen Yachtklub, der seine Knie vor Baal nicht gebeugt hat. Ich sage den Beamten, in dem einen Schreibtisch läge nur ganz alter Kram, in und auf dem anderen das Neuere. Natürlich gehen sie nun zu dem alten. Das erste, was sie herausziehen, ist ein Telegramm: „Bombenversuche gut gelungen." Nun machen sie Kugelaugen. Aber die Unterschrift „Marineluftschiffabteilung" und das Datum 1914 beruhigen wieder. Dann folgt die lange schwere Arbeit des Durchsehens meiner gesamten neueren Korrespondenz, der Wirtschaftsabrechnungen meiner Frau, der Zusammensetzung der Schnitzel aus den Papierkörben, des Nachstöberns in allen Behältnissen, des Umwendens der Taschen meiner sämtlichen Anzüge. Es ist fabelhaft interessant. Für mich nämlich. Ich habe so etwas doch noch nie gesehen. Ich schäme mich nur etwas, denn außer den vielen Briefen, die ich nicht beantwortet habe, finden sich sogar etliche, die überhaupt erst geöffnet werden müssen. „Nehmen Sie doch den ganzen Kram in ein paar Waschkörben zum Polizeipräsidium mit, da können Sie ihn in Ruhe durchsehen, und es kommt vielleicht endlich Ordnung hinein!" sagt meine Frau. Sie kann in solchen feierlichen Momenten sehr gefühllos sein. Kram, sagt sie. Ordnung soll hineinkommen, sagt sie. Bitte, ich weiß von jedem Buch, von jedem Brief, von jedem Manuskript, wo es ungefähr steckt, und länger als eine Viertelstunde brauche ich nie zu suchen. (Wenn es länger dauert, löst mich nämlich meine Frau ab.) Im übrigen bin ich ein abgesagter Feind alles Schriftlichen. Mein in Ehren an-

geschossener Flugzeugpropeller, der als Lichthalter über dem Billard im Speisezimmer dient, macht mir mehr Freude als die unerledigten Briefhaufen. Überhaupt: Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle bewahrt die kindlich reine Seele! Endlich sehen auch die beiden Kriminalbeamten ein, daß dieser Vers eigens auf mich gedichtet worden ist. Sie können nicht nur sagen, es sei nichts der Organisation C Verdächtiges bei mir gefunden worden, sondern wahrscheinlich positiv behaupten, nach dem ganzen Befunde hielten sie mich jeder Konspiration für unfähig. Ich bin mehr für Inspiration. Und meine Nichte habe ich grob angefahren, als diese junge Dame in ihrem Schlafzimmer die beiden Diener des Gesetzes anfauchte, ob sie nicht gleich ihre Matratze aufschneiden wollten. Die beiden Herren, beide Gentlemen, soll in meinem Hause niemand veralbern. Ich selbst habe ihnen die Honneurs genau so gemacht wie jedem anderen anständigen Besucher. Meine Begeisterung für die Republik drücke ich freilich nicht in Luftsprüngen aus, sondern bemerke sachlich, nach zehn Jahren werde solche Begeisterung in Deutschland wohl überhaupt nicht mehr vorhanden sein. Die beiden Beamten schauen mich etwas rätselhaft an. Vielleicht denken sie, ich hätte den Termin noch viel zu weit gesteckt. Ich aber geleite sie nach ihrer stundenlangen Arbeit erhobenen Hauptes zur Türe. Ich bin stolz. Ich frage jetzt lässig jeden Bekannten: „Sind Sie schon gehaussucht?“, und wenn er verneint, bemerke ich: „Dann kann man eigentlich mit Ihnen nicht mehr verkehren!“ Die nicht Haus- und Heimgesuchten haben ein Manko in ihrer bürgerlichen Wohlanständigkeit, finde ich. Da stehe ich doch ganz anders da. Ich bin als unzweifelhafter Monarchist abgestempelt. Aber ebenso unzweifelhaft als Nichtangehöriger irgendeiner Maffia. Und im übrigen kann mir kein Ausnahmegesetz das Lachen über unsere Aufgeplusterten verwehren.

Sonst ist wirklich nichts zu lachen. Ich höre immer: Katastrophenhausse. Und ich sehe, wie es bergab geht. Der Senator Albert in Paris hat gesagt, die jetzige Linkspolitik Wirths gefährde die Sicherheit der Besatzungstruppen und des Versailler Friedens, so daß man ernstlich an den Einmarsch

im Ruhrgebiet und in Süddeutschland denken müsse. Der Amerikaner Morgan hat dieser Tage erklärt, die jetzige Bolschewisierung Deutschlands verbiete es, ihm auch nur einen Pfennig Anleihe zu geben. Derweil kaufen die Ausländer wieder alles in Deutschland auf. Allmählich kriegen wir eine Ahnung, was fremder Kapitalismus bedeutet. Das Miethaus, in dem ich wohne, gehört jetzt einer schwedischen Gesellschaft; die zahlt unserer Pförtnerin, die vier Kinder hat, 800 Mark monatlich, wofür die Frau Treppen und drei Höfe reinigen, zwei Fahrstühle und die Zentralheizung besorgen muß. Ähnlich ist es ja in Sommerschenburg gewesen, wo der holländische Pächter, der das Gut für sich hier nur verwalten läßt, den Arbeitern Kartoffelland verweigert, wofür sie den deutschen Verwalter halbtot geschlagen haben. Und immer wieder: Katastrophenhausse. Aktien, Häuser, Güter, Wälder, Fabriken werden von Ausländern wie rasend gekauft. Über ein kleines gibt es in Deutschland nur noch zwei Stände, Verwalter des ausländischen Kapitals und Arbeiter für das fremde Kapital. Dann können wir jubeln. Dann ist nach dem deutschen Militarismus auch der deutsche Kapitalismus erledigt. Und doch: dabei ist nichts zu lachen.

Einer, der sich wenigstens die Freude an der Natur noch erhalten will, ist dieser Tage durch den Tiergarten geschlendert. Reife sommerliche Pracht. In einer Pfütze nimmt ein Buntspecht sein Morgenbad. „Gott, die scheene Amsel!" sagt eine Brillantenbehängte von der Villa drüben. „Nein, ein Buntspecht, gnädige Frau, ein Schwarzweißroter, ein Deutschnationaler!" erwidert mein Freund. Und die Dame, die ihn soeben noch selber angesprochen, rauscht davon und zischt: „Impertinenter Mensch!" Drüben auf dem Lortzing-Teich segeln im Sonnenglanz sieben Erpel daher. „Det is 'n feinet Leben," quäkt ein halbstarker Asphaltbruder, „nischt zu tun, un die Olle kann zu Hause brüten; det müßten wir ooch so ham!" Wozu unser Wanderer ruhig bemerkt: „Und den ganzen Tag bloß Wasser saufen." Da hat er es aber mit den Dreien gründlich verdorben. Ein paar Schritte weiter, am Reitweg. Zwei Offiziere, in Generalstabshosen, zu Pferde in deutschem Exerzier-

trab, Mensch und Tier ganz Beherrschtheit, ein prachtvoller Anblick. Gleichzeitig die Familie Neureich auf Gäulen ihnen entgegen. Es ist zum Wälzen. Das Publikum lacht. Da schüttelt der Dicke auf seinem etwas asthmatischen Hunter die Faust hinter den in der Ferne unter dem Laubdach verschwindenden Offizieren her, hält nebst Sippschaft still, ruft laut: „Es ist ein Skandal, daß diese Bande wieder in Uniform im Tiergarten reiten darf!" und spuckt, ehe er nach einem Sporenstoß beschleunigt weiterjuckelt, verächtlich vor dem Publikum aus.

So etwas trägt nicht zur Stärkung der republikanischen Gefühle bei. So etwas kann die ganze Wirkung der besten Ausnahmegesetze wieder zunichte machen. 6. Juli 1922

43

Reichswehrmeisterschaften — Geßler, der Angefeindete — Die zeitungslose Zeit — Zwei Sechzigjährige: Fulda und Hauptmann — Tollers „Maschinenstürmer" — Wo steckt der Revolutionsdichter?

Der greuliche Ei-Ersatz, Kaffee-Ersatz, Marmelade-Ersatz, die Holzstiefelsohlen und Papierschürzen, überhaupt die meisten Behelfsmittel aus der Blockadezeit sind größtenteils wieder verschwunden. Auf anderen Gebieten aber müssen wir noch menschenalterlang mit dem Ersatz vorliebnehmen. Das alte Soldatenlied: „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapfrer Held" ist zum mindesten nicht mehr zeitgemäß. Man schlägt nicht mehr Frankreich. Man schlägt Rekorde.

Die Ersatzbetätigung des heutigen Soldaten an Stelle der Vorbereitung auf den Krieg, die wir laut Verbot der Entente nicht einmal in den militärischen Handbüchern erwähnen dürfen, ist der Sport. Der gesamte Leutnant stählt dazu sich und die Mannschaften. Der Herr Hauptmann ist schon weniger dafür,

aber wenn er ausgestorben ist, sagt der Leutnant, dann können wir aus unserer Reichswehr sämtliche Weltmeister stellen. Diesen Dreh hatte schon Noske verstanden und genehmigt. Er war der erste, der die Forderung stellte, daß die Soldaten neben ihren Uniformen auch Sportbekleidung bekommen müßten. Das weitere besorgte dann der gesamte Leutnant. Die diesjährigen Wettspiele von Heer und Flotte im Berliner Stadion sind leider in die aufgeregte Zeit der Demonstrationsstreiks und der Zeitungssperre gefallen, so daß das große Publikum nicht recht herankam; außerdem waren einige Tage verregnet, und wenn man nach der Stadt zurück wollte, kostete die billigste Fahrgelegenheit im Autobus 40 Mark. Nur die sozialistisch-unabhängig-kommunistische Presse, die allein gedruckt wurde, schimpfte, und zwar über die Verschleuderung von Reichsgeldern, die durch dieses „Sonntagsvergnügen der Herren Offiziere" verursacht werde. Ich glaube, die Roten treten da ins Fettnäpfchen. Auch dem jungen deutschen Arbeiter ist der Sport bald das Heiligste, was er noch hat. Und wer die glückstrahlenden Gesichter der Sieger im Stadion und ihrer Onkel, Tanten, Neffen und Nichten ersten bis siebenten Grades gesehen hat, dem geht doch das Herz auf ohne jede Rücksicht auf die Partei. Wenn einer beispielsweise bloß der Gefreite Krawutschke ist, so ist er noch nicht viel, auch wenn Schiller einst gedichtet hat: „Wer es erst zum Gefreiten hat gebracht, der steht auf der Stufe zur höchsten Macht." Aber wenn vom Armeemeister im 400-Meter-Lauf Krawutschke die Rede ist, so ist das doch schon etwas ganz anderes. Der männliche Stolz auf die Höchstleistung ist ein mächtiger Impuls. Und von den im Stadion versammelten Ausgesiebten der ganzen Wehrmacht geht es doch ebenso hinunter in die einzelnen Truppenteile. Ich kenne einen, der wäre beinahe Regimentsmeister im Wasserspringen geworden. Nur ein Hechtsprung vorlings aus Rücklingsstellung vom 6-Meter-Brett war ästhetisch nicht ganz einwandfrei und ergab ein kleines Punktmanko. Der junge Mann reckt und streckt sich jetzt dauernd und trainiert sogar in Gedanken; wenn er sich inzwischen nicht verlobt, bringt er es im kommenden Jahre sicher zum Divisionsmeister.

Noskes Nachfolger Geßler, der ehemalige demokratische Oberbürgermeister von Nürnberg, hat sich auch in dieser Beziehung treulich für unsere Soldaten bemüht. Als seine wichtigste Aufgabe hat er, mit Recht, die Entpolitisierung der Wehrmacht angesehen, die nur starker Arm des Staates sein darf, nur letzte Schützerin von Leben, Freiheit, Eigentum der Landeseinwohner. Er hat rechts und links Anerkennung der Besonnenen gefunden, aber auch rechts und links Hohn bei den Hassern. Jetzt verlangen die Sozialisten stürmisch seine Absetzung, weil er angeblich nicht genügend republikanisch sei. Umgekehrt haben manche Kreise im Offizierkorps ihn, den Zivilisten, nie anerkannt. Über vieles hat er geduldig und mit fast übermenschlicher Selbstbeherrschung hinwegsehen müssen, über lauten Schimpf von links und leisen Spott von rechts. Es ist nicht hübsch, wenn ein junger Adjutant in den Regimentsbefehl vom Tage hineinschreibt, wie es in einer Garnison tatsächlich geschehen ist:

Parole: Wilhelm Tell.
1. Minister Geßler trifft heute hier ein.
2. pp.

Aber es wäre selbstverständlich falsch von Geßler gewesen, wenn er das überhaupt „bemerkt" und aus seiner Verulkung durch einen im Studentenalter stehenden jungen Mann eine Haupt- und Staatsaktion gemacht hätte. Gut Ding will Weile haben. Heute ist Beruhigung mehr wert als Durchgreifen. Und der Reichswehrminister weiß doch auch, was seine eigenen Parteigenossen dauernd gegen das Offizierkorps sündigen. Die demokratische Partei in Kassel hat eben erst, vom Vorsitzenden unterschrieben, das Verlangen an die Reichsregierung gestellt, es seien sämtliche Offiziere restlos, unter Ersatz durch republikanische Unteroffiziere, zu entlassen, und es sei diesen Offizieren nur dann eine Pension zu zahlen, wenn sie sich verpflichteten, in Wort und Schrift nie etwas gegen die Republik sagen und ihre Embleme stets achten und ehren zu wollen. Auch mit

solchem Wahnsinn hat Geßler zu kämpfen. Sollte er jetzt dem Tumult der Linken erliegen, so kann er wohl von sich sagen, daß sein Weg dornig war über die Maßen.

Zwölf Tage lang hat der „bürgerliche" Berliner weder über solche politischen Dinge noch auch über die dringendsten örtlichen Bedürfnisse, nicht einmal über das Brotkartenstichwort der neuen Woche, aus seiner Zeitung etwas erfahren können, denn die erschien nicht, und die massenhaft auf den Straßen verkauften roten Blätter waren nur voll von Verfluchungen der Rechten und Meldungen über das Schutzgesetz. Da auch in allen anderen Betrieben, die der edlen Kunst Gutenbergs dienen, die Arbeit eingestellt war, konnte die Reichsbank kein neues Papiergeld herstellen, wovon in zwölf Tagen jetzt rund 18 Milliarden Mark nötig sind. Es wurden beispielsweise noch heute in der Depositenkasse einer Berliner Bank 3 Millionen Kaufgeld für ein größeres Objekt in lauter 20-Mark-Scheinen aufgezählt, die mit Mühe von überallher zusammengekratzt waren, das waren also 150 000 auf einem Tisch nachzuzählende Scheine. Es hat in diesen Tagen Firmen gegeben, die eiligst Briefmarken zu hamstern anfingen, weil die angeblich auch schon ausgehen sollten. Die Berliner Straßenbahn pumpte sich etliche Zentner Fahrscheine in Köln und Hamburg, und wie es in dem alten Liede heißt: „Ach, Schaffner, lieber Schaffner, was ha'm Sie denn getan? Sie ha'm mich nach Berlin gebracht, ich wollt' nach Amsterdam!", so war man schon bereit, wenn man zur Hasenheide oder nach Steglitz wollte, still ergeben dafür einen Fahrschein für Nippes oder Uhlenhorst zu benutzen. Dabei hat man die eigenen Berliner Straßenbahnblättchen mit ihren Versreklamen doch schon so liebgewonnen. Früher war es nur die „Goldene 110", ein Kleidergeschäft, ein richtiges Anreißergeschäft, das mit Gedichten die Kunden lockte. Heute sieht man in den Zeitungen und auf Reklametafeln überall in Riesenbuchstaben: „Kauf ohne Sorge — bei Korge!" Neue Schilder sollen jetzt überall die Mahnung enthalten: „Cobu — beste Pflanzenbutter! Geh nach Haus und sag's der Mutter!", und gerade von der Mutter steht doch auch so was Schönes auf den Berliner Straßenbahnfahrscheinen, nämlich:

„Wenn der Vater und die Mutter
Abends ins Theater gehn,
Läßt die Mutter gern das Futter
Ihres neuen Pelzes sehn.
Wohingegen der Herr Vater
Stolz die Sonntagsschuhe trägt,
Die er liebevoll seit Jahren
Nur mit Servus-Schuhputz pflegt."

In dieser zeitungslosen Zeit war man ja auf Gedrucktes wie versessen, da studierte man rundum immer wieder die Anschlagsäulen, nur um etwas vom Tage selbst zu erfahren. Einem neuen großen Vergnügungsunternehmen, das just in diesen Tagen eröffnet wurde, hat die fehlende Zeitungsreklame übrigens einen Millionenverlust eingebrockt, und überhaupt haben die Kaufhäuser und die Theater, auch wenn sie sich durch Hunderte von Sandwichmännern mit großen Plakattafeln zu helfen versuchten, zu ihrem Entsetzen an den rapid sinkenden Einnahmen gemerkt, wie sehr die Zeitungsanzeige, gerade sie, die Grundlage des Geschäftes und des Umsatzes ist, und wie sie durch nichts anderes ersetzt werden kann. Nun veröffentlichen die Zeitungen nachträglich eine Zwölf-Tage-Chronik, aber sehr viel ist derweil ins Wasser gefallen. Viele Leute sind ohne Nachruf gestorben, was ihnen ja nicht mehr wehe tut. Andere aber haben inzwischen unerwähnt Jubiläen begangen, und das ist bitter. Ludwig Fulda, der Glückspilz, hat freilich auch hier wieder seinen alten Dusel bewiesen: er wurde erst nachher 60 Jahre alt. Er ist ganz und gar Berliner, so wie die meisten Berliner, die eigentlich aus Breslau stammen, Berliner sind. Aber dieser Berliner stammt aus Frankfurt, wo sein Vater durch Kohlengroßhandel dem Sohne das Dichten erleichterte. Das Frankfurterische ist auch noch unverkennbar. Besonders, wenn Ludwig Fulda französisch spricht. Wir hatten mal eine Feier für Sarah Bernhardt, die damals noch nicht Vorträge gegen Deutschland hielt, sondern uns mit ihrer großen Kunst und sich mit unseren großen Honoraren beglückte, und noch heute erinnere ich mich des Schwunges, mit dem Fulda „la blüh krangd ardist dõ la frangß kongdamborehn" begrüßte. Ein liebenswürdiger

Mensch, ein liebenswürdiger Dichter. Wie der alte Theodor Fontane sehr, wie man zu sagen pflegt, vorurteilslos war, er, der Dichter der Mark und des preußischen Adels, ich denke da an seinen Vers: „Kommen Sie, Kohn!", so gibt es heute sehr völkisch Gesinnte, die doch diesem Fulda außerordentlich wohlgesinnt sind. Er ist und bleibt unser zurzeit bestes Reimtalent, ein schalkhafter Schüttler von Schüttelreimen aus dem Ärmel, und, vor allem, so greulich frankfurterisch er es auch ausspricht, der beste lebende Kenner und Übersetzer des Französischen dort, wo es leicht geschwingt im Esprit sich hebt. Keine einzige schmierige Ehebruchskomödie hat Fulda übertragen, obwohl dies Geschäft doch die leichteste Rente abwirft; aber daß er uns den herrlichen „Cyrano de Bergerac" Rostands übersetzt, und wie übersetzt hat, bleibt neben seinem „Talisman" sein schönstes Geschenk an die Deutschen.

Ein anderer Sechzigjähriger, Gerhart Hauptmann, ist unser Größter; falls nicht nach zwanzig Jahren unsere Kinder uns vielleicht eines Besseren belehren. Unser größter deutscher Dichter. Herber und doch wieder inniger, aber jedenfalls nicht so weltmännisch-liebenswürdig wie Fulda, den man sich eigentlich nur in Smoking und Gesellschaftslaune vorstellen kann. Hauptmann ragt, wo Fulda tänzelt. Aber er ragt zu hoch, bis in seine Wolkengebilde hinein, die er zu Menschen formt, und wenn er über Volksnot, nicht Menschennot, sprechen oder völkische Größe besingen soll, dann fängt er an zu stammeln. Sein Jahrhundertlied 1913, zum Gedächtnis der Befreiung aus napoleonischem Elend, war blutleer, dürftig, gesucht, sprach weit über Wolken hinweg mit abgewandtem Gesicht. Und dann 1918 sein Aufruf an die „deutschen Ritter vom Geiste", der Revolution in die Freiheit zu folgen, zeigte wieder das große Versagen, hätte ebensogut von Hermann Sudermann oder einem noch Unbeträchtlicheren des Tiergartenfreisinns sein können.

Noch immer sucht das nachnovemberliche Deutschland nach seinem Dichter. Auch Ernst Toller, der Festungsgefangene von Niederschönefeld in Bayern, ist es nicht. Man hat seine „Maschinenstürmer", das Drama aus der Zeit der Luddittenbewegung in England vor einem Jahrhundert, jetzt in einer Ur-

aufführung im Berliner Großen Schauspielhause Holländer-Reinhardts herausgebracht. Da ist es eine Revolutionsposaune. Da wird das neue Arbeiterlied Tollers, die Nationalhymne seiner Majestät des roten Volkes, für zwei Mark in einem gut lesbaren Abdruck an alle Besucher zum Gleich-Mitsingen verteilt. Gebt mir ein Alphabet oder die Logarithmen in die Hand, und ich deklamiere das als Liebesgedicht oder als Schauerdrama oder als Choral! Nach diesem Rezept wird neuerdings alles im Großen Schauspielhause zu einer Schmeichlerhymne an die brutale Kraft der Masse Mensch. Vom Danton an über die Weber und die Räuber hinweg bis zu den Maschinenstürmern. Grandiose Bilder, aber in Hoblermanier symmetrisch gestellt, Auf- und Abfluten der Riesenmenge aus vielen Kanälen hervor zum wälzenden Strom und wieder in die Gerinnsel zurück, der ungeheure Schrei, der Blutgeruch, die Katastrophe, Schauspieler trägt man nachher ohnmächtig hinaus, Zuschauer taumeln im Rausch des Erlebnisses. Alles Feine und Zarte wird zertreten. Das Große Schauspielhaus braucht für seine vielen tausend Sitze die Gewerkschaften und Betriebsräte als billige Billetthändler, das ist es.

Ich habe nachher Tollers Drama in Ruhe als Buch gelesen. Da erst habe ich auch seine unleugbaren Schönheiten erkannt. Dieser talentierte Wirrkopf kommt allmählich ein wenig zur Besinnung, nachdem er sich selbst ins Unglück gestürzt hat. Im Theater spielt man ihn als Agitator. Er ist wirklich ein Dichter. Aber er wird nie ein Dichter der deutschen Revolution. Die findet keinen. Und sie weiß, warum: weil sie so unendlich klein war in einer großen Zeit, daß kein wirklicher Kopf sich an ihr entzünden kann. 13. Juli 1922

44

Billige Amerikaner — Um die Trinkgelder — Was man „sich hinlegte“ — Exzellenz in der Handelsgesellschaft — Nachfrage nach Kaiserbildern im Ausland — Der Prophet Häusser — Professor Max Liebermann

Im Pschorrbräu in der Friedrichstraße sitzen zwei gut angezogene, frisch eingetroffene schlanke Amerikaner. Nicht etwa, daß sie in dem „trockenen“ Amerika halb verdurstet wären. Es trinkt sich nur nicht so angenehm in Neuyork, weil man dort den Whisky — in Kaffeetassen, mit Rücksicht auf die Polizei, serviert bekommt. Also meine beiden Amerikaner trinken jeder zwei anständige Humpen Echtes und essen ein leckeres Käsebrötchen dazu. Nun kommt der Kellner mit der Abrechnung. Da prusten sie los, daß die Wände wackeln, und lachen, lachen wie verrückt, bis endlich einer von ihnen stammelt:

„Das sind — ja bloß — zehn Cents — für jeden!“

Und sie verschlucken sich und lachen und husten, und husten und lachen. Noch in Bremerhaven hatten sie nichts Besonderes von deutscher Valuta gemerkt. Die Überfahrt 2. Klasse war ja in Dollars bezahlt, nach unseren Begriffen also mit 56 000 Mark das Billett. Und der Gepäckträger, der ihnen bei der Ankunft in Deutschland die Handtasche vom Schiff in die Zollhalle getragen hatte, rechnete auch noch in fremder Währung. „Geben Sie mir einen Quarter!“ hatte er gleichmütig gesagt. Also einen Vierteldollar. Bitte, gern. Soviel gibt man auch in Neuyork; daß es 120 Mark sind, macht man sich nicht klar. Man hat auch einem „sehr kulanten“ Zollbeamten ein paar Dollar gegeben und sich nur etwas gewundert, daß es also auch in Deutschland, dem alten ehrenfesten Deutschland, hohle Hände gibt. Aber nun in Berlin, das ist wirklich zum Radschlagen. Die Amerikaner alle kommen zunächst aus dem Lachen gar nicht heraus. Da sind zwei Bekannte von unseren Pschorr-Brüdern, zwei Butcher aus Neuyork, die mit einem kleinen Umweg über Ägypten und so nach Deutschland gekommen sind; sie lachen sich

kaputt, weil das zweibettige Zimmer nebst Bad im Zentralhotel „nur" 1600 Mark die Nacht kostet. Sie wollen übrigens nur wenige Tage in Deutschland bleiben. Die Landsleute, die sie hier finden, sind ihnen zu armselig. In der Tat: es sind fast lauter „billige" Amerikaner zu uns gekommen, Sommeramerikaner, die sich nur einmal im Leben diese Reise gönnen können, weil die deutsche Valuta so jämmerlich steht, großenteils noch dazu Deutschamerikaner, die hier bei Verwandten wohnen und allerdings fürstliche Pension — in ihren Augen einen Pappenstiel — dafür bezahlen, aber eben im Fremdengetriebe der Hotels nicht in die Wagschale fallen. Daher die große Enttäuschung in Oberbayern und sonstwo. Das ist des Rätsels ganze Lösung. Der wirklich reiche Amerikaner braucht nicht nach Deutschland zu kommen, weil 100 Mark dort schon für 19 Cents zu haben sind, und wenn er — in wenigen Exemplaren — doch kommt, so läßt er sich anbeten, hört er das Rauschen der wie Schilf im Winde sich neigenden Rücken und schreitet stolz hindurch, ohne überhaupt ein Trinkgeld zu geben. Das ist eine alte Erfahrung. Wer erst Dollarmillionär ist, der lebt billig; man reißt sich umsonst, bloß um die Ehre, für ihn in Deutschland die Beine aus.

Der Tanz um das goldene Kalb war selbst in dem Gründertaumel der siebziger Jahre nicht so arg. Er hat alle gepackt. Mit leuchtenden Augen erzählt mir eine junge Braut aus guter Familie, die nächste Ostern heiraten will, daß sie ihr ganzes Aussteuergeld bereits „angelegt" hat. Nämlich in Linoleum. So viel Linoleum, daß man damit die Korridore eines ganzen Ministeriums belegen könnte. Sie hat noch kein Bett, keinen Löffel, keinen Kochtopf, kein Handtuch. Aber Linoleum. „Ja," sagt sie, „Linoleum steigt jetzt schneller als Möbel und Wäsche, damit überhole ich die fallende Valuta!" Für den Rest ihres Geldes kauft sie alte photographische Apparate. Immer nur Sachwerte, denn:

„Einmal eins ist eins,
Was ich habe, das ist meins!"

Für ihren Mitte August fälligen Geburtstag hat sie sich nur bares Geld gewünscht und es schon jetzt erbeten, um sich

dafür wieder „etwas hinlegen" zu können. Wenn sie im Herbst das Linoleum verkauft, handelt sie dafür vielleicht eine Million Meter Maschinen-Nähgarn Nr. 60 ein, um sie zu Weihnachten gegen ein Schock Panamahüte zu wechseln, bis dann kurz vor Ostern diese wieder verklopft werden und dann endlich die Aussteuer besorgt wird. „Habe ich aber eine praktische Frau!" kann ihr Eheherr dann sagen. Vor zehn Jahren konnten unsere Damen ohne männliche Hilfe sich nicht einmal im Eisenbahnfahrplan zurechtfinden. Heute lesen sie mit Verständnis den Börsenkurszettel. Und manche — können trotzdem kochen.

Den Alten fällt es schwerer, sich auf Spekulieren umzustellen. Sie haben nach wie vor Reichsanleihe, bestenfalls ein paar Industriepapiere daliegen, sehen ihr Vermögen dahinschwinden und versuchen es noch im Greisenalter, durch ihrer Hände Arbeit die Margarine aufs Brot dazuzuverdienen. In unseren militärischen und Hofkreisen ist der Name des Generals v. Friedeburg sehr bekannt. Er war zuletzt nach dem Kriege Kommandierender in Breslau und wurde wegen einer despektierlichen Äußerung über die Republik von Noske entlassen. Friedeburgs Tochter hat einen Prinzen von Hohenzollern im vorigen Jahre geheiratet. Der alte Herr selber aber — hat eine Stellung in der Berliner Handelsgesellschaft angenommen. Wüßte er, daß dies hier in die Öffentlichkeit kommt, so würde er sich gewiß dagegen sträuben, mit einer Zornader so dick wie ein Baumast auf der Stirn. Aber so etwas gehört nun einmal zur Kulturgeschichte von heute, man muß es also bekanntgeben, auch wenn die alten Herren selber völlig klaglos sich in ihre Klüfte zurückziehen. Nicht die materielle Einschränkung tut ihnen weh, sondern das veränderte Aussehen aller von ihnen heilig gehaltenen Dinge. Jede äußere Erinnerung an Vergangenes wird ja jetzt systematisch ausgerottet. Unmittelbar nach den ersten Weimarer Auseinandersetzungen hieß es: jegliche Verherrlichung des Zeitalters Wilhelms II. muß weg. Jetzt legt man auch an Denkmäler Wilhelms I. Hand an. Nicht 1888, sondern 1870 ist der große Einschnitt; wer noch 1870 gelebt hat, der verschwinde. In Hamburg ist Bismarcks Bild in den Schulen verpönt worden. Den ragenden Riesen ob der Elbe

werden sie freilich nicht so schnell umstürzen — und wenn sie es täten, würde kaum Dr. Simons oder ein anderer unserer Internationalisten, die seither auswärtige Politik gemacht haben, an der Stelle erstehen. Am allerwenigsten in Herz und Sinn des Volkes sich einpflanzen. Nur mit tiefer Beschämung kann unsereins davon berichten, daß die bei uns von den Bilderstürmern Verfemten anderswo warme Aufnahme finden. Ein Kaufmann in Helsingfors in Finnland, der schon 1917/18 einen großen Posten von Bildern des Kaisers und Hindenburgs in Berlin gekauft hatte, hat soeben in derselben Berliner Kunsthandlung wieder eine ganze Kollektion davon bestellt, darunter viele Luxusausgaben der beiden Porträte, da die Nachfrage danach in Finnland auch heute noch sehr stark sei. Vielleicht lernen auch wir wieder auf dem Umweg über das Ausland schätzen, was einst unser war. Vor einiger Zeit war der designierte Präsident einer großen südamerikanischen Republik in Berlin und lud, um seinem begeisterten Herzen Luft zu machen, einen Kreis von Herren des alten Systems zu sich ein. Erhob sich dann bei dem Festessen und hielt eine feurige Rede „auf das herrliche deutsche Heer im Weltkriege" und weihte sein Glas — dem Kaiser. Schweig stille, mein Herze. Aber solch Balsam tut wohl.

Die Ausländer, soweit sie nicht reine Money-Maker sind, fühlen es, wie zerrissen die Gemüter in Deutschland sind. Darum schicken sie uns neuerdings sogar ihre Heilsprediger wie den neulich von mir erwähnten Richter Rutherford. Aber an Propheten fehlt es uns ja selber nicht. In Berlin mehren sich an den Anschlagsäulen ihre Prospekte. „Ich rede," steht gewöhnlich in Riesenbuchstaben obenan. Dann kommt ein krauses Gemisch von Bibelworten, blasphemisch auf den neuen Propheten angewandt, etwa „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", und von politischen Phrasen, in denen dieser „Ich" sich als Herr der Welt und Vollender des — Monarchismus vorstellt. Eine sehr geschickte Spekulation auf die Sehnsüchte so vieler kleinen Leute, die, in ihrem Innersten verstört, auf die Wiederkehr Christi und gleichzeitig des Kaisers harren. Häusser heißt der eindrucksvollste dieser Geschäftemacher. Mit seinem

wohlgepflegten großen Vollbart sieht er, wenn er dazu den Zylinder aufsetzt, wie der typische „schöne Mann" aus, der als Mode-Frauenarzt großen Zulauf hätte. Ohne Kopfbedeckung aber und in härenem Gewande ist er der Wüstenprediger, jener Jochanaan Wildes, nach dem Salome erschauert. „Was er blickt, ist Geißel, und was er spricht, ist — Quatsch," möchte ich in Variierung der Uhland-Ballade sagen. Aber seine letzte Versammlung in Berlin war wieder propfenvoll und hatte einen gewaltigen Kassenerfolg. Jetzt spricht er wohl wo anders. Oder — sitzt wo anders. Seine Anschreiben an das Volk datiert er mit Vorliebe aus der Untersuchungshaft, und gerade das ist eines der stärksten Zugmittel, denn die Träumer vom tausendjährigen Reich sagen sich: gerade so ist es den ersten Christen ergangen. Selbstverständlich gibt Häusser ein Blatt in regelmäßiger Folge heraus. Selbstverständlich heißt es einfach und edel: Häusser. Da steht allerlei vom Wahrheitsmenschen, von der geistigen Monarchie, vom Diktator des Fleisches, lauter erbrochenes, unverdautes Zeug für alte Vetteln. Das vierseitige Zeitungsblatt kostet 10 Mark. Auf der dritten und vierten Seite hat man dafür einen umfangreichen Briefkasten, aus dem man — immer mit vollem Namen, voller Adresse — erfährt, welche Marie oder Martha dem „neuen Krist" alles hingegeben hat, mal 400 Mark, mal le beau reste, das einzige, was schließlich jedes Mädchen noch zu vergeben hat. Zu den Weggeworfenen aber wird der Prophet sehr deutlich. Da schreibt er aus dem Untersuchungsgefängnis Stettin, Zelle 23, an Selma Jäger in Lieberose bei Kottbus:

„Deine Briefe sind ein unerträgliches Gequassel. Abscheu vor kranken Leibern hattest Du? Warum nicht den ersten Abscheu vor Dir selbst? Du sieches, krankes, tuberkulöses, stinkendes Aas! Gott verklärte Dein Fleisch und Blut? So siehste aus! Ausgerechnet wie eine Verklärte, mit dieser Satansfresse, Hexenfratze! Du liebtest meinen Leib? Das glaub' ich Dir gern! Da sind noch viele! Der ist aber nicht für Abortgruben wie Du eine bist."

Das ist nur ein Auszug aus dem Brief. Es steht noch viel Deutlicheres und Saftigeres darin, was sich im „Häusser" ge-

druckt gar nicht auffallend macht, an dieser Stelle vor unseren Lesern aber unmöglich wäre. Das Blatt, und viele vor ihm, ist in Berlin in Tausenden von Exemplaren verkauft worden. Wer es liest, der weiß erst, wie krank unsere Zeit ist, und es wäre immerhin eine dankbare Aufgabe für unsere Behörden, wenn sie solche eiternden Beulen ausbrennten. Es scheint ihnen nicht zu gelingen. Sie haben wohl ärgeren Versündigungen nachzuspüren, etwa Bildern aus der Schlacht von St. Privat oder von der Übergabe Sedans, die so sehr geeignet sind, unsere Jugend zu verderben.

Auch für moderne Maler, die sicherlich vor den Augen aller Pazifisten und Internationalisten Gnade finden, sind die Zeiten heute schlecht. Man rühmt sie, man liest von ihnen, man stellt sie aus, aber kein Mensch kauft mehr Bilder, es sei denn, daß er bestimmt weiß, daß sie im Preise mindestens wie der Dollar steigen. Glücklich, wer als Künstler schon am Abend eines reichen Lebens steht. Heute steigt Max Liebermann, einst der oberste Kriegsherr der gegen die akademische Malerei anstürmenden Moderne, in sein 76. Lebensjahr. Er ist ganz und gar Berliner. Hundertfach versippt mit Tiergarten und Kurfürstendamm. Und Tiergarten und Kurfürstendamm sind heute stolz, ihn den Ihren nennen zu können, denn sein Lebenswerk ist nun nicht mehr angefochten. Ein Liebermann ist nicht jedermanns Sache. Das Fahrige seiner Malerei mag mancher nicht. Aber wenn man auch nur seine „Reiter am Meer" oder irgendein anderes Gemälde aus seiner reichsten Zeit kennt, so weiß man eines: er ist der Maler der Bewegung. Selbst bei den Bildnissen ist es so, als hätte man ihm nicht „gesessen", sondern als habe er im Bruchteil einer Sekunde den ganzen Menschen mitten im pulsenden Leben erhascht. Und die Luft flimmert, wogt, weht, die Nebelschwaden gleiten, und ein rosa-graues Kleidchen knistert und bauscht sich noch im Bilde. Max Liebermann ist auch in seiner Sprache mit „ick" und „det" ganz zum Berliner geworden, ist auf Berliner Art jovial-grobschnäuzig, wie Lenbach auf münchnerisch es war, und zwar grobschnäuzig nach allen Seiten. In seiner früheren Wohnung am Brandenburger Tor, sagte er einmal, sei es nicht mehr auszuhalten, seit

drüben der gleißende Marmor der Figuren von Kaiſer und Kaiſerin Friedrich ſtünden.

„Ick koof mir noch 'ne Schneebrille!"

Gegen Kaiſer Wilhelm hat er manche ätzende Bemerkung gemacht. Aber gelegentlich ſchonte er auch ſeine eigenen Leute vom Tiergarten und Kurfürſtendamm nicht im geringſten. Ein fetter Konfektionär ließ ſich einmal von ihm malen und ſprach ſein Entzücken über das fertige Bild aus, das ja ſo ähnlich ſei. Und Liebermann antwortete:

„Tjawoll, zum Kotzen ähnlich!" 20. Juli 1922

45

Verregnet — Die kühle Blonde — Strobl bei ſeinen Geigen — Gasriecher — Kotau vor den Ausländern — Kunſtſommer — Anſtändig, ſehr anſtändig, hochanſtändig

Gut Naß, Hurra!

Seit einigen Wochen benutze ich nur noch dieſen Schwimmergruß, wenn mir eine triefende Seele begegnet. In meinem Park — ſo nenne ich den ſchmalen, zwei Meter langen Kaſten mit rankenden Feuerbohnen auf dem Balkon — habe ich die ganze Zeit nicht zu gießen brauchen. „Es" gießt von alleine. Der dörrheiße vorige Sommer hat die Berliner vergeſſen laſſen, daß der Juli eigentlich einer unſerer regenreichſten Monate iſt, und ſo tun ſie denn entrüſtet und kaufen Regenſchirme und Liköre, die ſeit Weihnachten beide um 300 Prozent im Preiſe geſtiegen ſind. Das ſind aber noch die glücklichſten Berliner, nämlich diejenigen, die noch in Berlin ſind, das ja auch bei ſchlechtem Wetter erträglich ſein kann, und ihre Ferien mit eitel Sonne noch vor ſich haben; die lachen womöglich, wenn man ſie mit „Gut Naß, Hurra" begrüßt. Denen aber, die jetzt von Urlaub zurückkommen, weiche ich in weitem Bogen aus. Sie riechen nämlich nach verſchimmelten Kleidern. Von Oberſtdorf bis Weſterland hat es ja überall gegoſſen. Nur die vielen,

vielen Kinder können einem leid tun, von denen der Arzt gesagt hat, allein Sonne — viel Sonne — könne ihnen helfen, und die nun ungeheilt binnen kurzem wieder auf die Schulbank müssen.

Am heftigsten fluchen die Berliner Weißbierwirte. Die Berliner „kühle Blonde" ist früher hierzulande im Sommer das begehrteste Getränk gewesen, diesmal aber nähme man eher einen Grog. Übrigens spricht man zu Unrecht — ebenso wie von „Wiener" Würstchen — von „Berliner" Weißbier. Dieses obergärige Weizenbier mit geringem Alkoholgehalt, aus reinem Malz ohne Hopfen, das von seinen echten Verehrern unvermischt getrunken wird, während verächtliche Nichtkenner es mit einem Schuß Himbeer genießen, ist im 16. Jahrhundert von einem Hamburger Brauer erfunden, dann in Halberstadt bodenständig geworden und erst von dort zu uns übergesiedelt. Mit der alten kleinbürgerlichen Gemütlichkeit schwindet jetzt aber auch in wärmeren Sommern das Weißbier immer mehr, genau so wie die behäbige Försterpfeife von dem Shagstummel und die ruhevolle Zigarre von der eiligen Zigarette in Deutschland verdrängt wird. Nur hin und wieder trifft man noch einen biederen Handwerksmeister alten Schlages, so einen gutmütigen vierschrötigen Schlagetot, der nach Feierabend tief aufatmend seinen Schnurrbart in die große Weißbierglocke versenkt, in langen Zügen wie ein Droschkenpferd säuft und dann, zufrieden zurückgelehnt, mit der Unterlippe die letzten Tropfen vom Schnurrbart hereinstreift und auf das erste abgrundtiefe „Aufstößerchen" von der Kohlensäure wartet. Für diesen Typ passen die Zeiten schlecht. Es scheint fast, daß er im Aussterben ist, wie auch der Ibis, der vor Jahrtausenden am Rhein spazierte, und das Nilpferd, das in der Weser schnaufte, bei uns verschwunden sind. Schade um den braven Mann. Was er arbeitete, das saß gut, und die Ohrfeigen, die er dem Lehrjungen gab, saßen auch gut. Riskiert er heute eine, dann kommt der Junge eine halbe Stunde später mit dem Schutzmann angetanzt und verlangt seine Papiere.

Wenn aber auch in Weißbierstuben die alten Typen immer seltener zu finden sind, so trifft man doch noch in Werkstätten auf prächtige Originale. Das bummelnde, flanierende, sich

amüſierende Berlin iſt überall mit Händen zu greifen. Das arbeitende Berlin, deſſen Ruf über die Ozeane geht, muß man aufſuchen, und dann hat man die Freude, auch ſeine Künſtler im Handwerk zu entdecken. Mitten im brandenden Geſchäftszentrum der Stadt, ganz nahe am Potsdamer Platz, gibt es im erſten Stock eines Hauſes in der Linkſtraße ein paar weltabgeſchiedene Stübchen, in denen ſtill verſonnen ein Meiſter werkt. Der alte Strobl. Der Geigenbauer. Joachim war ſein Kunde, Kreisler und Hubermann kommen zu ihm, jeder Künſtler kennt ihn, ſchätzt ihn, liebt ihn. In der alten Fahrradhoſe, die ungeknöpft faſt bis auf die Fußknöchel herniederhängt, empfängt einen dieſer Strobl, wird unwirſch, wenn man ihm irgendein Maſſenfabrikat bringt, eine Violine von uneblem Bau, und bekommt umgekehrt ein ſtilles Leuchten in den Augen, wenn ihm ein Meiſterwerk vorgewieſen wird. Er ſelbſt liebt ſeine eigenen Geigen ſo, daß er ſie nur unter Seufzen weggibt. Neulich hat er eine für 360 000 Mark verkauft. Ich denke, nun freut ſich der Mann, nun wird er ganz aufgeräumt ſeiner Gattin ſagen, jetzt könne man ſich einmal einen guten Tag machen. Weit gefehlt. „Man hat ſie mir endlich abgequält!" ſagt er mit trauriger Stimme und ſtreichelt wehmütig den leeren Kaſten. Er lebt ja nur für ſeine Geigen — er haucht ihnen ſeine Seele ein, würden frühere Romanſchreiber geſagt haben. Seit 21 Jahren grübelt und experimentiert er über einem Geigenlack, der dem altitalieniſchen ebenbürtig ſei, und endlich im vorigen Jahre iſt er ihm gelungen. Mit winzigen, halbfingerlangen Hobeln bearbeitet er ſeine Brettchen aus Ahorn und Fichte, ſtolz zeigt er einen für den Laien ganz unſcheinbaren Kloben Holz vor, der ſchon 300 Jahre lang daliege und jetzt bald benutzt werden könne, zeigt ihn vor und rühmt ſeinen weichen Glanz. Einmal im Jahre geht Strobl weg. Für einige Wochen nach Bayern, nach Tirol. Er geht in kein modernes Hotel, ſondern in uralte Bauernhäuſer — und dann ſchmeichelt er dem Beſitzer einen Deckbalken oder ein Fenſterkreuz oder ein Dielenbrett ab und bezahlt es ſo fürſtlich, daß man mit dem Gelde wohl eine Tochter zur Hochzeit ausſtatten könnte. Solche Dinge, ſolche Arbeit, ſolche Menſchen

hat kein Krieg und keine Revolution uns rauben können; man kennt sie — besser als man unsere führenden Politiker kennt — in Chile und in Kanada, in Japan und in Australien, und sie sind es, die die Namen Berlin und Deutschland trotz aller Schändung in ihrem Werte erhalten.

Wir selber gehen meist achtlos an hundert Dingen vorüber, die der Fremde als Wunder deutscher Gründlichkeit anstaunt. Dieser Tage schlendere ich mit zwei Bekannten — Ausländern, aber nicht aus Polen oder sonst wo aus Wild-Ost, sondern aus einem modernen Großstaat — die Straße entlang. Sie bleiben interessiert an einer Gruppe von Arbeitern stehen. Die lockern in kurzen Abständen immer wieder ein Steinchen vom Mosaik des Bürgersteigs, drehen einen fast mannshohen Bohrer hinein, ziehen ihn wieder heraus und riechen an den im Gewinde zurückgebliebenen Erdkrumen. Dann setzen sie das Steinchen wieder sorgsam ein und gehen ein paar Meter weiter an das gleiche Unternehmen. Was das für Leute seien, fragen mich meine Begleiter. „Na, das seht ihr doch, das sind doch Gasriecher!" sage ich, worauf ich wieder gefragt werde: „Gasriecher, Gasriecher —, was ist das für eine komische Sache?" Je nun, es können doch mal Gasröhren undicht werden. Dann strömt Gas aus und geht verloren. Die ganze Erde rundherum riecht dann danach, und so wird denn tagaus, tagein ganz Berlin, heute die Straße, morgen jene, abgerochen, und wo eine undichte Stelle so entdeckt wird, wird sie gemeldet, damit sie aufgegraben und damit das schadhafte Rohr ersetzt werden kann. Das sei doch die selbstverständlichste Sache von der Welt. Werde es in der Heimat der beiden Herren, in ihrer Weltstadt, nicht ebenso gemacht? Da lachen sie. Nein, damit gebe man sich da nicht ab; wenn ein Gasrohr undicht werde, so merke man das eben nach einiger Zeit — an der Explosion. Solche kleinen Erfahrungen im Verkehr mit unseren Besuchern tun einem unendlich wohl, besonders, wo man sonst so oft sich schämen muß, wenn man das „neue" Berlin von den Fremden mit kritischen und etwas verächtlichen Blicken gemustert sieht. Natürlich ist es für die Valutastarken das reine Paradies, weil hier um ein Spottgeld alles für sie zu haben ist, aber wo der Verkaufs-

artikel nicht mehr Maulwurfspelz oder Lederkoffer heißt, sondern Menschenwürde, da wird die Geringschätzung der Ausländer begreiflich. Nicht nur unsere „kleinen Mädchen" hängen sich an sie. Auch Männer, auch selbstbewußte Arbeiter sind hocherfreut, sobald sie von den Fremden auch nur angesprochen werden. Auf die Bitte meiner Begleiter hin frage ich die Gasriecher in unserer Straße, ob sie von der Stadt angestellt seien. „Jawoll, angestellt —, mit dem Rücken an de Wand!" knurrt einer endlich verdrießlich, und dann ist nichts mehr herauszukriegen, obwohl ich höflich mit dem Hut in der Hand vor den Leuten stehe. Nun hören sie aber an unserer fremdsprachlichen Unterhaltung, daß es keine Deutschen sind, die sich für ihre Arbeit interessieren. Im selben Augenblick sind sie wie ausgewechselt. Sie lassen alles stehen und liegen, geben Bescheid, und es fehlt nicht viel, so geben sie ihren Tagelohn auf, um freiwillig und sogar ganz ohne Trinkgeldhintergedanken für die Fremden den Führer durch das arbeitende Berlin zu machen.

Dafür kommen freilich die wenigsten Ausländer her. Sie wollen kaufen, viel und billig kaufen, und sie wollen sich amüsieren, viel und billig sich amüsieren. Möglichst „in angenehmer Begleitung", wie sie in Wien zu annoncieren pflegen, wenn sie für ein paar Reisewochen irgendein armes junges Blut als Haremsschöne haben wollen; in dem noch nicht ganz so tief gesunkenen Berlin würde keine Zeitung solch eine Anzeige aufnehmen. In Berlin geht es — auch ohne Anzeige. Aber das ganze Amüsement wird von Tag zu Tag oder von Nacht zu Nacht eindeutiger, steht schon fast auf dem Niveau der großen mittelländischen Hafenplätze Marseille, Neapel, Konstantinopel. Es gibt aber doch noch immer Leute, die in Berlin Kunst suchen, die nach Musik hungern, die sich an Bildern erheben wollen. Da können wir ihnen nur dürftig dienen, zumal jetzt im Sommer. Die Ausstellungen enthalten nicht ein einziges Werk, das bleibende Eindrücke für das Leben hinterließe. In der Malerei haben wir die Revolution schon vor der politischen Revolution gehabt, und sie war auch ganz danach: eine Infektion der Gehirne vom Auslande her. Wir sind darüber noch nicht hinausgekommen. Ein Kunstbolschewist, der bekannte Kandinsky, der

in Rußland keine Geschäfte machen kann, ist jetzt an eine öffentliche Anstalt in Weimar, die Kunstgewerbe betreibt, berufen worden, an das sogenannte Bauhaus. Dort mag er sich in bizarren Tapeten und Teppichen austoben. In der Musik haben wir den Besuchern Berlins zurzeit überhaupt nichts zu bieten, da über den Konzertsälen tiefster Ferienfriede herrscht, im Tanz ist nur die Ausgezogenheit einheimisch, während die Kunst von italienischen, russischen, schwedischen Gästen zweiten Ranges betrieben wird, und auf den großen Bühnen herrscht der Sommerpächter und — die „dritte Besetzung". Man spielt die alten Kassenfüller immer noch herunter, aber die tragenden Darsteller sind längst ausgerückt, zieren mit ihren Namen die Kurlisten fashionabler Strand- oder Gebirgsorte, während im Theater ausgekrähte alte Leute oder unausgebildete junge Novizen an ihrer Stelle stehen. Ich habe mir die Kreisleriana im Theater in der Königgrätzer Straße noch einmal angesehen und war schon da über die Neubesetzung einzelner Rollen entsetzt, aber anderswo ist es noch viel schlimmer. Allmählich wird es Brauch in Berlin, in „erster Besetzung", die das Glück des Stückes macht, es nur einige Wochen, manchmal nur einige Tage zu spielen. Dann kommt der Posel, sobald der Kurfürstendamm befriedigt ist. Von unseren Größen ist nur eine, Tilla Durieux, die Gattin des Salonkommunisten Cassierer, in diesen Tagen noch auf die Bretter gegangen und hat die „Fedora" in Sardous altem Reißer gespielt. Selbstverständlich mit allen Finessen. Es war eine leckere Sache, sagen die Feinschmecker. Selten habe man solch ein Weibtier auf der Bühne gesehen. Die Durieux spielt ja immer überwältigend; selbst wo sie nicht ein einziges Wort zu sagen hat, wie in der Josephslegende von Richard Strauß.

Ihr Auftreten jetzt im Juli ist aber die große Ausnahme. Die Portiers in den Gasthöfen empfehlen auch kaum mehr die Theater, sondern Genüsse, die „typischer" für das nachrevolutionäre Berlin geworden sind. Die solidesten ehemaligen Stätten, an denen man früher nach des Tages Arbeit vergnügt sein konnte, ändern jetzt „aus Valutarücksichten" ihren Charakter. „Wenn ich nicht mindestens 1000 Mark für die Flasche Sekt

verlange, kommt kein Aas!“ sagt mir der Besitzer einer Weinstube, in der früher Geheimräte und alte Offiziere für 90 Pfennig ihre Flasche Mosel tranken. Man muß jetzt immer schon vorher rekognoszieren. Meiner Frau fällt es plötzlich ein, daß wir mal, vor etwa acht Jahren, sehr angenehm in einem Prager-Schinken-Stübl gesessen haben. Da müßten wir doch wieder hin. Also ich rekognosziere. Man kriegt da noch immer Prager Schinken und einen guten Tropfen. Aber es bedient da eine Hebe, die nicht viel mehr als eine Badehose anhat. Ich frage den Lokalinhaber etwas verärgert, ob auch jetzt noch anständige Damen zu ihm kämen. Er sagt:

„Selbstverständlich anständige Damen! Auch sehr anständige Damen! Sogar hochanständige Damen!“

Ich will meine Frau aber lieber doch nicht fragen, ob sie eine anständige oder eine sehr anständige oder eine hochanständige Dame sei. 27. Juli 1922

46

Der Herr Konsul — Wappengeschmückte Autofähnchen — Oberzeichenlehrer und Obergesanglehrer Republikanisierung des Männergesangs — Schlagerseuche in Kurorten — Berliner Ehrendoktoren — Ein Graf als Antiquitätenschlepper — Brillantenverdauung

Eine auffallend große Anzeige ist dieser Tage wiederholt in verschiedenen Blättern erschienen: eine wohlhabende repräsentative Persönlichkeit möchte das Konsulat irgendeines europäischen Staates übernehmen. Der Mann hat vielleicht Schokolade, Seife, Schraubstollen, Wagenschmiere, Cognac, Hosenträger geschoben, hat nun einen großen Teil seines Vermögens in amerikanischen Stahlbonds oder englischen Randshares in Bern oder Amsterdam liegen und möchte seinen ältesten Studiosus juris in ein feudales Korps eintreten lassen. Seine eigene Gesellschaftsfähigkeit will er dazu erhöhen, will „Herr Konsul“ werden, aber

beileibe nicht von der Republik Ecuador oder gar Panama, denn das ist „nicht seriös genug", ist schon fast Operette, also muß es schon ein europäischer Staat sein. Es gibt ja Vermittler, die gegen große Summen solche Titel schieben; es könnte doch sein, daß die Republik Eesti oder Georgien ein Wahlkonsulat zu vergeben hat und alsbald auch einen großen Ordensstern. Vor allem kann man dann vorn an seinem Auto, neben dem Chauffeursitz oder an Stelle der Kühlerpuppe, ein Wappenfähnchen anbringen, das so lustig vornehm flattert und jeden Schutzmann vor Hochachtung erstarren läßt, selbst wenn das Auto in ganz polizeiwidrig mörderischer Pace daherrast. Mit solchen Fähnchen fahren ja jetzt alle irgendwie mit dem Auslande dienstlich Versippten, um als Menschen höherer Ordnung — nicht etwa als armselige Deutsche — eingeschätzt zu werden. Früher kannte man dergleichen hochmütige Betonung der Exterritorialität nur in der Türkei oder in China, heute aber ist sie auch in Berlin allgemein. Die Sitte greift schon auf die mehr oder weniger roten, also programmatisch jeder Exklusivität feindlichen Vertreter der deutschen Einzelstaaten über, auch auf ihre Kanzlisten und Sekretärinnen. Man sieht also nicht nur die schwedische und spanische, die lettische und tschechoslowakische, sondern auch die hamburgische und sächsische, die thüringische und württembergische Flagge. In einem Hui schnurren die Wagen vorüber; über die Berechtigung zum Führen der Flagge läßt sich kaum etwas feststellen, es mag sogar sein, daß manch ein Schuster von Köpenick sie führt, und es dauert wohl nicht mehr lange, bis auch die Schlaraffia oder die Pankgrafschaft ihre Hausflagge als Autofähnchen aufpflanzt. Die Eitelkeit ist unausrottbar.

Mittelalterliche Magistrate haben sich vergeblich gegen den „Hosenteufel" gewehrt und Kleiderverordnungen erlassen. Auch die Weimarer Verfassung hat vergeblich dem weiteren Anwachsen des Titelwesens Halt geboten, um zu republikanischer Einfachheit und Würde die Menschen zu erziehen. Jetzt haben wir sogar den Oberzeichenlehrer und den Obergesanglehrer bekommen, was den sicherlich berechtigten Ansprüchen der akademisch ausgebildeten unter den Zeichen- und Gesanglehrern entspricht, aber sprachlich entsetzlich ist. Bisher hat mir jedenfalls noch niemand

sagen können, was Obergesang ist. Ich kann mir auch nur einen Gesang-Oberlehrer, keinen Obergesang-Lehrer vorstellen.

Aber der heutige Staat hat, was in der Öffentlichkeit noch gar nicht bekannt ist, mit den Meistern des Taktstocks überhaupt Großes vor: sie sollen ihm zu „moralischen Eroberungen" verhelfen, sollen an die Stelle des nationalen und monarchischen Jungborns unserer Volkslieder allmählich die internationalistischen Hymnen setzen. Wird da neulich in einer von Berlin nicht allzuweit entfernten Stadt der Dirigent des Männergesangvereins zum Regierungspräsidenten gebeten und gefragt, ob er nicht 150 000 Mark Beihilfe für seinen Verein haben wolle. Der Mann weiß natürlich nicht, wie ihm geschieht. Er fängt an zu stottern. Er weiß doch, wie rar das Geld in der Staatskasse ist, er weiß auch, wie sehr das fremde Garantiekomitee nach „unnützen" Kulturausgaben spürt. Der Regierungspräsident klopft ihm aber wohlwollend auf die Schultern und sagt: „Genieren Sie sich nur nicht, der Staat hat viele Millionen für diesen Zweck angewiesen!" Endlich faßt sich unser Gesangvereinsdirigent — ich brauche wohl nicht zu versichern, daß es nicht Herr Fehrenbach aus Freiburg war — soweit, daß er nach der Gegenleistung fragen kann. Oh, das sei nur eine Kleinigkeit, heißt es. Gelegentlich ein Gratis-Volkskonzert auf dem Marktplatz, selbstverständlich mit behördlich genehmigtem Programm. Und dann: es wäre doch schön, wenn die Musik zur Volkssache, zur Gemeindesache gemacht würde; also sei es sehr erwünscht, wenn der Männergesangverein „Alte Treue" und der Arbeitergesangverein „Rote Fahne" fortan unter gemeinsamer Leitung stünden. Das werde jetzt überall angeregt. Fabelhaft, einfach fabelhaft. Ich möchte gar zu gern an dem nächsten Stiftungsfest eines so vereinigten Chores teilnehmen. Der Vorsitzende hebt den Humpen und bringt ein Hoch auf unser armes liebes Vaterland aus, mit der Selbstverständlichkeit einer Reflexwirkung wird nun „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen, um alsbald von der Arbeitermarseillaise mit „Blut muß fließen knüppelknüppeldick" überschrien zu werden — und der Rest sind zersplitterte Stuhlbeine und angeschlagene Schienbeine. Alles zum Schutze der Republik. So gewinnt man ihr die Herzen,

so rottet man die gefährlichen Vaterlandslieder des alten Systems an der Wurzel aus.

Freilich wird man mit den Liedern der Internationalisten auch nicht überall durchdringen, schon deshalb nicht, weil die Dirigenten als musikalisch gebildete Leute doch den Kunstgesang zu pflegen dasind und keine Lust verspüren dürften, das Unisonogebrüll zu taktieren. Aber vielleicht einigt man sich auf mittlerer Linie. Man kann ja das unerschöpfliche Repertoire der Berliner oder auch Wiener „Schlager" ausnutzen, die sich allgemeiner Beliebtheit und meist auch gemeinsamer Herkunft aus irgendeiner galizischen Poeten- oder Tonsetzerstube erfreuen. Da man in Berlin zurzeit mit der deutschen Sprache nur mangelhaft durchkommt, mach' ich jetzt, um gleichzeitig für den kommenden Urlaub zu trainieren, Wochenendpartien, um meine lieben Berliner in ihren Sommerfrischen aufzusuchen, und da kriege ich natürlich alle Schlager vorgesetzt, die im Winter hier herausgekommen sind. Sitze ich da an diesem Montag kurz vor der Heimfahrt in Bad Schandau beim Essen. Wie schön könnten einem die Forellen aus der Biela munden! Aber dazu kräht der von dem Hotel für die künstlerische Erhebung der Gäste eigens gecharterte Sänger sein:

Weine nicht,
Mein Liebling, weine nicht,
Alles kannst du von mir haben,
Nur das eine nicht —

und nicht nur die anwesenden Berliner und Chemnitzer, sondern auch die nicht ganz unzweifelhaft verheiratete junge Dänin mit ihrem Gent, die Valutaferien genießende Rotundenfrau aus Prag, das Mädchenpensionat aus Karlsbad und der kommunistische Wanderredner aus Falkenstein mit seiner kleinen dicken Bolschewikin klatschen begeistert Beifall. Also das wäre doch so was für unseren behördlich neu organisierten Männergesang; da gerät niemand dem anderen in die Haare. Das Entzücken kennt gar keine Grenzen mehr, als der Sänger uns dann noch — mit Rücksicht auf die Gäste von drüben — gut alt-österreichisch kommt und schlagernd-schnadahüpfelnd duliöht:

Mei Bruder is a Kupferſchmid,
Und was er ſieht, dös nimmt er mit;
Mei Schweſter is e feini Dam',
Hat ſechzehn Kinder und noch keinen Mann —

kurz, man kann ſeine Herzensfreude daran haben, wie „entgiftet" hier die Atmoſphäre iſt, wo nur die Parole gilt: Verdaue mit Muſik! Da macht ſich keiner irgendwelche Gedanken über vaterländiſche Not, über altes Syſtem, über glorreiche neue Außenpolitik. Ein gewichtiger Berliner wartet freilich trotzdem etwas aufgeregt auf ſein dringendes Ferngeſpräch, um zu erfahren, wie der Dollar auf der Nachbörſe gehandelt wurde, und ſagt nachher etwas echauffiert ſeiner Gattin: „Der Peunkarree is warraftig noch döller als früher der Klemmanzau!", aber ſonſt kümmert ſich doch niemand um Poincaré und Clemenceau, um Wirth und Radbruch, ſondern alles ſchunkelt vergnügt zu den Schlagermelodien und iſt ſo friedlich, als man ſich einen guten Republikaner und Internationaliſten nur wünſchen kann. Außerhalb dieſer Kurgenoſſenſchaft ſieht es freilich noch böſe aus. Es iſt ein Skandal: in einem anderen Ausflugsort höre ich Schulkinder „Des Vaterlandes Hochgeſang" anſtimmen, und an der Giebelwand ihrer Volksſchule ſteht gar mit fußhohen Buchſtaben: „Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb!" Daß ſo etwas in dem Reiche des unabhängig-ſozialdemokratiſchen Miniſters Lipinſki noch nicht ausgemerzt iſt, das iſt unerhört. Man ſollte die Bibel, die ſolche Sprüche enthält, einfach verbieten.

Mir wird ganz ſchwach, wenn ich daran denke, daß in der Bibel ſogar ſteht: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt! Alles, was wir geben können, bis an die Grenze der Leiſtungsfähigkeit, müſſen wir doch der Entente geben. Wer klug iſt, macht ſich freilich ſchnell vorher noch anderswo Freude mit dem ungerechten Mammon. Früher tat man ſo etwas in der Form eines Dankopfers, wenn man königlicher Kommerzienrat geworden war. Heute ſind andere Ehren erwünſchter. Um aus der Maſſe des Volkes, das ja heute ganz unvorgebildet in alle Ämter gelangen kann, ſich herauszuheben, muß man am beſten eine akademiſche Würde ſich erwerben. Dazu bedarf es heute,

wo die Hochschulen bitter arm geworden sind und vom Staate nicht mehr genügend Geld für ihre Büchereien und Laboratorien erhalten, nicht mehr einer wissenschaftlichen Arbeit, sondern nur eines Wohltätigkeitsaktes. So ist der Berliner Verleger Mosse schon vor einiger Zeit Dr. phil. geworden. So ist jetzt der Berliner Konfektionär Adam zum Dr.-Ing. promoviert worden. In seinen Schaufenstern sieht man wundervolle Sportkostüme, entzückende Damen-Breeches, Bobsleigh-Mützen, Golf-Beinschienen und dergleichen mehr — und da sind dann seine „Verdienste um die körperliche Ertüchtigung der deutschen Jugend" entsprechend anerkannt worden, nachdem er für Sportzwecke ein anständiges Sümmchen geopfert hat. Kaum eine Fakultät ist heute ganz unzugänglich, sogar der Dr. med. ist ehrenhalber schon an Wohltäter verliehen worden. Nur, soviel ich weiß, der Dr. theol. noch nicht — denn nach ihm besteht in den Kreisen, die hier gemeint sind, vorläufig noch keine Nachfrage. Aber was nicht ist, kann noch werden. In Berlin lebt ein alter gescheiterter Paukarzt jetzt glänzend davon, daß er den „geehrten Reflektanten" künstliche Schmisse beibringt, die dann altes System vortäuschen. Er verdient fast so viel wie der Kollege, der Tätowierungen entfernt, wofür besonders diejenigen Leute sich interessieren, die nur ungern „besondere Merkmale" in ihrem Signalement stehen haben. Aus gewissen Gründen. Man kann nie wissen.

Die enttätowierten Ehrenmänner legen gern auch ihre früheren Rufnamen ab, Palisaden-Karl oder Schlächter-Orje oder Maukbeen-Maxe, weil dies geschäftlich behindert. Mit guten alten Namen ist aber immer noch viel zu machen. In den Berliner Zeitungen findet man jetzt häufig die Anzeige:

Graf
sucht hundertjährige Möbel

usw., und man wundert sich nur über die Unersättlichkeit dieses Grafen, der inzwischen doch schon sicher Dutzende von Schlössern möbliert und mit Altertümern ausgestattet haben kann. Ich bin der Sache nachgegangen. Also der arme Teufel ist wirklich ein Graf. Er ist für ein verhältnismäßig schmales Gehalt bei einem Berliner Antiquitätenhändler angestellt, dessen Frau mit

40 000 Mark Wirtschaftsgeld monatlich nicht mehr auskommen zu können erklärt. Daß sie überhaupt soviel ausgeben kann, verdankt sie diesem Juwel von einem Grafen. Er taucht in alten Familien, die jedem Händler die Tür weisen würden, dank seiner Visitenkarte unangefochten auf und kauft kostbare Sachen aus Biedermeier- und Directoirezeiten, die ihm natürlich zu einem Preise überlassen werden, wie er „unter Brüdern" üblich ist. Ebenso leicht findet er natürlich Einlaß in neureiche Familien, wo er umgekehrt als Verkäufer auftritt und wo die hochgeehrten Herrschaften sich gern über den Löffel barbieren lassen, obwohl es auch da sehr sachlich-geschäftstüchtige Ausnahmen gibt. Immer reist der Herr Graf in Begleitung. Entweder sein Chef selbst, der Antiquitätenhändler, oder dessen Frau sind dabei und begnügen sich äußerlich mit einer sehr bescheidenen Rolle, legen auch gar keinen Wert darauf, etwa als Händler vorgestellt zu werden. Sie sind es zufrieden, daß „ihr" Graf seine Sache vorzüglich macht und daß sie ihn dabei doch dauernd unter Aufsicht haben. Solch ein Dukatenmännchen ist wirklich Gold wert. Und dabei ist der Graf in seinen Gehaltsnachforderungen, wenn das Leben teurer wird, wirklich nicht so dreist, als er es sein könnte. Augenblicklich blüht natürlich besonders das Geschäft mit den Ausländern — und auch die haben einen Grafen an der Hand, einen französischen Comte, der in unseren teuersten Hotels gern gesehen wird und der die diplomatische Rangliste aller Länder gut im Kopfe hat. Er hat das meiste Interesse für uralten Familienschmuck und ähnliche Dinge von geringem Umfange. Goldene, brillantenbesetzte Tabatièren, die Friedrich der Große irgendeinem seiner Generale geschenkt hat, sind ebenso begehrt wie Diademe, die August der Starke sich als Morgengabe für Damen des sächsischen oder polnischen Adels zu leisten pflegte. Über historische Erinnerungen gehen die Käufer aber hinweg. Nur der materiale Wert gilt. Manches Schmuckstück wird zum bequemen Hinübertransportieren gleich angelegt. Das übrige zerschlägt man mit dem Hammer im Hotelzimmer, bringt das verbogene Gold in seine Bank und schluckt die Diamanten und Rubinen am Tage der Abreise mit etwas Milchkaffee hinunter.

Ein wahrer Hagel von Edelsteinen kullert so über die Grenze. Leider dürfen wir die geschätzten Ausländer nicht so behandeln wie die Engländer ihre Nigger in den Diamantengruben von Kimberley. Die kriegen, wenn sie aus den Compounds hinaus wollen, zunächst ein paar Eßlöffel voll Rhizinusöl und werden dann unter Bewachung eingesperrt, bis sie nichts mehr im Leibe haben. 3. August 1922

47

Im Freibad mit Bettdecke — Jugend von heute — „Nie wieder Krieg"-Deklamation — Papiermarkelend — Das Fest beim afghanischen Gesandten — Kolonie Deutschland — Käsefahrt durch Berlin — Am Sarkophag der Königin

Schlafe patent! Bade zu Hause! Natürlich, wissen wir: zwei Reklameimperative. Aber sie könnten auch als Unterschrift zu den Bildern dienen, die man jetzt in den Freibädern am Wannsee, Müggelsee, Tegeler See aufnehmen kann. Man sieht da Pärchen, die sicherlich zu Hause gebadet haben, wenigstens ist es ihnen hier draußen zum Baden zu kalt und zu naß, und nur zum patenten Schlafen herausgekommen sind, er und sie nebeneinander im Trikot, aber mit einer dicken gemeinsamen Wolldecke bedeckt.

Das ist die neueste Luft- und Liegekur „mit Packung". Nicht jedermann hat Freude an dem Anblick. Manch einer Mutter, die sich und den Kindern eine Sommerfrische in den Schulferien nicht mehr leisten kann, wird das Freibad verleidet; man kann doch angesichts solcher Zweischläfrigkeit nicht mehr unbefangen mit seinen Zehn- und Zwölf- und Vierzehnjährigen dasitzen. Selbst die einfachsten Frauen aus dem Volke packt der Grimm, wenn sie ein halbflügges junges Ding mit einem Mann so in der Freiluftpenne sehen. „Hätten wa bloß noch unsere früheren Blauen, denn würde so'n Stick sleich vahaftet!" höre ich

eine knirschen. Wer ist an diesen störenden Intimitäten an den Seegestaden schuld? Das naßkalte Wetter dieses Sommers? Das haben wir auch früher schon manchmal gehabt. Nein, die Hauptursache ist wohl die, daß unsere Jugendlichen heute ohne straffe Zucht heranwachsen, seit die neue Freiheit für alle gilt, und daß sie bei geringerer Arbeitszeit mehr Geld als früher für sich verbrauchen. Um 4 Uhr nachmittags ist Büroschluß. Um 4 Uhr 10 Minuten läßt das Mädel sich treffen. Vor 14 Uhr bringt der Gent sie nicht nach Hause. Anderen Tages 8 Uhr sitzen beide müde an der Arbeit und warten darauf, daß es wieder 4 Uhr wird. Der halbe Verdienst geht auf Schokolade, Zigaretten, Freibadfahrt und Kaffeehaus auf. Unsere alte Waschfrau hat eine achtzehnjährige Tochter, die 3000 Mark monatlich einnimmt und davon der Mutter 20 Mark für Wohnung, 180 Mark für Verpflegung abgibt — Heizung, Beleuchtung, Wäsche frei. Dieses Geld langt nicht einmal für die belegten Brote. Und seufzend verlangt die Alte „bei die teire Zeiten" allmonatlich von uns Lohnerhöhung. So ernähren wir ihre Tochter mit.

Das Unnatürliche unserer Zustände — und anderswo, außerhalb Berlins, mögen sie wohl ähnlich sein — wird von der Masse allmählich begriffen. Es geht ein kaum mehr unterdrücktes Seufzen durch das Kleinbürgertum und selbst die Arbeiterwelt, ein Seufzen nach der alten straffen Erziehung im Elternhause, an der Arbeitsstätte, beim Militär. Ganz besonders nach der Dienstzeit sehnt sich alles trotz der „Nie-wieder-Krieg"-Demonstrationen, die in Berlin bereits — trotz Engagements eines Dutzend stimmgewaltig deklamierender Schauspieler für den Lustgarten — ein jämmerlicher Hereinfall waren. Die Lüge an den Plakatsäulen, daß „alle" großen Nationen mitmachten, wurde nicht mehr geglaubt. In Frankreich und Belgien waren diese Demonstrationen verboten. In England haben die Arbeiter selbst sie abgelehnt, so daß ein Verbot überflüssig wurde. Das bewußt Internationalistische, nur noch in Deutschland vorhanden, zieht selbst in Berlin immer weniger. Um so fieberhafter versucht man, „von oben her" Sinkendes zu stützen. Wenn man Gesetze zum Schutze der Verfassung erlassen muß,

dann ist sie nichts wert, sagt Lassalle. Das begreift die Masse allmählich. Aber „von oben her" will man unsere unnatürlichen Zustände uns immer noch als Fortschritt beweisen und aufschwatzen: für die beste Weltgeschichte von 1789 bis 1918 im demokratisch-republikanisch-internationalistischen Sinn ist ein Preis von 150 000 Mark ausgesetzt worden. Ein anständiges Honorar. Das Honorar richtet sich heutzutage immer nach dem Zweck. Wenn ein schlichter Deutscher ermordet wird, so lobt die Behörde nur 10 000 Mark für die Ergreifung des Mörders aus. Aber die Körperverletzung Maximilian Hardens wiegt schwerer. Da wird das Zehnfache davon für die Auffindung des Täters geboten.

Schade, daß niemand einen Preis für die volkstümlichste deutsche Geschichte der Jahre — nach 1918 aussetzte. Man hätte da so etwas Bildkräftiges: der Abstieg der deutschen Papiermark. Nach dem jahrelangen furchtbaren Ringen gegen alle Erdteile, nach einer Zeit, in der wir vom Weltmarkte ausgeschlossen waren und vom Schuldenmachen lebten, wurde die Mark im Auslande immer noch mit 60 Pfennig bewertet. Nach Abschluß der Erzbergerschen Finanzreform galt sie 10 Pfennig. Im Laufe unserer jetzigen Erfüllungspolitik ist sie bis heute auf weniger als einen halben Pfennig gesunken. Und ob das Volk das merkt! Die fabelhaften Valuten aus Ländern, die für die Durchschnittsberliner früher im Monde lagen, stehen heute besser als die deutsche, das ägyptische Pfund auf mehr als 4000 Mark, der siamesische Tikal auf mehr als 200, und ehedem in Berlin oder überhaupt nicht vorhandene Gesandtschaften, wie die lettische, die irische, die afghanische, geben rauschende Feste. Daß in der russischen Sowjetbotschaft, Unter den Linden, alles von Silber und Gold und Kristall nur so funkelt und darin auserlesene Getränke perlen, sogar schäumender Cognac von 1846, während im Sowjetkonsulat gleichzeitig eine „russische Hungerausstellung" uns die entsetzlichen Bilder vorführt, darunter im Original ein Brot aus Torf und Rinde, das verwundert den nichtkommunistischen Berliner nicht allzusehr, denn er weiß: das ist alles geraubt und gestohlen. Aber auch in der ganz reputierlichen Diplomatenwelt geht es hoch her, soweit sie nicht — so

die litauische — noch mit deutschem Papiergeld verheiratet ist.

Eines der merkwürdigsten Feste, das ich je erlebt habe, haben jetzt die Afghanen gegeben, in einem großen Saal in der Kurfürstenstraße, in dem etwa 800 vergnügte und begeisterte Menschen sich drängten. Außer einigen Deutschen, die im Kriege in Asien gekämpft hatten oder vorher in Afghanistan gewesen waren, außer ferner einigen Herren des unvermeidlichen Auswärtigen Amtes hatte man den ganzen in Berlin vertretenen Orient von China bis Albanien dazu geladen, weiße, gelbe, braune, schwarze Gesichter glitten durcheinander, Trachten aller Nationen von der Straße von Otranto bis zum Beringsmeer tauchten auf — in meinem ganzen Leben habe ich einen so „echten" Kostümball nicht gesehen. Ich habe mich nicht versprochen: Ball; wirklich: Ball. Es wurde Shimmy, Onestep, Jazz getanzt, und zwar selbstverständlich mit Damen, unverschleierten Damen, nicht etwa mit Batschus, wie der Afghane daheim die Knaben nennt, deren Tanz allein die Männer anzieht, denn „drüben" gehören die Frauen, wenigstens die der anständigen Familien, nur in den abgeschlossenen Harem. Meine Dame war ein bißchen zitronenfarbig, stammte aus Kambodscha in Hinterindien, sprach blendend französisch und tanzte wie eine Libelle. Ihr mehr schlitz- als mandeläugiger Gemahl schiebt natürlich Teppiche und behängt dafür seine Frau mit Brillanten. Irgend etwas schieben ja die meisten unter den echten Berliner Orientalen — und der Rest besteht aus Studenten oder Verschwörern. Eine wahrhaft königliche Indianerin aus Benares tanzte nicht, sondern hielt nur Cercle ab. Um so ausgelassener waren die deutschen Damen, die von „befreundeten" coloured men hierhergelotst waren, bestenfalls — sagen wir einmal — die Töchter einer Geheimratswitwe, die ein Pensionat für die In- und Ausländer unterhält. Man grüßt sie jedenfalls nachher nicht Unter den Linden. Um den deutschen Gästen auch etwas ihnen Gefälliges zu bieten, hatte der afghanische Gesandte außer seinen Landsleuten, die uns asiatisch kamen, unter anderem eine Vortragskünstlerin vom Nollendorf-Theater engagiert. Ich saß gerade in einer Ecke in angeregtem Gespräch mit einem ägyptischen Rechtsanwalt und einem persischen Major, als mir —

aber nicht von Tee und Kuchen — übel wurde, denn die Dame krähte gerade ihren lockenden Refrain:

„Ich liebe ja doch nur Eunuchen,
Ich bin ja so schrecklich pervers!"

und ich wurde knallrot, als der Perser dies dem Ägypter ins Französische übersetzte und ein ganz starres Gesicht der mühsam verborgenen Verachtung bekam. Dagegen war der ganze Orient eitel Begeisterung, als die heimischen Schwerttänzer, Tataren in Tscherkessentracht, auftraten. Etwa acht bis zehn engere Landsleute der beiden, im Halbkreis um sie aufgestellt, klatschten zum Schwerterklirren taktmäßig in die Hände. Bald klatschte der ganze Saal mit. Sogar die stark gepinselte Dame aus Wulschang mit den „Lilienstengeln", Stiefelchengröße 22. Aber natürlich war es nur ein Schaukampf. Ich habe den echten einst in Baku am Jussuf-Tage gesehen, wo die Männer mit entblößtem Oberkörper in der Prozession einhergingen und sich in religiöser Ekstase mit den Schwertern bis zum Niederbrechen blutig hieben; diese Wildheit ist natürlich in Berlin stark temperiert. Im übrigen hat das Fest, daß unsereins bloß als Genießer mitmachte, natürlich seinen politischen Zweck gehabt. Man ist „sich nähergekommen", von dem Beringsmeer bis zur Straße von Otranto, und ein einziges Thema ist aktuell: das Erwachen des Orients! Auch der Gesandte sprach in seiner Begrüßungsrede davon und erzählte, welch unauslöschlichen Eindruck es in seiner Welt überall gemacht habe, daß Deutschland imstande gewesen sei, viereinhalb Jahre lang England und seinen Satrapen standzuhalten.

Der Kampf ist aus. Für ein Menschenalter oder viele liegen wir am Boden. Über uns fahren die Autos der Fremden. Wir sind nur noch „Eingeborene" in den Augen der Angelsachsen. Ein kluger Amerikaner, der uns wohl will, weil wir das Seelenvolk der Erde seien, sagte mir dieser Tage, gegenwärtig werde Deutschland von den Amerikanern entdeckt. Alles wiederhole sich im Leben, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Vor 70, 80 Jahren sei der Deutsche nach Amerika gegangen, habe unglaublich billig Land gekauft oder eine Werkstatt oder eine

Brauerei errichtet und sei schließlich reich geworden. Die später Gekommenen hätten schon ärger schuften müssen und hätten weniger erreicht. Jetzt komme umgekehrt der Amerikaner zu uns und kaufte spottbillig Häuser, Güter, Aktien, und wir würden zu seinen Niggern.

Ich habe mit dem Mann, weil er just so — Berliner Volksleben sehen wollte, eine Käsefahrt durch Berlin gemacht. Käse heißt der bekannte Unternehmer, der zuerst Viere lang, dann im Auto die Besucher Hamburgs durch die Stadt kutschieren ließ. Das gibt's seit einem Jahre nun auch in Berlin. Und neben „Käse" noch „Berolina" und „Elite" und andere solche Fremdenfuhrgeschäfte, auf deren Vehikeln 12 bis 48 Personen und dazu noch ein Erklärer Platz haben. Kostenpunkt für die zweistündige Fahrt 300 Mark. Diese Woche noch. In Hamburg war das schönste für uns Binnenländer, eine Hafenfahrt auf einem Dampferchen eingelegt. Auch Berlin hat seine Einlage. Nämlich den viertelstündigen Halt vor der Atlantichiele am Kurfürstendamm — behufs Kaffeetrinkens zu Preisen, bei dem nur den Hochvalutarischen nicht die Augen übergehen. Man darf aber von Nepp nicht sprechen. Nächste Woche kostet das Pfund Kaffee vielleicht 400 Mark, und der Cafetier eskompiert die Sache eben im voraus. Also die Käsefahrt, meine Herrschaften, ist zum Piepen. Erstens wegen der Völkerschaften. Peng, wie der deutsche Musketier, sagt der Südfranzose, wenn er Brot meint. Und „good" wird zu „gitt" im Munde des Schotten. Und die Russen sprechen wie Juden. Und der Londoner Slang ist da und aus Kopenhagen etwa das, was man in Berlin in der Ackerstraße spricht. Mit einem Wort, es sammeln sich auf dieser Völkerfuhre lauter solche Leute, denen es an der Wiege nicht gesungen ward, daß sie sich einst eine Auslandsreise leisten könnten. Mit souveräner Verachtung, abgesehen von der Trinkgeldszene am Schluß, behandelt sie darum auch der Erklärer. Ist ja so Wurscht, was er sagt. Er hat sich nie die Mühe gegeben, einen Berliner Bädecker durchzulesen. Ein Bankhaus zeigt er uns als Palais der Kaiserin Friedrich. Das Oberanwaltsgericht nennt er ein Nebengebäude der Technischen Hochschule. Das Hotel Adlon, das wir wenige Jahre vor dem Kriege

doch noch als das Palais des Grafen Redern kannten, nennt er „den älteſten Gaſthof Berlins, aus ganz kleinen Anfängen entſtanden, jetzt ein Milliardenunternehmen“. Das 1870 von uns eroberte große Feſtungsgeſchütz vom Fort Mont Valérien, das bisher neben der Hauptwache ſtand und jetzt den Franzoſen wieder ausgeliefert werden müßte, iſt nach ihm „die bekannte Faule Grete, aus dem Dreißigjährigen Kriege“. Aoh yes, very intereſting. Si, ſi, Signore.

Gott ſei Dank hält der Mann einmal ſeinen Mund. In Charlottenburg im Mauſoleum. Drei Jahre lang hatten nur Einbrecher dort Zutritt, weil die Grabſtätte der Königin Luiſe für ſonſtiges Publikum geſchloſſen war. Man muß die Monarchiſten von ſo etwas doch fernhalten. Schließlich aber haben die Fremden immer dringender nach dieſer Sehenswürdigkeit verlangt, und ſo iſt ſie ſeit einigen Monaten denn wieder für den Beſuch freigegeben. Es gibt nichts Weihevolleres in Berlin als dieſes Mauſoleum mit den ſchweigenden, ruhenden Marmorfiguren Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luiſe, Wilhelms I. und der Kaiſerin Auguſta, mit dem machtvollen Engel in magiſchem blauen Lichte davor und der erſchütternden weltgeſchichtlichen Predigt des ganzen Raumes. Irgend jemand hat der Königin ein friſches Veilchenſträußchen in die Hände gelegt, ſo wie man es früher bei uns für zehn Pfennig bekam; das iſt mehr als große Orchideenkränze.

Hier kniete vor der toten Mutter König Wilhelm, bevor er 1870 ins Feld zog. Jetzt liegt eine andere Königin mit Luiſenſchickſal drüben im Antikentempel in Potsdam. Vielleicht holt ſich auch dort einer einmal die Kraft zur Vergeltung.

10. Auguſt 1922

48

Im Vorort Heringsdorf — Man kratzt sich — Tauentzlener Deutsch — Walterchen der Seelentröster mit dem goldenen Herzen — Unsere armen Museen — Behördliche Flaggengala am Verfassungstag — Deutschland über alles!

„Das Leben ist ja sehr angenehm. Aber auch sehr teuer. Man kann es ja auch billiger haben. Aber dann ist es nicht so angenehm."

Nach dieser sanften Philosophie, die beileibe nicht elegisch ist, fällt der Entschluß, teuer zu leben, unsern Tauentzienern und Kurfürstendammern nicht schwer. Sie haben es ja dazu, ganz gleich, ob wir gewonnene oder verlorene Kriege hinter uns haben, Staatsstreich oder Umsturz, Hausse oder Baisse, denn der Familienvater „liegt per saldo immer richtig". Wer wagt zu behaupten, daß diese Leute dem Mammon dienen? Im Gegenteil, sie verachten ihn grenzenlos, und sie sagen: Geld ist Dreck; man muß es bloß haben. Sie sind ja so bescheiden. Eine „Reise" haben sie sich in diesem Jahre nicht einmal gegönnt. Sie wohnen den Sommer über nur im Vorort. Der Vorort von Tauentzienstraße und Kurfürstendamm heißt Heringsdorf und liegt an der Ostsee. Lieferanten und sonstiger Pöbel fahren dorthin mit der Eisenbahn, deutsche Dichter und sonstige Idealisten von Stettin ab mit dem Dampfer, aber das Stammpublikum selbstverständlich mit dem Auto. Die Fahrt kostet ja für die Person nur 3500 Mark. Dafür flitzt der Familienvater Sonnabends von Berlin hinüber und kehrt Montags wieder zurück, und in der Woche machen wohl auch mal umgekehrt die Mutter und die Töchter diese Tour. Also, was soll ich sagen, Spaß, sage ich, in diesem Vorort bin ich schon lange nicht gewesen, also, sage ich, warum soll ich nicht mal hinfahren? Ich muß doch auch da meine Berliner kontrollieren.

Und, was soll ich sagen, also wahrhaftig, das ganze „tout Berläng" war da. Ein bißchen losgelassener als in Berlin selbst. Man fällt in Urvätergewohnheiten zurück. Man kratzt sich. Man kratzt sich überall. Ich glaube, Heringsdorf ist nur deshalb

als Vorort von den Tauentzienern und Kurfürstendammern auserwählt, weil es so furchtbar viele Mücken hat, und die Mücken sind dann der Entschuldigungsgrund für das Kratzen. Um es dabei bequem zu haben, trägt man nicht die neumodisch langen, sondern die vorjährig kurzen Röcke, sogar noch kürzer, nämlich kniefrei, und zwar schon am Vormittag meist aus plissierter leichter Seide, und dann kratzt man sich: am Fußknöchel, an der Wade, am Schienbein, in der Kniekehle — und höher hinauf. Sparsame junge Damen tun es mit der Hand, wobei die hauchdünnen seidenen Strümpfe einigermaßen geschont werden. Verschwenderische junge Damen aber kratzen das linke Bein mit dem rechten Stiefelabsatz oder umgekehrt, und das kostet mitunter zwei Paar Strümpfe täglich. Am Nachmittag, um 4 Uhr, saß ich im Hotel Atlantic beim Mokka zum Feifoklocktieh. Da wurde getanzt. Überall in Heringsdorf wird getanzt, morgens, mittags, abends; eine ganze Berliner Motzstraße voll Tanzgelegenheiten gibt es da, lauter Dielen, lauter Bars, auch die „Sommermeisterschaft von Deutschland" ist soeben ausgetanzt worden, wobei leider nur Herr Kuttner vom Hotel Atlantic, in dessen Prachtsälen die Preise geschoben und gewackelt wurden, mit den Unternehmern sich in die Haare geriet: in Flugblättern und Anschlagzetteln erzählen beide streitenden Parteien jetzt dem Publikum, was der eine oder der andere dabei zu viel verdient oder an Ehrenpreisen habe verschwinden lassen. Also es wird überall getanzt, denn dazu fährt man doch ins Bad, und nicht etwa zum Baden. Dieses vermeidet man wegen Überschwemmungsgefahr, denn wenn die reiferen Damen der Heringsdorfer Saison, die meist recht umfangreich sind, ins Wasser stiegen, so würde die gequetschte Ostsee über die Ufer treten. Also, was soll ich sagen, ich sitze im Atlantic und sehe dem Foxtrott zu, aber wahrhaftig, mitteninne läßt eine Dame ihren Tänzer stehen und kratzt sich. Eine andere bleibt nicht stehen, sondern tanzt weiter, aber kratzt sich trotzdem. Salmiak wird in Heringsdorf — neben anderen Goldwerten — weit über Pari gehandelt, aber man kratzt sich doch.

Also, was soll ich sagen, man muß immer hingucken. Auf die Beine nämlich. Die sind rot getupft. Die Scharlachflecken

und die gekratzten Striemen gluten durch die Seidenstrümpfe durch. Auch die Herren tragen fast durchweg seidene Socken und Pumps und kratzen sich auch, nur nicht so hoch hinauf, meist nur bis zur halben Wade, besonders unter den Sockenträgern. Ein Herr, der hier zu den üblichen weißen Flanellhosen mit blauem Sakko erschiene, wäre des alten Systems dringend verdächtig. Der Heringsdorfer Gent trägt nur Sakkos aus hellgrauem Cheviot. Oder — immer zur weißen Flanellhose — eine bunte enganliegende Strickjacke mit gelbem Ledergürtel. Bei den Korpulenten macht sie sich besonders forsch. Natürlich sind sehr viele Ausländer da. Am meisten aus slawischen Ländern, aus der tschechoslowakischen Republikei oder aus der galizischen Poladei, oder noch von weiter her. Die gewöhnliche deutsche Umgangssprache — Nebbich, Masel, Tinef, Ganef, Meschores, Posel und so — beherrschen sie natürlich alle, aber bei schwierigen Worten, so bei „gennädbigge Frau", stoßen sie doch an. Die richtigen Tauentzlener und Kurfürstendammer erkennt man ebenfalls an einer Spracheigentümlichkeit. Statt „ja" sagen sie immer „gemacht".

„Gehen wir nachher in die Meran-Diele?"

„Gemacht!"

„Könntest du nicht dem netten jungen Wertheimer eine Direktorstelle beim Eisa-Film besorgen?"

„Gemacht!"

„Wollen wir Lissy altes Sèvres schenken?"

„Gemacht!"

Zwischen allen diesen gemachten Leuten kommt man sich, wenn man dritter Klasse hergerutscht ist und schon durch Kaffee und Kuchen seinen Tagesetat erschüttert hat, unsäglich klein und verächtlich vor. Aber eine Menschenklasse gibt es in Heringsdorf, noch dazu aus der Pariakaste der Angestellten, die gar keine Ehrfurcht vor den Leuten kennt, die hier täglich die vielen Tausendmarkscheine flattern lassen. Diese Ungebeugten, das sind die Croupiers. In der Strandhalle steht ein Roulett von der Neppsorte. Auf dem Seesteg schwirren, gleich in zwei Pavillons links und rechts, die „kleinen Pferdchen". Allein bei diesen ist der Umsatz so groß, daß die beiden Bankhalter

schätzungsweise im Durchschnitt täglich — jawohl, täglich — während der Hochsaison 90 000 Mark verdienen. Ein Spieler, dessen Pferd weder Sieg noch Platz macht, sondern immer in der Rubrik „Ferner liefen" stehenbleibt, fängt an zu murren. Ein vernichtender Blick des Croupiers. Und was sagt der Kerl zu dem Spieler? „Sie können mich noch lange nicht anflapsen, verstehen Sie! Bei mir gibt's gleich Kinnhaken, verstehen Sie!"

Es gibt also noch Erfrischendes in Heringsdorf außer der so wenig benutzten See. Das hat meinen Mut und mein Selbstbewußtsein wieder gehoben. Trotzdem bin ich programmgemäß nach dem kurzen Kontrollbesuch wieder abgefahren, denn es handelt sich ja nur um eine Abschiedsvisite in der Welt meiner letzten elf Monate. Den einen, der nun kommt, bin ich nicht mehr Berliner; diesen einen brauche ich, um mich von den Berlinern zu erholen — und wer sie kennt, der wird es mir nachfühlen können. Ich muß hinauf in die ewige Bläue, denn von 2500 Metern an, das weiß ich aus Erfahrung, gibt es keine Mücken mehr, und Tauentzien und Kurfürstendamm nur dort, wo eine Drahtseilbahn hinauffährt. Um diese Bahnen gehe ich meilenweit herum. So kann ich, wenn meine neue Berliner Saison beginnt, neugekräftigt in dieses Narrental zwischen Kreuzberg und Spree wieder hinabsteigen.

Selbstverständlich bleibt vor dem Ferienmonat alljährlich immer noch Unerledigtes liegen. Ich wollte noch so gern zu „Walterchen, dem Seelentröster mit dem goldenen Herzen", der seine Tanzsäle „für die ältere Jugend" in der Holzmarktstraße an der Jannowitzbrücke täglich in Berliner Spätabendblättern anzeigt. Das ist nämlich der Hort der Reaktion. Ich meine: der Reaktion in der Tanzkultur. Dort kennt man keinen Fuchs- und Bärentrott, keinen Tango und keinen Jazz, auch nicht den feierlichen Zeremonialschritt des sogenannten Fedorawalzers, wenigstens seiner ersten Hälfte, sondern nur Tänze, die um 1890 Mode waren, Rund- und Rasetänze, bei denen man in wenigen Touren den ganzen Alkohol buchstäblich ausgeschwitzt hat und mit hämmernden Pulsen, hochrot, taumelnd seiner Dulzinea auf dem Sofa an den Busen sinkt. Das ist etwas für die ältere Jugend der Strohwitwer, der nach Berlin hereingeschneiten

Herren „Ökonomen" vom Lande, der noch abenteuerlustigen Geheimen Rechnungsräte und ähnlicher Leute, die „was fürs Herz" brauchen, denen aber die Anknüpfung über Onestep oder gar Shimmy nicht möglich ist: sie haben so etwas nicht gelernt und können den Wunsch danach daheim bei Muttern nicht vortragen, ohne ein wahrhaft tropisches Wortgewitter über alte Esel auf dem Eise zu riskieren. Für sie und ihresgleichen hat „Walterchen, der Seelentröster mit dem goldenen Herzen" — und er hat schon Nachmacher gefunden — einen Tanzbetrieb aufgetan, in dem noch der Rheinländer gedreht und noch im Schlußgalopp durch den Saal chassiert wird. Das sind also sozusagen noch Tanzmuseen, die aus dem vorigen Jahrhundert das aufbewahren, was damals die Herzen höher schlagen, die Röcke höher fliegen ließ — und diese Museen sind, es ist wirklich unerhört, weit besser besucht als etwa das für Naturkunde oder das für Kunstgewerbe.

In die der Kunst und der Wissenschaft geweihten Museen kommt ja neuerdings, seit wir als Nation bettelarm geworden sind, auch kaum mehr etwas hinein, was nicht schon unter dem alten Regime da war. Eher verschwindet das eine oder das andere. Aus dem Kaiser-Friedrich-Museum haben wir wundervolle alte Altargemälde, einst um hohen Preis von uns gekauft, den Belgiern ohne Entschädigung abliefern müssen. Vielleicht dauert es nicht mehr lange, und der Staat verkauft das eine oder andere Wertstück von dem, was in Jahrhunderten unsere Monarchen für die Allgemeinheit hierhergestellt haben. Not kennt kein Gebot, sagt man ja wohl. Aber wenn auch *in* die Museen nichts Neues kommt, so doch *auf* sie: soviel Geld mußten die Verwaltungen haben, um sich diesmal zum 11. August eine schwarzrotgelbe Flagge anzuschaffen und hoch über dem Bau zu hissen. Was nur irgendwie staatlich ist, das hat flaggen müssen, um den Verfassungstag zu feiern. Aber das blieb auf diese Welt der Staatlichkeit beschränkt, auf die Bahnhöfe, die Museen, die Postämter, die Schulen, die Ministerien — wir sind eben, wie niedergedrückt ein demokratisches Blatt Berlins schon in der Überschrift eines Leitartikels bekennt, „Das Volk ohne Fahnen". Nicht ein einziges Privathaus war zu

entdecken, das geflaggt hätte. Man kann in Breslau zu Ehren Gerhart Hauptmanns in allen Straßen das bunte Tuch flattern lassen, das ist verständlich; man kann irgendwo in Deutschland anläßlich eines Ebert-Besuches das gleiche tun und dazu die Schulkinder Spalier bilden und jubeln lassen — die heute bei solchen Gelegenheiten, wie es einst verruchte Sitte der Byzantiner bei monarchischen Paraden war, wieder einen schulfreien Tag bekommen. Aber man kann die ganze Nation nicht dazu bringen, eine abänderungsfähige Paragraphensammlung zu feiern. Das Gefühl bleibt leer. Die Franzosen feiern den Bastillesturm, die Engländer den Guy-Fawkes-Day und die Trafalgarschlacht, die Amerikaner den Unabhängigkeitstag. Wir könnten den 18. Januar begehen, an dem nach langer Zerrissenheit die deutschen Stämme in Versailles sich wieder ein gemeinsames Oberhaupt gaben, ein einiges Reich sich schufen, aber unsere ganze Geschichte vor dem Revolutionsnovember soll ja in der Rumpelkammer verschwinden. Seither haben wir nichts Erhebendes erlebt. Das fühlen doch selbst die Berliner. Und so bleibt denn der neue Nationalfesttag in Berlin ein Behördenfeiertag.

Eine große reine Freude hatten wir freilich an diesem Tage, nämlich das offizielle Bekenntnis der Regierenden zu unserem „Deutschland, Deutschland über alles". Auch das gehört zu den Mitteln, die dem alten System entlehnt sind, nachdem man sie zuerst verketzert hat. Ein Volk ohne gemeinsame Hymne kann sich nicht festlich einen. Aber schon am Festabend selbst wurde sie von der Marseillaise überbrüllt. Man will hier nicht „zu Schutz und Trutze" — zu Trutze nun schon gar nicht — zusammenhalten, und auf keinen Fall „brüderlich", denn der Feind steht ja rechts. Man will es nicht. Aber man wird es lernen müssen. Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt — kommandieren unsere wahren Feinde. Das war schon häufig so. Und immer kam dann ein Tag, wo draußen das Volk erwachte und aufstand, wo der Sturm losbrach und auch Berlin mitriß. 17. August 1922

Princeton University Library
32101 076806650

Digitized by Google